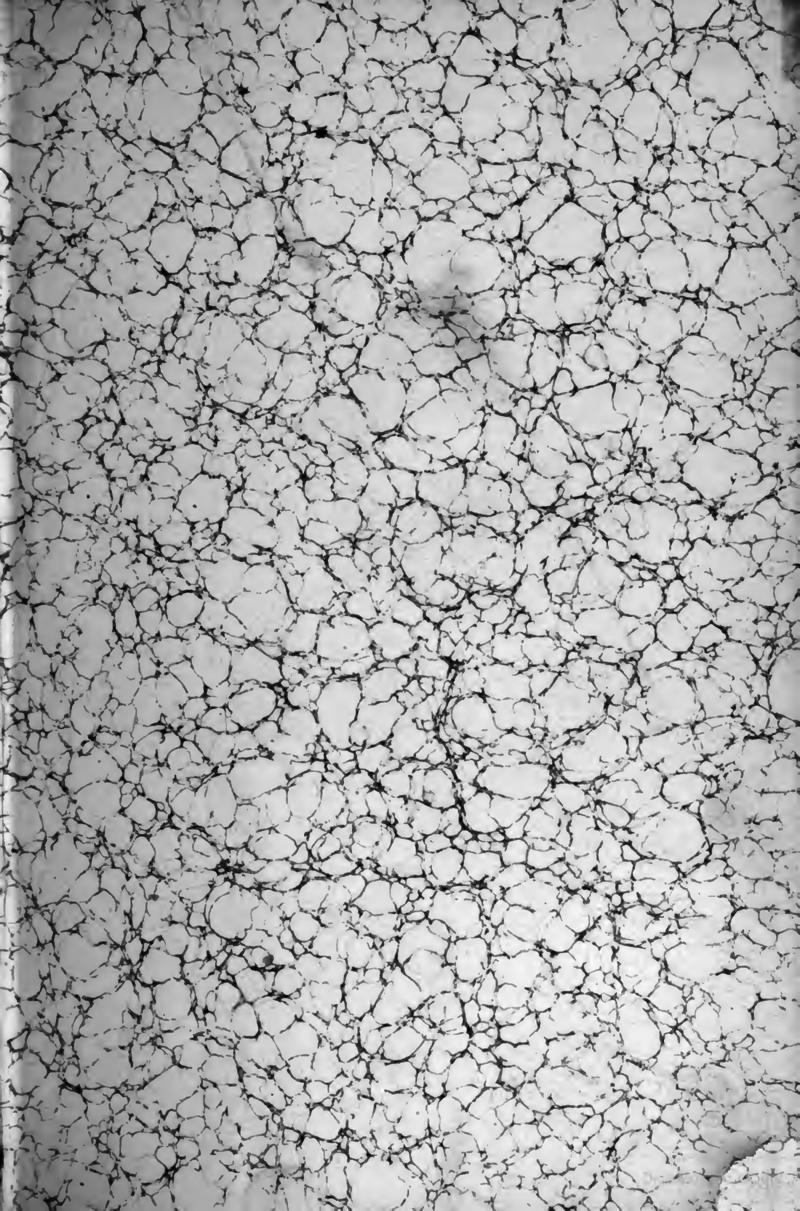




<36626036520016

Kleine

Politische Schriften

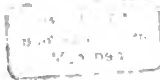
von

Julius Fröbel.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1866.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorrede.

Indem ich eine Auswahl meiner seit 1852 zerstreut gedruckten kleineren politischen Schriften hier in einer Sammlung vereinigt dem Publikum vorzulegen wage, habe ich mich nicht durch eine ungebührliche Werthschätzung der einzelnen Stücke bestimmen lassen. Zwar bin ich der Meinung daß, abgesehen von dem fraglichen Werthe der vorliegenden Arbeiten, in einem für seine nationalen Interessen geweckten und mit seiner Gegenwart und Zukunft lebhaft beschäftigten Volke die politische Literatur — und am meisten gerade der Zweig derselben welcher den praktischen Gang der Dinge begleitet — die nämlichen Ansprüche auf eine mehr als eintägige Beachtung hat, welche mit einer Sammlung seiner zerstreuten Erzeugnisse und Arbeiten der lyrische Dichter oder der literarische Kritiker erhebt. Die einzelnen Stücke des vorliegenden Buches möchten indessen immerhin der schnellen Vergessenheit anheim gefallen sein die in der Regel das Schicksal politischer Gelegenheitsschriften ist. Es ist der leitende Gedanke welcher diese Stücke zu einem Ganzen verbindet, — es ist dieser leitende Gedanke, dem ich den mehr als vorübergehenden Werth beimesse. In einer

seit 1852 an verschiedenen Orten und unter sehr verschiedenen Verhältnissen fortgesetzten publicistischen Thätigkeit bin ich einer der nicht zahlreichen Vertreter gewisser politischen Anschauungen und Bestrebungen gewesen, welche nicht ohne praktischen Einfluß auf den Verlauf der Dinge geblieben sind, und deren Bedeutung keinesweges erschöpft ist. Diesen Anschauungen und Bestrebungen liegen Ueberzeugungen von dem Verhältniß der Principien zu den Thatsachen der Politik zum Grunde, — Ueberzeugungen welche mich bestimmten das meinige dazu beizutragen daß eine befriedigendere Gestaltung der deutschen Nationalangelegenheiten nicht auf dem Wege der Revolution sondern auf dem der Reform bewirkt werde. Daran haben sich gewisse aus der Betrachtung der thatsächlichen Zustände Deutschlands, Europas und der politischen Welt überhaupt geschöpfte Ueberzeugungen von dem was für Deutschland auf dem Wege der Reform erreichbar, und was in diesen Grenzen wünschenswerth ist, geknüpft. Indem in den hier gesammelten kleinen Schriften dieser Grundgedanke mit seinen Nebengedanken sich am Faden thatsächlicher Vorgänge und Verhältnisse entwickelt und seinerseits auf sie einzuwirken gesucht hat, mag die Beständigkeit und Folgerichtigkeit der Beurtheilungen nicht immer offen daliegen. Sollte dies gefunden werden, so habe ich nur zu sagen daß, nach meiner Auffassung, Flugschriften und Zeitungsartikel keine Glaubensbekenntnisse sondern Schachzüge sind, und als solche beurtheilt sein wollen. In allem wesentlichen hoffe ich von Freund und Feind als beständig und folgerichtig befunden zu werden; und wenn ich hier durch

Wiederabdruck amerikanischer Zeitungsartikel belege daß ich in Wien, während einer mehrjährigen publicistischen Wirksamkeit die auf dem persönlichen Verkehre mit den leitenden österreichischen Staatsmännern beruhte, keine anderen Grundansichten ausgesprochen als die zu welchen ich mich zu New-York und San Francisco als Leiter oder Mitarbeiter dortiger Zeitungen öffentlich bekannt habe, so darf ich wol mit Recht das Gefühl in mir tragen von der Bezweifelung voller Unabhängigkeit meiner Ueberzeugungen und Ziele nicht betroffen zu werden.

Ein gerechter und freundlicher Leser, welcher es zu würdigen weiß daß, und weßhalb, mir viel daran gelegen sein mußte meine politische Wirksamkeit auf diese Weise für sich selbst sprechen zu lassen, wird es wol auch zu rechtfertigen wissen wenn mich in der Aufnahme eines oder des anderen an sich vielleicht wenig bedeutenden Aufsatzes ein vorzugsweise persönlicher oder subjectiver Beweggrund geleitet hat. Wenn dies aber namentlich von den Beiträgen zur amerikanischen Presse gelten mag welche ich für die erste Hauptnummer dieses Bandes ausgewählt habe, so enthalten auf der anderen Seite diese kleinen Stücke so vieles was auf die Gegenwart anwendbar ist, daß ich auch in objectiver Beziehung die Aufnahme glaube vertheidigen zu können. Den englisch geschriebenen Brief über Racengleichheit und Racenungleichheit habe ich aus praktischen Gründen nicht übersetzen wollen. Wenn es mir wichtig war zu belegen daß ich schon 1857 in dem radicalsten Abolitionistenblatte der Union den abstrakten Gleichheitslehren entgegenzutreten

mich nicht gescheut habe, während die Wahlrede für Fremont zugleich beweist daß ich von ganzer Seele ein Gegner der Sklaverei bin, so behält doch der Brief an die New-York Tribune ein jetzt erneuertes praktisches Interesse fast nur für englische Leser.

Der zweite Band wird ohne Verzögerung dem ersten nachfolgen.

Wien, den 9. Januar 1866.

Julius Fröbel.

Inhalt.

I.

Zeitungsartikel und Briefe über europäische und amerikanische Angelegenheiten.

Zwischen 1852 und 1857 für amerikanische Blätter geschrieben.

Die Zukunft Europa's vom Standpunkte des Flüchtlings.

(New-Yorker Allgemeine Zeitung, 19. Februar 1852.)

Der gegenwärtige Zustand Europa's ist ein großes Fragezeichen auf der letztbeschriebenen Seite im Buche der Weltgeschichte. Wenige die das Zeichen zu lesen verstehen, begreifen seine inhaltsschwere Bedeutung, und kein lebender Mensch hat wohl ein Recht sich zu rühmen daß er im Besitze der Antwort sei.

Demungeachtet ist der Versuch berechtigt und natürlich die erkennbaren Möglichkeiten sich vorzuführen, um die Wahrscheinlichkeiten zu vergleichen die ihnen beziehungsweise zuzukommen scheinen.

„Kosakisch oder republikanisch:" — Jedermann kennt die so oft wiederholte Alternative. Ist aber damit das Gebiet unbekannter Möglichkeiten abgeschlossen? Niemand weiß, selbst heutigen Tages, welches von beiden Schicksalen Europa vorbehalten ist. Aber wenn Jemand es wüßte, was wäre damit entschieden? Könnte nicht Europa so gut durch die Kosaken republikanisch, wie durch die Republik kosakisch werden? Wir sind durch jene Alternative in unserer Erkenntniß nicht weiter gefördert.

Auch Kossuth hat kürzlich in einer seiner Reden eine Alternative gestellt. Europa, sagt er, hat entweder keine Zukunft, oder seine Zukunft ist der nordamerikanische Republikanismus. Europa, soll dies heißen, geht entweder seinem Verfalle entgegen, oder es adoptirt die republikanischen Grundsätze der Vereinigten Staaten. Das erste für möglich zu halten, hat Kossuth hinzugefügt, erlaube ihm sein Glaube an die Vorsehung nicht; also ist nach seiner Meinung das letzte entschieden.

Wir wissen daß in öffentlichen Reden, selbst in auserwählter Gesellschaft, die Urtheile wahrer Weisheit und tieferer Erkenntniß nicht immer am Platze sind. Unsere Kritik aber hat keine Rücksichten der Popularität zu nehmen, und wir möchten fragen, was die Länder welche wir in dieser Verbindung Europa nennen, vor den vielen großen, mächtigen und gebildeten Reichen voraus haben, die einst die Welt mit ihrem Ruhme und Glanze erfüllten und jetzt nicht mehr sind? Standen sie nicht unter dem Schutze derselben Vorsehung die jetzt die Zukunft Europa's sicher stellen soll? Oder ist Europa etwa von Heiligen bewohnt welche besondere Ansprüche machen dürfen? Welchen Sinn aber hat es überhaupt einem Lande die Zukunft abzusprechen? Kann dies etwas anderes heißen sollen als daß sich seine Cultur erschöpft hat? Und ist damit gesagt daß in dem Untergange dessen wodurch es vormals groß war, nicht die Keime dessen sich entwickeln können was in Zukunft groß sein wird? Das Leben in allen seinen Formen ist immer die Entwickelung eines gegebenen Principes im Conflicte mit anderen Principien. Diese Entwickelung hat immer eine aufsteigende Periode, einen Culminationspunkt und eine absteigende Periode.

So verhält es sich mit dem physischen und geistigen Leben des Individuums, so mit dem Leben der Völker und Gesellschaften. Aber während sich im ersteren das Lebensprincip mit Nothwendigkeit erschöpfen muß, setzt sich im letzteren ein neues steigendes Princip an die Stelle des sinkenden alten, und es fragt sich nur ob und wann dieses neue sich zur vollen Herrschaft bringen kann. Das jüdische Volk hatte den Culminationspunkt seiner Entwickelung unter David und Salomo. Von da begann der Verfall. Aber gerad in diesem Verfalle bereiteten sich die Ideen vor welche die Entstehung des Christenthumes zur Folge hatten. Man hätte zur Zeit von Christus sagen können das jüdische Volk hat keine Zukunft, und doch lag in ihm gerad einer der größten Keime der Zukunft der Welt. Wenn es nun mit Europa ähnlich wäre, hätte man ein Recht bei diesem Mangel an eignem unmittelbarem Erfolge, hinter dem aber die Vorbereitungen viel größerer und wichtigerer Dinge liegen, die Vorsehung weniger weise und thätig zu glauben?

Daß in Europa, namentlich in Deutschland, die Gedanken der Freiheit und eines edlen menschlichen Lebens sich gegenwärtig weiter entwickelt und reiner durchgebildet haben als in irgend einem andern Lande und zu irgend einer andern Zeit, unterliegt für den keiner Frage welcher sich mit dieser Bildung vertraut gemacht hat. Eine solche Bildung hat ihre Zukunft; aber eine Zukunft der ihre Geburtsstätte zu eng ist, eine Zukunft welche die Welt zu ihrem Schauplatze braucht. Das dürfen die Europäer keck sagen, daß die Völker der ganzen Erde auf Jahrhunderte zu thun haben werden, um einige der sittlichen Gedanken auszuführen welche in Europa gedacht worden sind. Wie weit Europa im Stande sein wird selbst die

Früchte seiner geistigen Arbeit zu genießen, — das allein ist die Frage. Aber nicht darin, sondern in der Annahme des Systems der Vereinigten Staaten, sieht Kossuth das Heil Europa's. Auch hierin wieder finden wir mindestens einen theilweisen Irrthum.

Das Wesentliche des nordamerikanischen Republikanismus ist die föderative Selbstregierung, und es unterliegt keinem Zweifel daß durch dieses System eine große Aufgabe der sittlichen Technik gelöst wird. Man irrt sich aber wenn man glaubt daß damit allein die Bedürfnisse einer höher entwickelten Gesellschaft befriedigt werden können, ja daß die europäischen Völker, wenn sie frei wären zu wählen, sich auch nur für ein solches System entscheiden würden, oder wenn sie sich dafür entschieden, damit auskommen könnten. Es gibt einen Kreis von Interessen und Verhältnissen für welche das System der föderativen Selbstregierung das einzige richtige ist, und es wird auf ewig in der Culturgeschichte des Menschengeschlechtes als das Verdienst der jungen Republiken von Nordamerika dastehen, dieses System erfunden zu haben. Täuschen wir uns aber demungeachtet nicht über den Werth desselben. Ausschließlich geltend und auf alle Interessen ausgedehnt, bezeichnet es nur den Colonialzustand dem es seine Entstehung verdankt, den Zustand eines Landes welches sich aus einzelnen von einander unabhängigen Niederlassungen, von Einwanderern die sich aus den Banden anderer Gesellschaften losgerissen, zusammengesetzt hat und auf diesem Wege weiter entwickelt. Wenn Kossuth für ein Land von noch wenig entwickelten Culturverhältnissen wie Ungarn, welches manche Bedingungen gesellschaftlicher Bedürfnisse mit den Vereinigten Staaten gemein haben mag, eine Copie des

politischen Systems der letzteren für möglich und wünschenswerth hält, so mag er vielleicht Recht haben. Das westliche Europa dagegen welches er wenig zu kennen und auf das er wenig Rücksicht zu nehmen scheint, kann mit einer Copie des Systems nichts anfangen. Es kann das ihm zum Grunde liegende Princip benutzen; es kann aber damit allein nicht auskommen. Das Princip der föderativen Selbstregierung ist die Zusammensetzung des politischen Körpers aus seinen Atomen. Die Interessen welche zur Föderation treiben, sind den Kräften zu vergleichen durch den ein Block krystallinischen Marmors zusammenhält. Die krystallinischen Körner sind die sich selbst regierenden Einheiten. Aber durch die Föderation ihrer Interessen bringen sie es zu nicht mehr als zu einem Blocke, dessen inneres Gefüge noch so schön geordnet sein mag, dem aber noch die Form fehlt durch die er zu einem Kunstwerke werden soll. Denn nicht ein natürliches Aggregat sondern ein Kunstwerk im höheren Sinne des Wortes soll die menschliche Gesellschaft sein; und einen Apollo, einen Jupiter oder Herkules kann man aus dem Blocke nur machen wenn man den Meißel ansetzt und den Hammer zur Hand nimmt.

Nach allem diesen liegt für uns die Frage der europäischen Zukunft so: steht für Europa der Verfall bevor, oder wird es ihm gelingen, indem es seine eignen Ideen klärt und verwirklicht, sich durch sich selbst zu verjüngen? — Wir werden nicht die Thorheit begehen die Frage beantworten zu wollen. Es möge uns aber gestattet sein zur Aufklärung einiger Vorstellungen beizutragen die mit derselben in Verbindung stehen.

Nehmen wir an Europa habe in sich die Kraft zum

Beginn eines verjüngten Lebens, so treffen wir in Bezug auf die Mittel und Wege die dieses Resultat herbeiführen sollen abermals auf große und schädliche Irrthümer.

Der erste und wichtigste derselben ist die Ueberschätzung der Revolution als des großen Mittels der Verjüngung. Revolutionen sind Krankheiten oder Krankheitskrisen des gesellschaftlichen Organismus, und ob sie Krisen der steigenden Entwickelung oder des Verfalles sind, wird oft zweifelhaft sein. Die Geschichte zeigt uns daß nicht selten die Bewegung welche man für den Fortschritt hielt, und die Erschütterungen durch die er beschleunigt werden sollte, am Ende der Verfall und seine Beschleunigung waren. Nicht nur mißlungene sondern auch glücklich ausgeführte Revolutionen können den Verfall bezeichnen, gerade wie in einem gewissen Alter des Individuums auch eine glücklich überstandene Krankheit doch nicht wieder auf das alte Maß der Kraft zurückkommen läßt. Die Krankheiten der Jugend und die Krankheiten der Altersschwäche sind bei Völkern schwer zu unterscheiden, und doch kann die Verwechslung eine sehr unheilvolle werden, weil im ungünstigen Falle das vermeintliche Verjüngungsmittel mit doppelter Eile zur Erschöpfung führt.

Daß die Revolution unfähig ist für die Dauer Neues zu schaffen, hat man nach und nach ziemlich allgemein begreifen gelernt. Wenn sie es beabsichtigt, wird ein doppelter Irrthum begangen, indem man nicht nur etwas Unnützes thut, sondern auch die Zeit für das Nützliche ungenutzt vorüber gehen läßt. Aber weniger allgemein wird begriffen, daß die Revolution nicht einmal fähig ist wesentliche Dinge auf dauernd zu beseitigen. Was sie zu schaffen versucht, bricht immer wieder zusammen; was sie zu vertilgen sucht, wächst

immer neu wieder empor. Mehr als ein halbes hundert Verfassungen hat Frankreich sich gegeben, seit es die Bahn der Revolution betreten. Eine nach der andern ist entstanden und wieder verschwunden, und bei allem dem ist seine alte Polizeityrannei geblieben, der allmächtige Gendarme hat alle Umwälzungen überdauert, und während eingebildete Revolutionsmänner für die Ewigkeit Institutionen zu schaffen wähnten die der Sturm des nächsten Tages schon wieder hinwegwehte, erhielten sich im Stillen die Bedingungen alter gesellschaftlicher Zustände, aus denen sich die für beseitigt gehaltenen Gesetze einer früheren Periode immer wieder neu reproducirten.

Es ist die praktische Grundwahrheit für das Eingreifen in die Umgestaltungsprocesse der Gesellschaft, — eine Wahrheit die sich die demokratischen Parteien Europa's nicht klar genug machen können, daß der Stoß einer Revolution niemals mehr ist als die Erschütterung welche die Bestandtheile der Gesellschaft beweglich macht, daß aber diese beweglich gewordenen Bestandtheile immer von anderen stilleren Kräften bewegt werden müssen, wenn Altes abgetragen und Neues aufgerichtet werden soll; mit anderen Worten: daß die Geschäfte welche man in der Regel in einer Revolution unverzüglich glaubt verrichten zu müssen, nur von den auf die Revolutionen folgenden Jahrzehnden oder Jahrhunderten langsam verrichtet werden können.

Daß, wenn Europa sich regeneriren soll, noch heftige Erschütterungen erforderlich sind, scheint außer Zweifel zu sein, daß aber die Regeneration erst hinter diesen Erschütterungen folgen kann, ist eben so unzweifelhaft. Die welche sich mit der Meinung täuschen daß das Neue in der

Revolution selbst und durch die Revolution selbst geschaffen werden müsse, werden durch die Größe der Arbeit die sie vor sich sehen, dahin getrieben die Nothwendigkeit langwieriger Revolutionskämpfe anzunehmen, die erst mit der Ausrottung aller Träger des Alten beendigt werden können. Man kann mit Bestimmtheit sagen daß man auf diesem Wege das Ziel nicht erreichen kann. Langwierige Kämpfe führen zur völligen Erschöpfung Europa's, ohne irgend etwas Werthvolles zu schaffen, wenn nicht etwa Ideen die auf anderem Boden zu keimen und Frucht zu bringen bestimmt sind. Die Ausrottungsversuche geben der Partei die man überwinden will einen Heiligenschein und verjüngte Kraft, und auf die begangenen Excesse folgt eine Reaction die in Europa leicht in eine Erstarrung übergehen könnte.

Wir übergehen andere Irrthümer und Täuschungen die im demokratischen Systeme, wie es in diesem Augenblicke verstanden wird, liegen, weil ihre Erörterung uns weiter führen würde als es für diese Gelegenheit passend ist, und weil auch diese Irrthümer nicht durch die theoretische sondern nur durch die praktische Kritik der Weltgeschichte selbst berichtigt werden können. Ein wichtiger Punkt aber bleibt uns zu besprechen übrig. Wir meinen das Verhältniß der radikalen Gedanken zur Wirklichkeit.

Die theoretische Logik des menschlichen Geistes treibt dahin jedes Princip in seine letzten Consequenzen zu verfolgen; es ist aber wiederum ein Irrthum zu glauben daß diese theoretische Logik der Erkenntniß zugleich die praktische Logik der Geschichte sei. Nicht nur der Gedanke überhaupt, nein, selbst die Wahrheit ist immer nur *ein* Factor in der Geschichte. Sie zeigt uns das Ziel der Bewegung; aber das Ziel ist nicht

das einzige was die Bewegung bedingt. Der Gedanke, die Einsicht, ist der ewig vorauseilende Wegweiser, der doch selbst an die schwerfällige, langsam folgende Geschichte gebunden ist, so daß er das Ziel wohl erblickt aber dennoch selbst nicht erreicht. Die deutschen Theoretiker hatten dafür einen Trost gefunden; sie betrachteten den Proceß ihres Denkens als den Proceß der wirklichen Geschichte, überwanden, vernichteten, erbauten in der Idee rastlos fort, bis sie von den theoretisch überwundenen Mächten praktisch eingesteckt oder aus dem Lande vertrieben wurden. Wir mögen uns jetzt rühmen über diese naiven Täuschungen hinweg zu sein. Ueber die Täuschung aber sind noch wenige hinweg, daß die scharfe Consequenz des Gedankens jemals dazu bestimmt sei zur Wirklichkeit zu werden. Jedes System ist wieder in sich selbst mit einer Einseitigkeit behaftet, die einen Gegensatz hervorruft in welchem weitere Entwickelungen vorbereitet liegen. Wir mögen im Denken, von einem bestimmten Standpunkte ausgehend, systematisch abschließen, — die Geschichte wirft sich niemals einem Systeme ganz in die Arme, weil sie immer zugleich ein Paar andere Systeme der Zukunft wie der Vergangenheit im Sinne hat. Sie spinnt nicht wie der Gedanke einen Faden hinter dem anderen ab, sie spinnt an allen Fäden zugleich die „am sausenden Webstuhle der Zeit" verarbeitet werden. Sie ist die größte Feindin der Consequenz im theoretischen Sinne.

Man mißverstehe uns nicht. Wir sind keine Verächter der Idee. Sie ist uns das himmlische Feuer welches der Welt zum Geschenke der Gedanke herabgeholt hat. Aber wir wissen daß Prometheus an den Felsen der Wirklichkeit geschmiedet ist, und daß es Weisheit ist wie er zu sagen:

„Wähntest Du etwa
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?“

und wie er zu thun:

„Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei.“

Die spanisch-amerikanische Race und ihre Staaten.

(New-Yorker Allgemeine Zeitung, 2. Januar 1852.)

Im Laufe des verflossenen Jahres sind, wie unsere Leser wissen, Revolutionen, Aufstände, Bürgerkriege und Unruhen in fast allen Ländern der ehemaligen spanisch-amerikanischen Kolonien vorgekommen. An der mexikanischen Grenze stehen noch Ereignisse in Aussicht welche von Wichtigkeit für die Entwickelung der amerikanischen Verhältnisse werden können.

Was hat man von allen diesen Erscheinungen zu halten? Aus welchen Eigenschaften der Bevölkerung dieser Länder gehen sie hervor? Was ist die muthmaßliche Zukunft derselben? Es wird nicht uninteressant sein eine Beantwortung dieser Fragen zu versuchen.

Die spanisch-amerikanischen Länder haben in ihrer Entwickelung mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche in Anschlag gebracht werden müssen wenn man aus den Erfolgen einen Schluß auf den Charakter, die Intelligenz und die Gemüthsart ihrer Bevölkerungen ziehen will. Wenn man diese Schwierigkeiten, die theils in der Geschichte theils in der Naturbeschaffenheit der Länder liegen, sich klar macht, wird man

sich überzeugen daß die Hindernisse der Entwickelung mehr in diesen Umständen als in einer angenommenen Inferiorität der Race liegen. Die letzte Annahme halten wir für ein Vorurtheil welchem entgegenzuwirken ein verdienstliches Unternehmen ist.

Es ist allerdings eine Thatsache, und eine sehr wichtige, daß in allen spanisch-amerikanischen Ländern das indianische Element eine große, meist die vorherrschende Rolle spielt, und die Fanatiker und Doktrinärs des Racendünkels könnten, dem spanischen Element eine herablassende Gerechtigkeit gewährend, sich in ihrem wegwerfenden Urtheil an diese Thatsache halten. Die Zahl der Spanier welche die amerikanischen Länder erobert und sich in ihnen angesiedelt hat, ist bekanntlich sehr klein gewesen, und noch kleiner die Zahl der europäischen Frauen die sie mit sich gebracht. Die Landbewohner der Pampas am Platastrom, die sogenannten Gauchos, aus denen der Dictator Rosas von Buenos Ayres hervorgegangen, sind durchaus eine Mestizenrace. Die Zahl der spanischen Frauen welche nach diesen Gegenden kamen war ganz besonders klein. In den sämmtlichen peruanischen Ländern, also im heutigen Peru, Bolivia, den tukumanischen Provinzen, die jetzt den nördlichen Theil der Platastaaten ausmachen, im nördlichen Chili, und in Quito, dem heutigen Ecuador, kurz in allen Ländern die zum Incareiche gehörten, war bis zu Ende der Kolonialperiode das indianische Element und sogar die alte indianische Bildung so bedeutend und einflußreich daß bis zum Unabhängigkeitskriege herauf die Quichuasprache die gewählte Sprache der feinen Gesellschaft und der zarten Verhältnisse war, die Sprache in der man sich galante Briefe und Liebesgedichte schrieb, was neben der spanischen Sprache viel sagen will.

In Peru und Mexiko haben sich auch die alten berühmten indianischen Namen aus der Zeit der Eroberung bis auf unsere Zeit erhalten. In Mexiko gibt es noch Montezumas und in Peru kommt ein Atahualpa in den Freiheitskämpfen gegen Spanien vor. Der hohe indianische Adel dieser Länder wurde nach der Eroberung in den spanischen Adelsstand erhoben. In Paraguay ist sogar die Sprache der indianischen Bevölkerung, die Guaranisprache, bis auf den heutigen Tag die herrschende Landessprache geblieben, die Sprache in der so gut geschrieben und gedruckt wird wie in der spanischen. Man könnte also diese Staaten mindestens mit eben so viel Recht indianische oder wenigstens Mestizenstaaten nennen, mit welchem man sie spanische oder Creolenstaaten nennt.

Aber eben diese Thatsache beweist zugleich daß man auch die indianische Race aller dieser Länder nicht geringschätzig ansehen oder mit den Rothhäuten der Vereinigten Staaten in eine Kategorie stellen darf. Die Indianer aller dieser Länder bilden sogar den fleißigsten, gewerbthätigsten Theil ihrer Bevölkerung. Es ist wahr, sie treiben ihre Industrie im Kleinen, aber mit einer Sorgfalt, einem Fleiße und einer Geschicklichkeit durch welche sie sich vortheilhaft auszeichnen. Die Indianerdörfer z. B. in Mittelamerika sind bei Weitem die reinlichsten und zierlichsten Oerter in diesen Ländern. Die Hütten unter Palmen, von ausgewählten Blüthensträuchern umgeben, beweisen eine natürliche Feinheit des Geschmackes die man von Massachusetts bis Californien und von Jowa bis Florida vergebens suchen würde. Die prachtvollen Hängematten welche eine Zierde der Häuser dieser Gegenden sind, und die berühmten Panamahüte, auf die ein New-Yorker Stutzer stolz ist wenn er einen ächten bezahlen kann, gehen

aus indianischer Industrie hervor. Kurz die Indianer und Halbindianer sind die eigentliche arbeitende Classe in diesen Gegenden, und dürfen dem deutschen Bauer in vielen Beziehungen mindestens gleichgestellt werden.

Ein großes Hinderniß der Entwickelung aller spanisch-amerikanischen Länder ist der Katholicismus. Wir meinen damit nicht speciell den katholischen Aberglauben, denn dieser ist mindestens eben so gut wie der protestantische, ja wir halten ihn für humaner und geschmackvoller, sondern wir meinen den ganzen die Trägheit befördernden, einschläfernden Geist des Katholicismus, einen Geist der wohl zu großen Thaten einer vorübergehenden Aufregung, aber nicht zu der prosaischen Arbeit befähigt die von den Antrieben der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit beherrscht wird.

Indianerthum und Katholicismus bilden die Grundlage des Lebens in den spanisch-amerikanischen Ländern; aber auf diese Grundlage ist nicht nur die moderne europäische Civilisation gepflanzt, sondern mit der lateinischen Bildung, die der Spanier mit seiner Sprache nach der neuen Welt gebracht, und deren Charakter sogar dem christianisirten Indianer den Namen „Ladino" erworben, sind starke Reminiscenzen aus der alten römischen Welt mit herübergekommen, und die Rolle römischer Senatoren, Consuln und Dictatoren spukt in den Köpfen der meisten Politiker dieser Gegenden. So sehen wir vier Elemente der spanisch-amerikanischen Bildung zusammenwirken: das Indianerthum, den Katholicismus, die antiken Reminiscenzen und die moderne Bildung.

Diese Elemente spielen eine große Rolle in den Parteiverhältnissen. Die moderne Bildung knüpft sich, nicht ausschließlich aber vorherrschend, an die Bourgeoisie der

Handelsstädte, die antiken Reminiscenzen äußern ihren Einfluß auf die militärischen Notabilitäten, das indianische Element bildet die Demokratie, und der Katholicismus schlägt sich, je nach seinem Vortheil, auf die eine oder die andere Seite. Dazu kommt in den größeren Ländern der Umstand daß die Bevölkerungen ihrer verschiedenen Provinzen aus verschiedenen Provinzen Altspaniens abstammen und die Gefühle gegenseitiger Eifersucht und Abneigung mit herübergebracht haben.

Mit diesen aus der ursprünglichen Völker- und Culturmischung der spanisch-amerikanischen Länder hervorgehenden Schwierigkeiten verbinden sich andere die in der Natur dieser Länder liegen. Während die tropische Natur das menschliche Leben in einer Weise bequem macht von der man in einem Klima wie das der Vereinigten Staaten kaum einen Begriff hat, indem sie die Sorgen für Wohnung, Kleidung und Nahrung auf ein sehr kleines Maß einschränkt, stellt sie auf der andern Seite dem materiellen Fortschritt auch große Hindernisse in den Weg. Wir wollen hier nicht von der Ungesundheit des Klimas reden, denn, obschon es manchen mit Recht verrufenen tropischen Landstrich gibt, beruhen doch die Vorstellungen von der Gefährlichkeit tropischer Klimate meist auf Vorurtheilen. Aber ein Acker den man einige Jahre lang unbebaut liegen läßt, wird dadurch in den meisten Gegenden von Mittel- und Südamerika wieder in eine vollständige Wildniß verwandelt die man von Neuem urbar machen muß, und gewöhnliche tropische Regengüsse mögen unter Umständen im Stande sein ganze Strecken Eisenbahn hinwegzuschwemmen. Und bringt man endlich in billige Berücksichtigung wieviel die spanisch-amerikanischen Staaten jünger sind als die nordamerikanische Union, und wie sie während der Kolonialperiode von ihrem Mutterlande

systematisch zurückgehalten worden sind, so wird man in Bezug auf den jetzigen Zustand der Dinge ihre Einwohner nicht zu hart beurtheilen dürfen.

Macht man zwischen dem Bildungszustande dieser Länder und dem der Vereinigten Staaten einen Vergleich, so ergibt sich daß die ersteren allerdings im Allgemeinen weit zurückstehen, allein nicht in allen Beziehungen und nicht in so hohem Grade wie man zu glauben pflegt. Ein großer Theil von dem was man als Beweis für einen niedrigeren Bildungsgrad anführt, ist nur das Merkmal einer anderen Bildungsform oder Bildungsrichtung, und ein großer Theil der Urtheile die bei den Nordamerikanern über diesen Gegenstand üblich sind, müssen als Vorurtheile betrachtet werden.

Man kann, wenn man nur Hauptzüge ins Auge faßt, sagen, die hispano-amerikanische Bildung unterscheide sich von der anglo-amerikanischen ungefähr wie in Europa die spanische, italienische und französische sich von der englischen unterscheidet; d. h. die erstere ist mehr idealistisch oder poetisch, die letztere mehr realistisch oder prosaisch. Selbst der deutsche Geist steht in mehreren wichtigen Beziehungen dem hispano-amerikanischen näher als dem anglo-amerikanischen, wie denn auch zwischen Deutschen und Hispano-Amerikanern ein viel intimeres Verhältniß herrscht als zwischen Hispano-Amerikanern und Anglo-Amerikanern. Ein Punkt ist es ganz besonders in welchem der Hispano-Amerikaner dem Anglo-Amerikaner überlegen ist, nämlich der natürliche gute Geschmack, freilich nicht im Sinne der Gentlemen und Ladies die auf dem Broadway promeniren, wohl aber im Sinne des Künstlers, und jedes Menschen der für freien Stil, malerische Erscheinung, musikalischen Ton, poetische Auffassung Sinn hat. Der Anglo-Amerikaner

versteht in der Regel nicht einmal worauf es in diesen Dingen ankommt.

Sehr oft hört man von Nordamerikanern und Fremden aus dem Norden den Mangel an Comfort zum Maßstab der geringen Bildung der Hispano-Amerikaner machen. Auf die bedeutenderen handeltreibenden Seestädte des spanischen Amerika's läßt sich dieß nicht anwenden, denn es fehlt diesen nicht an Comfort und Luxus. Aber auch auf das Innere der Länder angewandt, ist der Schluß ein falscher. Man denkt nicht daran, daß die Dinge an die wir uns gewöhnt haben und die wir für Vollkommenheiten unseres Zustandes halten, zum Theil nichts als eine Folge der Unvollkommenheiten unserer nordischen Klimate sind. Mit vielen Urtheilen über die Schicklichkeit und Sitte verhält es sich ebenso, und es muß als ein beschränktes Urtheil betrachtet werden wenn man den Mangel einer ängstlichen Schamhaftigkeit in heißen Ländern als einen Beweis von Rohheit ansieht.

Ein wichtiger Charakterzug der spanisch-amerikanischen Länder, ein Charakterzug der sie den europäischen näher stellt, ist der daß sie in ihren civilisirten Indianern und Halbindianern, in ihren freien Mulatten, Zambos und anderen Casten — reine Neger sind wohl kaum mehr zu finden — eine eigentliche arbeitende Volksklasse haben, eine Menschenklasse die alle politischen Rechte besitzt und aus der manche der ersten Männer dieser Länder hervorgehen, die aber in ihrer großen Mehrheit nicht die entfernteste Neigung hat eine Lebenslage zu suchen durch die sie sich in die Reihen der Bourgeosie stellen würde. Man mag dies für gut oder nicht gut halten, — es bleibt eine Thatsache die erst noch ihre volle Wichtigkeit erlangen wird.

Fragt man uns nach unserer Meinung über die Zukunft

der spanisch-amerikanischen Staaten, so ist sie die, daß die eigentlichen südamerikanischen sich mit Hülfe einer zunehmenden Einwanderung, besonders aus Deutschland, durch sich selbst glücklich und erfolgreich fortentwickeln werden. Anders, glauben wir, wird es in Mexiko und Centralamerika sein. Nachdem diese einmal in die Verhältnisse der Vereinigten Staaten verflochten sind, wird ihnen zur eigenen Entwicklung keine Ruhe mehr bleiben. Die jetzigen Kämpfe in Nicaragua geben dafür ein Beispiel.

Wie aber der Gang der Dinge auch sein möge, immer ist es ein großer Gewinn für die Entwickelung Amerika's daß sich in seinem eigenen Leben bedeutungsvolle Gegensätze herausstellen. Der Monarchismus Brasiliens steht wohl auf zu schwachen Füßen um den anderen Pol zu den Vereinigten Staaten zu bilden. Aber ganz Südamerika als romanisch-indianisches Staatensystem, bildet einen richtigen und allgemeinen Gegensatz gegen die nördliche Hälfte des Welttheils. Mexiko und Mittelamerika werden einen Uebergang zwischen beiden Extremen bilden, und zugleich aus den Conflicten beider großen Culturformen mit der Zeit eine hohe Cultur für sich selbst entwickeln. Nordamerika wird damit in sich wiederum zweckmäßig gegliedert werden und jedenfalls drei große Grundformen des Lebens ausbilden. So in sich selbst der inneren Wechselanregung sicher, kann die neue Welt erfolgreich der alten gegenübertreten.

In diesem ganzen Organismus der kommenden Geschichte hat also die spanisch-amerikanische Race mit ihren Staaten, die man am besten ladinische Staaten nennen würde, ihre ganz bestimmte und wichtige Stellung und Aufgabe.

Drei Briefe über Glauben, Aberglauben und Mysticismus.

An einen revolutionären Mystiker.

(New-Yorker Allgemeine Zeitung, Februar 1852.)

I.

New-York, den 4. Februar 1852.

Mein werther Freund!

Sie haben mir Nr. 10 der „Sunday Dispatch" zugeschickt, in welcher der Brief des Herrn John White über den Verkehr der Geister- und Körperwelt enthalten ist, und wünschen über den Gegenstand meine Meinung zu vernehmen.

Sie wissen wessen Sie sich, wenn ich Ihren Wunsch erfülle, von mir zu versehen haben. Sie wissen daß ich zwar an eine Welt des Geistes aber nicht an eine Geisterwelt glaube. Sie wissen aber auch daß ich nicht zu denen gehöre welche dem bloßen blinden Unglauben einen großen Werth zuschreiben. Der blinde Unglaube ist nicht besser als der blinde Glaube. Er steht auch auf keinen festeren Füßen und kann einer vernünftigen Gesammtansicht des Lebens nicht zur Stütze dienen. Jede auffallende und scheinbar unerklärliche Thatsache kann ihn über den Haufen werfen und die ausschweifendsten Ansichten an seine Stelle setzen. Wenn ich also nicht glaube

was Sie glauben, so geht dies nicht aus einer verneinenden Richtung hervor, nicht aus einem Unwillen des Geistes gewisse Dinge anzunehmen, sondern daraus daß er allgemeinere Ueberzeugungen angenommen hat die dem was ihm zugemuthet wird widersprechen.

Dieser Standpunkt welchen ich einnehme, mag der Grund sein weshalb Sie auf meine Einwendungen einigen Werth legen.

Wenn ich mich nun über die Sache aussprechen soll, so müssen Sie mir erlauben daß ich es öffentlich thue. Ich bin zwar nicht der Meinung daß die hiesige deutsche Bevölkerung sich viel mit dem Geisterreiche zu schaffen mache, und meiner Belehrung und Warnung bedürfe um von einem so gefährlichen Verkehr abgehalten zu werden. Ich weiß auch daß die eingebornen Amerikaner die New-Yorker Allgemeine Zeitung nicht lesen, und daß, wenn sie es thäten, die Belehrungsbedürftigen sich nicht belehren lassen. Demungeachtet glaube ich daß die Sache öffentlich besprochen zu werden verdient, und sei es auch nur um die merkwürdige Erscheinung zu erklären, daß hier in der neuen Welt eine Partei welche einige Ideen des extremsten Fortschritts und der radikalsten Revolution adoptirt hat, sich zu einem Mysticismus bekennt den wir im alten Europa als einen wesentlichen Charakterzug der Reaction zu betrachten pflegten.

Diese Erscheinung ist für mich das interessanteste an der Sache, und das richtige Verständniß derselben scheint mir so wichtig zu sein daß ich hierin die Hauptveranlassung zur Oeffentlichkeit dieser Erörterungen gefunden habe. Die Erklärung der Erscheinung wirft viel Licht auf die ganze Frage, und ist auch für eine klare Parteistellung von praktischer Bedeutung.

Die Grundlage der ganzen Beurtheilung dieser Angelegenheit reicht ihrer Natur nach in die Tiefen der Metaphysik. Ich werde weder Ihnen noch andern Lesern dieses Blattes zumuthen mit in diese Tiefen hinabzusteigen. Dagegen müssen Sie mir aber doch erlauben daß ich Sie einlade wenigstens von der Oberfläche einen Blick hinabzuwerfen, und wenn Sie da unten noch Einiges nicht so hell finden wie die Dinge auf der Oberfläche, so werden Sie wenigstens so gerecht sein zu gestehen, daß diese Tiefen ohne Schwierigkeit besser beleuchtet werden können sobald man nur Lust hat sich die Mühe zu nehmen, und daß es nicht meine Schuld ist wenn man keine Lust hat. Hier wenigstens wird es durch das Licht hell, während es mit dem Geisterreiche umgekehrt zu sein scheint; denn je mehr man hineinleuchtet, desto weniger sieht man.

Zuerst scheint es mir wichtig daß wir uns über Wissen und Glauben verständigen. Es wird hier gewöhnlich der große Mißgriff begangen daß man den Glauben als einen höheren oder niedrigeren Grad des Wissens betrachtet. Die Gläubigen betrachten ihn als einen höheren, die Ungläubigen als einen niedrigeren. Der Unterschied zwischen Wissen und Glauben ist aber kein Unterschied des Grades, sondern ein Unterschied der Art unserer Ueberzeugungen, ein Unterschied der die Folge der Verschiedenheit ihrer Quelle ist. Das Wissen ist die Ueberzeugung aus Einsicht in die Sache, der Glaube die Ueberzeugung aus Wohlgefallen an der Sache. Oder, was dasselbe sagt, das Wissen ist die Ueberzeugung aus Erkenntniß, der Glaube die Ueberzeugung aus Liebe. Unstreitig nun kann der Mensch ohne Ueberzeugungen der letzten Art nicht sein; die Frage ist nur in welcher Sphäre sie

berechtigt sind. Wenn wir uns den Glauben an die endliche Freiheit und einen glücklicheren Zustand des Menschengeschlechtes nicht nehmen lassen, so beruht unser Glaube auf unserer Liebe zur Freiheit und zum Menschengeschlechte. Ein Wissen hierfür gibt es nicht; aber unser Glaube ist darum nicht weniger berechtigt.

Wir glauben, um es kurz zu sagen, an unser Ideal, und haben ein Recht an dasselbe zu glauben, ein Recht welches uns keine Wissenschaft kann streitig machen. Aber etwas anderes kann die Wissenschaft thun. Sie kann mit ihrer Kritik unser Ideal zerstören, sie kann dessen Unzulänglichkeit beweisen, sie kann — um ebenfalls wieder einen kurzen und bestimmten Ausdruck zu gebrauchen — den Beweis führen daß das vermeintliche Ideal ein Idol und also unser Glaube ein Aberglaube ist. Der Glaube im Allgemeinen wird damit nicht zerstört. Wir veredeln unser Ideal und reinigen unsern Glauben, oder wir schaffen uns ein neues Ideal und gehen zu einem neuen Glauben über.

So äußert die Wissenschaft einen heilsamen Einfluß auf den Glauben. Indem sie aufklärt, zeigt sie die Mängel unseres Ideales und die diesen Mängeln entsprechenden Unvollkommenheiten unseres Glaubens. Wenn bei dieser Gelegenheit zuweilen das allgemeine Wesen des Glaubens selbst verkannt wird, so ist dies eine zufällige Unvollkommenheit auf ihrer Seite die gleichfalls nicht zu ihrem Wesen gehört. Hier liegen die Fehler welche auf Seite der rationalistischen Richtung möglich sind.

Auf der anderen Seite äußert der Glaube auch seine wohlthätige Wirkung auf das Wissen. Wir beschäftigen uns wissenschaftlich mit den Dingen die wir lieben, in denen der

Glaube also einen Gegenstand findet. Den nüchternen naturwissenschaftlichen Arbeiten ist immer eine Art von Naturschwärmerei, der Glaube an die Allgemeinheit des Lebens, wenn Sie lieber wollen an die reelle Allgegenwart Gottes, also irgend eine Form des Pantheismus vorausgegangen.

Der Glaube gibt dem wissenschaftlichen Geiste manche Anregung. Wenn er aber den Resultaten der Wissenschaft vorgreifen oder sich selbst an die Stelle des Wissens setzen will, so treten die Fehler ein welche auf Seite der gläubigen Richtung möglich sind. So z. B. ist der Glaube an den Mesmerismus, der Glaube an irgend ein System der populären Heilkunde, der Glaube an die Phrenologie, etwas vollständig Unberechtigtes, weil es nicht darauf ankommt ob uns die behaupteten Resultate dieser Doctrinen gefallen und interessant scheinen, sondern darauf ob sie wahr sind. Die Beschäftigung mit solchen Systemen ist, soweit eine nüchterne Wissenschaftlichkeit es zuläßt, in der Ordnung; der gläubige Fanatismus dafür gehört in das Gebiet des Aberglaubens, zuweilen sogar der Narrheit.

Es gibt Dinge deren Wahrheit darin beruht daß sie uns gefallen; es gibt aber auch Dinge die uns nicht gefallen dürfen außer wenn sie wahr sind.

Es gibt Dinge die geglaubt werden müssen und nicht gewußt werden können; es gibt andere Dinge die gewußt werden müssen und nicht geglaubt werden dürfen.

So weit sind wir vielleicht, wenn auch nicht einig, doch wenigstens einander nahe. Die Frage welche mich von Ihnen trennt, wird die sein, welches die Dinge der einen und andern Art sind. Ich komme in meinem Nächsten zu diesem Punkte.

II.

New-York, den 5. Februar 1852.

Sie müssen, mein werther Freund, mir in Bezug auf die letzten Sätze meines ersten Briefes einige Bemerkungen erlauben, durch welche ich mich in Hinsicht auf den Sinn jener Sätze davor schütze mißverstanden zu werden. Sie könnten der Meinung sein, ich wolle mit der Bemerkung daß es Dinge gebe die geglaubt werden müssen und nicht gewußt werden können, die alte Lehre von der Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntniß wiederholen, und zugleich andeuten daß, wo das Wissen unzulänglich sei, der Glaube als ein höheres Vermögen wirksam zu werden anfange und die Unvollkommenheit der Erkenntniß ergänze.

Dies wäre indessen nicht der Sinn den ich anzudeuten beabsichtigt habe; wenigstens bedürfte es weiterer Erläuterungen auch über diese Interpretation ehe ich mich zufrieden geben könnte. Der Glaube fängt nicht da an wo wir gern noch etwas wissen möchten und doch nichts mehr wissen, sondern er fängt da an wo wir kein Interesse mehr haben zu wissen. Wo Sie gern wissen möchten, da kann Ihnen in Ermangelung des Wissens auch der Glaube nichts helfen. Nicht nur was wir schon wissen, sondern auch was eine Aufgabe des Wissens ist, was wir wissen *möchten*, ist für das Gebiet des Glaubens verloren. Glauben Sie soviel Sie wollen, Sie sind dadurch nicht klüger geworden: Ihr Wissen hat sich nicht vermehrt. War es vorher mangelhaft, so ist es mangelhaft geblieben. Gegen seine Unvollkommenheit gibt es kein anderes Mittel als den Fleiß und das Studium des Menschengeschlechtes. Die Ueberzeugung daß

durch diesen Fleiß und durch dieses Studium die Probleme der Erkenntniß werden gelöst werden, ist das einzige was dabei der Glaube gewähren kann. Sie ist ein Glaubenssatz der aus unserem Ideale von der Menschheit folgt. Die Aufforderung zur Erweiterung des Wissens hat also keine Grenzen. Es hat keinen Sinn zu dem Denker zu sagen: Thor! was grübelst Du über Dinge die der Mensch nicht wissen kann? — denn er kann mit Recht antworten: nur das kann man nicht wissen woran das Wissen kein Interesse hat, was an sich keine Aufgabe des Wissens ist. Wo eine Frage an die Erkenntniß möglich ist, da muß auch eine Antwort durch die Erkenntniß möglich sein, — gleichviel ob sie jetzt oder in zehntausend Jahren möglich ist.

Der Satz also daß es Dinge gibt die nicht gewußt sondern nur geglaubt werden können, soll nichts anders heißen als daß der menschliche Geist auch Ueberzeugungen hat, die von andern Interessen als denen der Erkenntniß beherrscht werden. Die vernünftige Disciplin des Geistes beruht nur darin daß man diese Interessen nicht vermengt und verwechselt. Ihre Vermengung und Verwechselung bringt auf der einen Seite die oberflächliche Aufklärerei, den flachen Rationalismus, auf der andern die Liebhaberei am Dunkel, den Mysticismus hervor.

Ich erkenne die Einseitigkeit des ersteren so gut an wie die des letzteren. Erlauben Sie mir aber dennoch daß ich mich hier ausschließlich mit diesem beschäftige.

Der Mystiker, bei welchem die Interessen des Gemüthes im Gegensatze zu den Interessen der Erkenntniß vorherrschen, sieht durch jeden Fortschritt der letzteren das Gebiet des Unbekannten, auf welchem sich seine Wünsche und Hoffnungen

eine Welt des Ideales erbaut haben, eingeschränkt. Mit jeder Entdeckung der Erkenntniß ist jener idealen Welt eine Provinz entrissen und der wirklichen Welt hinzugefügt. So scheint es ihm als ob durch das Wissen das Ideal selbst angegriffen und in seinen Rechten bedroht würde. Du behauptest, sagt er zu dem Manne der Wissenschaft, man könne alles wissen, alles erklären. Du hast mir nun zwar neulich das erklärt was ich für unerklärlich ausgab; aber warte nur, ich will Dir schon etwas anderes entdecken, was Du mir nicht erklären sollst! Und er verlegt sich nun mit Leidenschaft auf die Entdeckung von Mysterien, nicht von Dingen die noch nicht erklärt worden sind, sondern von Dingen die nicht erklärt werden können. Das wäre mir eine schöne Welt, denkt er, in welcher es nichts Unerklärliches mehr geben sollte! Da möchte ein Anderer leben! Für was soll man sich denn noch interessiren? — Mit dieser Gesinnung entwickelt der Mystiker einen doppelten Fleiß. Er geht auf die Geisterjagd und sucht nach Phänomenen die den bekannten Naturgesetzen zu widersprechen scheinen; er interessirt sich aber auch für die Wissenschaft, weil er von einer Gelegenheit zur andern hofft sie auf das Eis geführt zu sehen. Er weidet sich an ihren wahren oder vermeintlichen Verlegenheiten. Er sammelt Nüsse und ermuntert die Wissenschaft dieselben zu knacken, in der Hoffnung daß sie sich daran einen Zahn ausbeiße. Er ist nicht betrübt über ihre jetzige Unzulänglichkeit, sondern er freut sich von einem Tage zum andern auf den Beweis ihrer Unfähigkeit überhaupt.

Dieses Bestreben, die Folge eines im Dunkeln tappenden Gemüthsbedürfnisses, ist von einer sonderbaren Verwirrung der Begriffe begleitet. Der Mystiker sieht nicht daß das

Wissen nur die Idole und den Aberglauben zerstört, dem Ideale aber und dem Glauben nichts anhaben kann, im Gegentheile beiden letzteren nur neues Material der Entwickelung liefert, und sieht nicht daß alle die Proben auf die er die Wissenschaft stellt, nicht Proben auf den Glauben sondern Proben auf den Aberglauben sind, mit denen dieselbe fertig wird ohne auch nur auf die Specialitäten einzugehen.

Wenn er sagte: es ist noch viel Unwissenheit und Dummheit in der Welt, ich glaube aber dennoch fest daran daß die Vernunft einmal siegen wird; — es ist noch viel Rohheit und Häßlichkeit in der Welt, ich glaube aber dennoch daran daß das Leben noch die befriedigende Schönheit erhalten wird von der ich mir ein Bild machen kann; — es ist noch viel Ungerechtigkeit in der Welt, ich glaube aber doch daran daß auf der Erde noch ein Reich der Gerechtigkeit gegründet werden wird; — ich glaube daran daß die Schöpfungen der Dichter und Künstler mehr sind als ein angenehmes Spiel; — ich glaube an die Möglichkeit meiner idealen Vorstellungen, ich liebe die Schönheit in der sie zur Erscheinung kommen, ich hoffe auf ihre einstige Verwirklichung; — ich brauche hierzu keine wissenschaftliche Theorie; ich lasse mir meinen Glauben nicht nehmen und lasse mir kein Wissen an seine Stelle setzen: — wenn er so sagte, wäre er kein Mystiker mehr. Die Wissenschaft würde ihm dann antworten daß er Recht habe, daß der Glaube hier auf seinem eigenen Gebiete sei, und daß die Erkenntniß nur in sofern mitzureden habe, als sie ihre Einwendungen machen müsse wenn die idealen Vorstellungen etwa noch roh und unvernünftig wären.

Wenn aber der Mystiker behauptet er sei Zeuge eines übernatürlichen Vorganges gewesen, und wenn er Hunderte

und Tausende von andern Zeugen dafür bringt, und wenn ein ganzer Welttheil Zeuge davon gewesen wäre, — die Wissenschaft hat darauf nur die eine Antwort: ein Vorgang, ein Ereigniß, eine Erscheinung, ist niemals übernatürlich, weil vor sich gehen, sich ereignen, erscheinen, die Natürlichkeit ausmachen. Vor sich gehen, sich ereignen, erscheinen, — und natürlich sein, erklärlich sein, ist einerlei. Bewirken oder bewirkt werden, natürlich sein, erklärlich sein, ist auch einerlei. Wahrnehmbar sein, natürlich sein, erklärlich sein, ist ebenfalls einerlei. Es ist das Verhältniß von Ursache und Wirkung auf welchem die Natürlichkeit wie die Erklärlichkeit beruht. Was die Ursache einer Wirkung oder die Wirkung einer Ursache ist, das ist natürlich, ist erklärlich, — denn das Spiel zwischen beiden ist das was wir Natur, die Nachweisung dieses Spieles das was wir Erklärung nennen. Ein Geist also der pochen kann, ist kein Geist; ein Gespenst welches man sehen, hören, riechen, schmecken oder fühlen kann, ist kein Gespenst. Auf die einzelnen Umstände eines sogenannten Wunders oder übernatürlichen Ereignisses kommt es gar nicht an. Diese Umstände haben kein Interesse. Die Zeugen dafür sind überflüssig, weil sie höchstens das Factum beweisen können welches geschehen ist, aber eben durch ihre Zeugenschaft beweisen daß es mit natürlichen Dingen muß zugegangen sein.

Kurz das Uebernatürliche, als etwas das sich doch begeben soll, ist ein Widerspruch in sich selbst, ist einerlei mit dem Unmöglichen. Möglich ist was die Wirkung einer Ursache sein kann, während übernatürlich nur etwas genannt werden könnte was ohne Ursache vor sich ginge. Ein durch gar nichts hervorgebrachter Ton, ein Ton der nicht einmal

eine in unseren Gehörnerven liegende subjective Ursache hätte, — das wäre ein Vorgang den man übernatürlich oder wenigstens unnatürlich nennen könnte. Sie werden mir also erlauben müssen, mein geehrter Freund, daß ich sage: das Uebernatürliche als Begebenheit ist nicht nur das Unmögliche, sondern es kann auch nur in der Form des Unvernünftigen gedacht werden. Die Völker welche den Wahnsinn für heilig halten, sind in Bezug auf diesen Gegenstand consequenter als wir. So lange in einem Kopfe noch ein Restchen Logik ist, dringt er nicht in dieses Heiligthum, und wenn ringsum Zeichen und Wunder vor sich gingen. Man versuche sich die wunderbarste Begebenheit logisch zu denken, und man wird sie vielleicht merkwürdig oder räthselhaft, nie aber übernatürlich finden können.

In seinem Widerspruche mit der Vernunft hat denn das Uebernatürliche auch kein Recht auf den Glauben. Es gibt Dinge die nur geglaubt, nicht gewußt werden können, — das Uebernatürliche gehört aber nicht dazu. Es ist eben so wenig glaubbar wie es wißbar ist.

Das was nur für den Glauben und niemals für das Wissen vorhanden ist, kreuzt nicht die Natur und ihre Gesetze. Es wirkt vielmehr still in ihnen, ohne jemals neben ihnen zur Erscheinung zu kommen. Es ist das Wesen von dem eben die Natur die Erscheinung ist. Es kann sich nie zeigen außer in der Form der Natürlichkeit; womit nicht gesagt ist daß es nicht mehr sei als was es zeigt. Es ist das Ideal, von dem man immer nur *weiß* was sich realisirt hat, von dem man aber *glaubt* daß ihm niemals eine Realisirung genug thut. Eine Realisirung ist niemals das Ideal selbst, sondern immer nur sein Bild, das den Gesetzen der Natur

unterworfen ist. Das Ideal selbst kann nur geglaubt, nicht gewußt werden. Dieser Glaube eröffnet die Welt des Geistes, aber nicht der Geister; am allerwenigsten der Klopf- und Scharrgeister.

III.

New-York, den 6. Februar 1852.

Sie sehen, mein werther Freund, daß ich, trotz dem geringen Respect welchen ich vor dem Uebernatürlichen habe, kein Materialist bin. Im Gegentheil haben Sie in mir einen argen Idealisten entdecken können. Ich behaupte nur daß in der Welt des Geistes, welche einzig durch den Glauben zugänglich ist, nichts Uebernatürliches vor sich geht. In dieser Welt geht überhaupt nichts vor sich. Sie hat keine Begebenheiten, keine Ereignisse. Was ihr angehört, begibt sich nicht, ereignet sich nicht, sondern es ist. Und weil es nur ist, kann es nicht gewußt sondern nur geglaubt werden. Allerdings auch geliebt, und seine Verwirklichung, d. h. sein Uebergang in die Natur, erhofft und erstrebt! —

Damit komme ich auf die praktische Seite des hier erörterten Gegenstandes, — auf eine Betrachtung welche die Rechtfertigung enthalten soll daß ich überhaupt den Gegenstand in einem politischen Blatte zu besprechen gewagt habe.

Im Eingange meines ersten Briefes habe ich es schon als eine merkwürdige Erscheinung bezeichnet, daß hier in der neuen Welt eine Partei der Sie angehören, — eine Partei welche sich zu Ideen des extremsten Fortschrittes und der radicalsten Revolution bekennt, sich eines Mysticismus schuldig

machen kann den wir im alten Europa als einen wesentlichen Charakterzug der Reaction zu betrachten gelernt haben. Sie werden mir eingestehen daß der amerikanische Mysticismus in der Regel mit ultrademokratischen Ansichten verbunden ist. Ist es nicht etwa die Ungeduld des revolutionären Faust, die auch Sie erfaßt hat? — Dem Glauben haben Sie nicht geflucht, das sehe ich, denn Sie glauben an die Klopf- und Scharrgeister, — und die Hoffnung können Sie auch nicht aufgegeben haben. Der Geduld aber haben Sie den Rücken gekehrt.

Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben. —

Das ist wohl der eigentliche Sinn des mystischen Hanges welcher sich in der amerikanischen Ultrademokratie geltend macht. Wir aber, die wir am Bruche mit dem europäischen Leben laboriren, — wir alle, haben wir nicht dazu eine gute Anlage mit uns über das Meer gebracht? — ich meine: zu der Ungemessenheit der Erwartungen und der Ungeduld von der sie begleitet sind. Haben wir nicht alle gehofft eine vollständige Umgestaltung des politischen und socialen Lebens der alten Welt müsse in wenigen Jahren vor sich gehen? und war diese Hoffnung nicht auch schon ein Mysticismus welcher sich auf einen außernatürlichen Gang der Dinge verließ? In den guten alten Zeiten haben die Menschen wenn es ihnen schlecht ging gebetet, und wenn das nicht half, resignirt. Für ungeduldige revolutionäre Naturen war das aber nicht befriedigend. Sie lernten einsehen daß, wo das Beten nichts hilft, das Arbeiten helfen muß. Aber sie versuchten ob sich nicht das Arbeiten durch Beten verrichten lasse, und verfielen

auf die Magie. Am Ende hat doch dem Doctor Faust nichts gefehlt als die Lust zum Arbeiten. Und, mein werther Freund, den mystischen Revolutionärs geht es auch nicht anders. Die Verbesserung der Welt ist eine lange und mühevolle Arbeit; sie muß aber verrichtet werden, da helfen uns keine Revolutionen und keine Klopf- und Scharrgeister! Was uns dabei helfen kann, ist nichts als der Glaube an unsere Ideale, die Liebe zur Arbeit an ihrer Verwirklichung, und die Hoffnung auf ihr Gelingen. Geben Sie es also auf, die Kobolde zu Hilfe zu nehmen.

Besen, Besen,
Seid's gewesen! —

Uebernatürlich sind sie nicht. Aber dennoch — entlassen Sie dieselben, bevor Sie das Wort vergessen!

Die Sklaverei und die projektirte Theilung des Staates Californien.

(San Francisco Journal, 15. März 1855.)

Die Frage welche wir hier berühren, und welche uns durch den vor unserer Legislatur schwebenden Antrag nahe gerückt wird, ist nicht neu, und ist auch von der deutschen Presse Californiens schon früher besprochen worden. Sie ist einfach die, ob wir aus unserem Süden einen Sklavenstaat gemacht haben wollen oder nicht, und die außerordentliche Mehrheit unserer Mitbürger deutscher Abstammung sagt darauf „nein!" —

Demungeachtet wissen wir daß auch unsere Landsleute darüber nicht ohne Ausnahme einer Meinung sind, und wir sind weit davon entfernt, gegen die welche sich in ihren Ansichten nicht durch abstracte Principien und philanthropische Ideale sondern durch Erwägungen der Zweckmäßigkeit und des Bedürfnisses bestimmen lassen, mit der Entrüstung eines Theoretikers aufzutreten. Wir räumen das Recht ein in dieser wie in jeder anderen socialen Frage — wie z. B. der politischen und bürgerlichen Stellung der Frauen, der Bürgerrechtsfähigkeit indianischer oder asiatischer Racen, der Bedingungen der Erwerbung von Grundeigenthum — diese

Erwägungen in die Wagschale zu legen. Wir sagen nur, daß wenn die menschliche Gesellschaft auf niederen Entwickelungsstufen oft leider nicht ohne Unrecht bestehen kann, daraus nicht folgt daß frivoler Weise Unrecht begangen werden muß wo die Gesellschaft nicht durch einen Nothstand zu dessen Begehung gezwungen ist.

Es ist kein Zweifel daß es bisher ein Fehler des deutschen Volkes gewesen ist, die Forderungen der praktischen Zweckmäßigkeit über der allgemeinen Begeisterung für Principien und Ideale zu vergessen. Wir Deutschen, obschon nicht wir allein, haben den Versuch gemacht die positive Politik, statt mit dem praktischen Verstande, mit dem Gefühle und der theoretischen Vernunft zu betreiben, und der Versuch ist mißrathen. In der That auch scheinen die Waffen der abstracten Gerechtigkeit und der Philanthropie in der Bekämpfung der Sklaverei abgenutzt zu sein. Wenn dies der Fall ist, so ist es ein Glück für die Sache der Menschheit daß es noch andere und bessere Waffen gibt. Wir sind in den Zuständen der Vereinigten Staaten auf den Standpunkt gekommen, daß wir die welche mit den Waffen der Zweckmäßigkeit für die Sklaverei kämpfen, mit denselben Waffen wieder bekämpfen können. Wir können einfach sagen: ihr haltet das „eigenthümliche Institut" für zweckmäßig; wir sind anderer Meinung. Wir halten es für unzweckmäßig, und wir wollen es nicht. Dies möchte denn auch wohl die Antwort sein die der projectirte Staat Columbia unter den gegenwärtigen Umständen, nachdem sogar die Know-Nothings angefangen haben die Sklaverei für ein sittliches und politisches Uebel zu erklären, vom Congresse erhalten würde wenn er mit einer Sklavereiconstitution vor demselben erschiene.

Die historische Nothwendigkeit, d. h. die Unvermeidlichkeit, des Unrechtes, ist eine Frage der Ethik welche häufig in den Köpfen jene „Verwirrung der moralischen Begriffe" hervorbringt, über die im Jahre 1849 ein deutscher König geklagt hat. Und doch ist schon die Bibel darüber sehr klar, wenn sie sagt „Aergerniß muß sein, aber wehe dem durch den Aergerniß kommt." Calhoun hat ganz Recht gehabt wenn er sagte, es sei nicht wahr daß alle Menschen frei und gleich geboren seien. Daraus geht aber nicht hervor daß nicht das ganze Menschengeschlecht zur Freiheit und zum Genusse gleicher Rechte *bestimmt sei*, und daß wir nicht daran arbeiten sollen, allmälig Zustände zu schaffen in denen Alle frei sein *können*, und gleiche Rechte für Alle *möglich* sind. Es ist uns sehr wohl bekannt daß bisher solche Zustände nicht dagewesen, und daß ihre Herstellung noch viel Mühe kosten wird. Wir wissen auch sehr wohl daß zu den Bedingungen einer zu ihrer Herstellung führenden Entwickelung alle bestehenden historischen Verhältnisse mit gehören, — die Sklaverei selbst mit inbegriffen. Wir wissen sehr wohl daß die Freiheit und das gleiche Recht zwar ein Zweck, aber für einen gegebenen Fall kein absoluter ist, sonst müßten wir auch unsere Kinder mit ihrer Geburt emancipiren. Aber wir bereiten die Freiheit unserer Kindheit vor. Die Sklaverei selbst hat sogar der Freiheit gedient, gerade wie eine strenge Erziehung der künftigen Freiheit unserer Kinder förderlich sein kann. Wir könnten die Vertheidiger der Sklaverei auf Verhältnisse aufmerksam machen an die sie wohl kaum selbst gedacht, und die jedenfalls nicht in ihrer Absicht gelegen haben. So ist es z. B. klar daß die Ausdehnung der Baumwollenproduktion, durch die Verwohlfeilung guter und anständiger

und der allgemeinen Mode unterworfener Kleidungsstoffe, einen unberechenbaren Einfluß auf die Entwickelung demokratischer Zustände in Europa und in anderen Theilen der Welt ausgeübt hat. Wenn aber ein Unrecht eine gute Folge hat, durch die es am Ende, der ewigen Ordnung der sittlichen Welt gemäß, gegen sich selbst wirken muß, so folgt daraus nicht daß wir uns auf diese Weise an der Entwickelung der Welt betheiligen sollen. Ueberlassen wir dies denen die in dem großen Drama der Weltgeschichte zu keiner besseren Rolle passen. Es muß sicherlich auch solche Leute geben. Danken wir es aber unserem Geschicke daß wir die Rolle nicht spielen müssen. Sie mag noch so nothwendig gewesen sein, — sie bringt weder Ehre noch dauernde Prosperität. Es unterliegt keinem Zweifel daß es eine Lebensfrage des menschlichen Fortschrittes gewesen ist auch die Tropenländer in den Kreis unserer Civilisation zu ziehen, und die Sklaverei scheint dazu nothwendig gewesen zu sein. Es sind aber zwei große Fragen, ob sie es in dem nämlichen Grade noch jetzt ist, und ob sie sich über diese Grenzen ausdehnen soll. Wir sagen in beiden Beziehungen „nein!" Die Sklaverei ist nicht mehr nothwendig; sie soll nicht ausgedehnt, sie soll eingeschränkt werden. Der Zweck ist erreicht, und das Mittel hat damit seine historische Berechtigung verloren. Die Geschichte selbst wird es hinwegräumen. Dieses Gefühl gerade ist es, was die Sklavenstaaten in einen Zustand versetzt als wären sie vom tollen Hunde gebissen. Aber solche Paroxismen sind immer nur Symptome einer Krankheit die der Patient nicht lange aushält.

Und wir sollten nun diese Krankheit dem schönen Lande unseres Südens einimpfen? — Unser Californien hat eine

Lage die dasselbe vor einem großen Theile der gefährlichen Folgen des Sklavereistreites sicher stellt. Neun gegen eins kann man sagen daß dieser Streit, wenn nicht zu einer Trennung der Union, so doch noch zu einem Bürgerkriege führen wird. Und wir sollten frivoler Weise dafür sorgen daß dann auch die friedlichen Wellen des Stillen Meeres vom Blute geröthet werden? Es ist ganz richtig daß unsere südlichen Farmer, mit ihren Besitzungen von einer Ausdehnung die oft hundert englische Quadratmeilen überschreitet, durch den Mangel an Arbeitskräften gänzlich gehemmt sind. Das sind die Folgen der schlechten Behandlung die den Mexikanern und Indianern der Missionen von Seiten der Amerikaner widerfahren ist. Die Folgen der Einführung der Sklaverei würden, wenn auch in späterer Zeit, noch schlimmere sein.

Die Chinesenfrage.

(San Francisco Journal, 15. April 1855.)

Alle Fragen welche über die Grenze des Grundsatzes der Rechtsgleichheit hinausführen, sind Lebensfragen für die Zukunft der Vereinigten Staaten, und verdienen mit Aufmerksamkeit und Gründlichkeit behandelt zu werden. Solche Fragen sind alle die, welche sich auf Religions-, Geburts- und Racen-Unterschiede beziehen. In letzterer Beziehung haben wir die Negerfrage, die Indianerfrage, und nun in Californien die Chinesenfrage.

Welche Ansichten man auch über die Culturfähigkeit der nicht kaukasischen Racen haben mag, soviel ist gewiß daß diese Racen thatsächlich nirgends eine Culturstufe einnehmen, die es rechtfertigen könnte sie massenhaft zum vollen und activen Bürgerrechte von Republiken kaukasischer Völker zuzulassen. Je weniger das Bürgerrecht eines Staates an Recht und Verantwortlichkeit in sich schließt, desto weiter kann man seinen Kreis ziehen. In das Bürgerrecht der absoluten Monarchie, wenn dafür der Ausdruck noch zuläßig ist, passen alle Racen und alle Culturstufen, — in das der Republik dagegen nur solche Menschen, bei denen die Fähigkeit

vorausgesetzt werden darf die Rechte des Bürgers auf culturgemäße Weise zu gebrauchen und der Verantwortlichkeit eines souverainen Individuums zu entsprechen. Wir halten zwar alle Menschenracen für culturfähig, oder möchten es nicht wagen für irgend eine unter ihnen die Grenzen der Culturfähigkeit zu bestimmen; demungeachtet ist es unbestreitbar daß nicht alle Menschenracen in ihrem Culturgange mit einander Schritt halten können. Fordert auch die Humanität daß der Stärkere auf den Schwächeren Rücksicht nehme, so legt sie selbst uns doch die Pflicht auf, diese Rücksichten nicht so weit auszudehnen daß die Erreichung des Zieles gefährdet wird. Auch der rücksichtsloseste Anhänger philanthropischer und kosmopolitischer Theorien könnte z. B. nicht wünschen, daß hier in Californien einmal die kaukasische Race von der chinesischen überstimmt würde.

Kann man also, um bei den Chinesen stehen zu bleiben, nicht wollen daß sie bei uns zum Bürgerrechte zulässig seien, so tritt die zweite Frage auf, ob man es wollen kann daß in einem republikanischen Gemeinwesen sich eine Bevölkerung von politisch unberechtigten Menschen, von Heloten oder Parias anhäufe. Nur der gänzliche Mangel aller politischen und moralischen Einsicht könnte dieses wollen, und könnte die Folgen übersehen die ein solches Verhältniß mit Nothwendigkeit nach sich ziehen müßte. Gegen die Neger und gegen die Indianer haben wir Pflichten. Die Letzteren sind vor uns in diesem Lande gewesen, die Ersteren haben wir wider ihren Willen in das Land gebracht. Dieses Land ist mindestens mit demselben Rechte das ihrige, mit dem es das unsrige ist. Zudem wissen wir daß die Indianer uns politisch niemals gefährlich werden können, und die Umstände

unter denen die Neger es werden könnten, liegen noch zu fern um auf die Fragen des Augenblicks auf eine andere Weise als in der Form der Sklavenfrage Einfluß auszuüben. Die Racenfrage in Bezug auf die Neger liegt erst hinter der Entscheidung der Sklavenfrage.

Anders ist es bei den Chinesen für Californien. Sie sind uns unmittelbar in politischer und socialer Beziehung gefährlich, — gefährlich durch die Unausbleiblichkeit der Folgen welche aus der Zulassung einer Heloten- oder Paria-Caste hervorgehen müssen.

Es ist geschichtlich erwiesen daß alles Castenwesen, wie das indische und ägyptische, von dem die Ständeunterschiede der späteren Culturperioden, zum großen Theile wenigstens, nur der abgeschwächte Nachhall sind, von Racenunterschieden ausgeht. Das indische Wort Varna, welches Caste oder Volksklasse bedeutet, heißt ursprünglich die Farbe. Gleiche Ursachen würden auch bei uns aller Wahrscheinlichkeit nach wieder die gleichen Folgen haben, und wir glauben nicht daß solche Folgen Jemand wünschenswerth finden könnte.

Unserer Ueberzeugung nach kann sich also Niemand durch philanthropische oder demokratische Ansichten so weit fortreißen lassen, daß er die Verhinderung des Zunehmens der chinesischen Einwanderung mißbilligen könnte. Die chinesische Bevölkerung welche wir jetzt schon haben, und welche von 40 bis 60,000 geschätzt wird, bereitet uns schon hinreichende Verlegenheiten. Zum Glück aber ist sie, bei dem fast gänzlichen Mangel des weiblichen Geschlechtes in unserer chinesischen Kolonie, nicht im Stande sich durch natürliche Fortpflanzung zu erhalten. Sie wird mit der

Zeit wieder aussterben, und ohne daß wir zu harten Mitteln genöthigt sind, wird der Uebelstand sich von selbst wieder beseitigen. Dagegen müssen wir den Maßregeln beistimmen welche die Verhinderung einer weiteren massenhaften Einwanderung von Chinesen zum Zwecke haben.

Die Sphäre des weiblichen Geschlechtes.

(San Francisco Journal, 30. April 1855.)

Amerika ist das Land der Praxis, auch auf den Gebieten die in Europa der Kampfplatz der unpraktischsten theoretischen Streitigkeiten gebildet haben. Während wir in Europa uns in Schriften für und wider Theorien ereifert die der menschlichen Gesellschaft eine veränderte Organisation zu geben beabsichtigen, gehen in Amerika, zum Theil wenig beachtet, Dinge vor sich welche mit der Zeit tief eingreifende Veränderungen in dieser Organisation zur Folge haben müssen. Wenn wir uns mit dieser Bemerkung auf die sociale Stellung des weiblichen Geschlechtes beziehen, so haben wir nicht die Declamationen der Weiberrechts-Conventionen vor Augen, denen man, wenn wir nicht irren, am wenigsten einen praktischen Erfolg voraussagen kann. Während aber auf diesen Versammlungen die Apostel der Weiber-Emancipation dem Ergusse ihrer gerechten und ungerechten Klagen wie ihren unreifen Vorschlägen und unbedachten Forderungen freien Lauf lassen, legen andere amerikanische Frauen unmittelbar praktisch die Hand an's Werk, sich selbst in eine andere sociale Lage zu versetzen als die welche ihnen von den bisherigen Sitten angewiesen war.

Wir lesen in einem pennsylvanischen Blatte, daß kürzlich zu Philadelphia die vierte Promotion des weiblichen Medicinal-Collegiums Statt gefunden hat.

Wir haben vor einiger Zeit, ebenfalls aus Philadelphia, von einer Dame gelesen, welche sich dem Studium der Rechte widmet.

Wir lesen daß in dem Staat Michigan der ernstlich gemeinte Plan berathen wird, mit der männlichen Universität zu Ann Arbor, einer der besten höheren Lehranstalten der Vereinigten Staaten, eine weibliche zu verbinden. Der „Monroe Commercial" verlangt, indem er diesem Plane lebhaft das Wort redet, daß die Abgeschlossenheit, — was er das Nonnenwesen nennt — das protestantische wie das katholische — aus der weiblichen Erziehung verbannt und eine beiden Geschlechtern gemeinsame wissenschaftliche Erziehung eingeführt werde.

Alle diese Erscheinungen sind Symptome daß in dieser Sphäre im amerikanischen Leben Veränderungen vor sich gehen, die es von den bisherigen Sitten der europäischen und nach Amerika verpflanzten Völker allmälig entfernen müssen.

Es kann nicht anders sein als daß über diese Erscheinungen sehr verschieden geurtheilt wird. Der Unbefangene wird aber eingestehen müssen daß ein großer Theil von dem was der weniger denkende und mehr von der Gewohnheit abhängende Mensch als Vorschrift der Sittlichkeit, oder einer in der Natur mit Nothwendigkeit begründeten Sitte betrachtet, zwar für bestimmte Culturformen der Gesellschaft seine guten Gründe hat, aber eben so wenig eine absolute Geltung haben kann wie diese Culturformen selbst. Wenn wir sagen

daß etwas unsern natürlichen Gefühlen widerstreitet und deßhalb nicht gut sein könne, so bedenken wir nicht daß mit allen anderen dem Wechsel unterworfenen Dingen auch diese sogenannten natürlichen Gefühle sich verändern. Nehmen wir ein wenn auch etwas triviales Beispiel an der Mode. Neue Trachten werden da wo sie entstehen, und selbst da wo sie mit schon erlangter Autorität hingebracht werden, zuerst nur von einzelnen in ihrem Geschmacke unabhängigeren Personen angenommen. Das große Publikum findet sie oft lächerlich und unschön. Nach und nach gewöhnt sich das Auge daran. Was anfänglich ein Mißverhältniß zu sein schien, erscheint nun als das richtige Maß, als der eigentliche Typus des guten Anstandes, bis der durch andere Verhältnisse fortgerissene Geschmack in Verbindung mit veränderten allgemeinen Stimmungen der Zeit auch hierin abermals auf eine Veränderung drängt.

Wir lernen den Inhalt der Natur nur aus der Art kennen wie sie sich in der Welt zu erkennen gibt. Wir erinnern uns sehr wohl des Spottes den sich ein deutscher Poet zuzog, welcher Amerika „ein unnatürliches Land“ nannte. Und doch war diese Aeußerung nicht thörichter als die, welche es unnatürlich nennt wenn eine Frau Medicin oder Jurisprudenz studirt. Wir haben in Deutschland so viel darüber geschwatzt was weiblich und nicht weiblich ist. Woher aber sollen wir den Charakter der Weiblichkeit entnehmen, wenn nicht aus den Erscheinungen die am weiblichen Geschlechte vorkommen; und wenn es nun geschehen sollte daß in einem ganzen Volke das weibliche Leben Erscheinungen zeigte welche noch nicht auf unserer Liste der Merkmale der Weiblichkeit stehen, so wird es verständiger

sein diese Liste zu erweitern als die Erscheinungen für unweiblich zu erklären. Man hilft sich oft damit daß man die Verirrungen der Cultur dem einfachen und klaren Gefühle der Natur gegenüber stellt, und Erscheinungen wie die berührten als Merkmale einer Uebercivilisation bezeichnet. Wenn wir aber die Sitten derjenigen Völker betrachten welche nach der gewöhnlichen Ansicht dem Naturzustande noch nahe stehen, so finden wir das Gegentheil von dem was die an diese niedrigeren Culturstufen Appellirenden erwartet haben. Die Indianerinnen fechten mit ihren Männern und sind wahrhaftig eben so gefährlich wie diese, und in einem großen Theile von Afrika bestehen die Kriegsheere nur aus Weibern. Auf Tahiti sind viele politische Aemter Frauen anvertraut. Gerade so wie Pomaré und nicht ihr Gemahl regiert, stehen verschiedene Distrikte der Insel unter der Statthalterschaft von Frauen. Wir sehen daß hierin sich die Sitten roher und civilisirter Völker berühren; und wenn die Kanakas von Tahiti genau unter den nämlichen Umständen von einer Königin regiert werden wie die Engländer, so muß man schließen daß die exceptionelle höchste politische Stellung einer Frau weder die Verirrung einer zu hohen noch die Unvollkommenheit einer zu niederen Culturstufe beweist, sondern nur zeigt daß unsere gewohnheitsmäßigen Regeln keine absolute Gültigkeit haben.

Wie die Ansichten in Bezug auf die bürgerliche Stellung des weiblichen Geschlechtes in den verschiedenen Völkern in hohem Grade verschieden sind, so sind sie auch in unseren europäischen Völkern zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen. Wer die Bildungsgeschichte der europäischen Völker nicht kennt, mag die Meinung hegen daß gelehrte und

wissenschaftliche Berufe betreibende Frauen zu den Extravaganzen unserer revolutionären Zeit gehören. Gerade das Gegentheil findet aber statt: Frauen von großer Gelehrsamkeit in alten und neuen Sprachen und den abstraktesten Wissenschaften, Frauen mit den höchsten akademischen Ehren bekleidet, sind im Mittelalter nichts Unerhörtes gewesen. Unsere Zeit, statt hierin zuweit vorauszusein, ist vielmehr noch immer hinter dem was in dieser Beziehung in den europäischen Völkern schon dagewesen ist, weit zurück.

Tadeln wir also das weibliche Geschlecht nicht, wenn es sich auf diesem und jenem Gebiete versucht welches wir als das Erbtheil der männlichen Berufsthätigkeit zu betrachten gewohnt sind. Namentlich aber scheint uns die Medicin ein Feld zu sein, auf welchem Frauen mit Erfolg einen heilsamen Wirkungskreis finden können.

Die Art wie sich die geistige und physische Thätigkeit der beiden Geschlechter in die gemeinsame Arbeit des Menschengeschlechtes theilt, wird sich erst in ihrer natürlichen Gesetzmäßigkeit erkennen lassen wenn die dem freiesten Versuche entgegenstehenden Vorurtheile überwunden sind. Man kann dann mit Bestimmtheit sagen, daß die Frauen auf manche Stellung freiwillig verzichten werden, die jetzt von den Vorfechterinnen der Emancipation gefordert werden weil man sie ihnen verweigert.

Allerdings ist gewiß die höhere geistige Sphäre des Weibes mehr eine künstlerische als wissenschaftliche. Eine George Sand, eine Rachel, eine Schröder-Devrient, sind Erscheinungen die mehr dem wesentlichen und vorherrschenden Charakter des Weibes entsprechen als eine Mrs Sommerville. Weßhalb sollte aber nicht auch diese unsere ganze Anerkennung finden?

Unter den amerikanischen Frauen ist neben der wissenschaftlichen Richtung die künstlerische ebenfalls sehr im Steigen. In den großen Städten des Ostens widmen sich junge Damen, zum Theil unter der Leitung deutscher Künstler, der Malerei, und der Zudrang junger Amerikanerinnen zur Bühne, mit Erfolgen, die selbst vor der Kritik der europäischen Hauptstädte bestehen, gehört zu den Erscheinungen dieses Augenblicks.

Die europäischen Ereignisse und die Weltpolitik.

(San Francisco Journal, 16. Juni 1855.)

Der gegenwärtige Krieg ist der erste geschichtliche Vorgang in welchem sich die Thatsache praktisch darstellt, daß an die Stelle eines politischen Gleichgewichtes von Europa ein politisches Gleichgewicht der Welt zu treten beginnt. Die große Politik ist Weltpolitik geworden. Sie läßt sich nicht mehr auf die Interessen eines einzelnen Welttheils beschränken; ihre Vorgänge afficiren unmittelbar ein das Ganze der politischen Menschheit umfassendes System. Das „Weltbürgerthum" für welches der „Menschenfreund" des vorigen Jahrhunderts geschwärmt, hat einen greifbaren Sinn erhalten. Die Menschheit ist nicht mehr wie früher nur ein halb naturhistorischer halb moralischer Begriff, sie ist ein politischer Körper geworden, und es gibt im Ernst eine Weltpolitik. Welches sind ihre Grundverhältnisse?

Ein Mann der in Deutschland eine Rolle gespielt und dessen Urtheil einige Achtung in Anspruch nehmen darf, hat Amerika ein republikanisches Rußland genannt. Der Ausdruck ist sehr bezeichnend, gut gewählt, und sagt viel mehr als vielleicht damit beabsichtigt worden ist.

Amerika und Rußland sind die beiden Pole der politischen Welt geworden, und zwischen ihnen liegt das westliche Europa als Uebergang in der Mitte. So ist es räumlich, so ist es dem Principe nach, und dieses große Verhältniß der Weltpolitik wird sich auch aus dem gegenwärtigen Kriege immer klarer und bestimmter herausentwickeln.

Die gegenseitige Stellung der Völker ist zum kleinsten Theile von der sittlichen Macht abhängig die wir den freien Willen der Menschen nennen, und die, selbst in dem wenigen was sie bewirkt, nur eine andere Form ist in der sich die Nothwendigkeit der Natur und der unter ihrer Herrschaft stehenden Geschichte geltend macht.

Es sind drei Grundbedingungen von denen die Entwickelung der Staaten ausgeht, und welche alle drei dem Willen der Menschen überlegen sind: die geographische Lage und Beschaffenheit der Länder in welchen die staatenbildenden Völker sich festgesetzt haben — das Naturell der Race oder Racen aus denen diese Völker bestehen — und ein sittliches Princip welches, aus beiden und anderen vorangegangenen Bedingungen entsprungen, im Anfang entstehender Staaten zur Geltung kommt, ohne daß es möglich ist zu sehen wohin es führen wird, und ohne daß es wieder aufgegeben werden kann nachdem man angefangen hat seine Consequenzen zu erkennen. Durch diese drei Grundbedingungen ist den Völkern die Rolle vorgezeichnet, welche sie in der Entwickelung unseres Geschlechtes zu spielen berufen sind.

Unter diesem Gesichtspunkte beurtheilen wir auch die gegenwärtigen politischen Verhältnisse der Welt.

Rußland und Amerika, geographisch an die beiden Extreme der civilisirten Welt gestellt, repräsentiren zugleich in

sittlicher Beziehung zwei Extreme welche beide in gleichem Grade in der menschlichen Natur begründet sind, beide ihre gleich nothwendige Entwickelungsgeschichte hinter sich und vor sich haben, und mit ihrer Wechselwirkung einen Theil der kommenden Geschichte ausfüllen müssen.

Aus allen Gründen welche die Geschichte darbietet, glauben wir nicht an eine nahe bevorstehende Republikanisirung Rußlands, so wenig wie wir daran glauben daß in naher Zeit Amerika zur monarchischen Staatsform zurückkehren könnte. Beide, die monarchische und die republikanische Staatsform, haben durch ihre bevorstehende lebhafte Wechselwirkung der Menschheit noch eine große Schule zu eröffnen, aus welcher sittliche Resultate hervorgehen müssen die wir jetzt noch kaum zu ahnen im Stande sind. Alle die großen Interessen die wir neuerdings mit dem Namen des Socialismus zu bezeichnen gewohnt sind, können nur durch die in dieser Wechselwirkung des Monarchismus und Republikanismus entwickelten sittlichen und intellektuellen Kräfte ihre Kritik finden und ihr Recht erlangen. Der principielle Kampf zwischen diesen beiden politischen Gegensätzen ist noch bevorstehend, nicht als ein Kampf der Theorie und des Principes, sondern als ein Kampf der wirklichen Verhältnisse bestehender Staatensysteme und ihrer reellen Interessen.

Zwischen Rußland und Amerika liegt räumlich auf der einen Seite die indisch-chinesische Welt, auf der anderen das westliche Europa in der Mitte. Die indisch-chinesische Welt ist zu passiv um eine eigene mittlere Stellung einnehmen zu können. Sie empfängt seit längerer Zeit die Anstöße zu ihrer Geschichte von Außen. Zu den Anstößen aus dem westlichen Europa sind in neuerer Zeit Anstöße aus Rußland

gekommen, und zu beiden werden sich Anstöße aus Amerika gesellen. Die indisch-chinesische Welt wird der Tummelplatz der drei großen politischen Mächte oder Gruppen von Mächten werden, in die sich der aktive Theil der Menschheit zu gliedern begonnen hat. Das westliche Europa dagegen wird zwischen den beiden Extremen seine selbstständige Rolle spielen.

Während das monarchische Rußland und das republikanische Amerika sich als die beiden großen geographischen und zugleich sittlichen Gegensätze der politischen Welt verhalten, ist Europa, so weit es nicht russisch ist, zum Schauplatze des Widerstreites und der Wechselwirkung beider politischen Organisationsformen bestimmt, und aus dieser Wechselwirkung müssen mit Nothwendigkeit sociale Gestaltungen hervorgehen welche einen neuen Charakter entwickeln und einen eigenthümlichen Fortschritt des Menschengeschlechtes bezeichnen. Man kann in Bezug auf die Auffassung und Ausführung der Staatsidee das Verhältniß kurz auf folgende Weise ausdrücken: 1) in Rußland wird zuviel regiert; 2) in den Vereinigten Staaten wird zu wenig regiert; 3) im westlichen Europa wird an der falschen Stelle zu viel, an der falschen Stelle zu wenig regiert; und 4) wird überall schlecht regiert.

Der Widerstreit zwischen Staaten oder Staatensystemen welche nach verschiedenen Principien organisirt sind, kann indessen doch niemals ein bloß principieller sein. Im Gegentheil werden materielle Interessen, die freilich zum Theil, aber niemals ganz, mit den Principien in Verbindung stehen, für ihr Verhältniß in den meisten Fällen den Ausschlag geben. Aber der Widerstreit zwischen solchen Staaten oder Staatensystemen kann auch niemals sich bloß auf die Interessen

beziehen ohne die Principien zu berühren. Nach beiden Motiven in Verbindung müssen sich politische Freundschaften und Feindschaften, Allianzen und Kriege richten. Dies gilt von den jetzigen europäischen Staatenverhältnissen, und gilt von dem Verhältniß der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Rußland und zum westlichen Europa. Zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland besteht ein Widerstreit der Principien, aber bis jetzt noch kein Widerstreit der Interessen. Ihr Conflikt ist daher bis jetzt kein unmittelbarer, sondern liegt nur in dem entgegengesetzten Einflusse welchen sie auf die Welt, und namentlich auf das zwischen ihnen liegende Europa ausüben und immer mehr ausüben werden. Die Zeit des unmittelbaren Conflikts wird auch kommen, aber erst viel später.

Dieses zwischen ihnen liegende Europa aber muß in sich selbst wieder die Positionen der großen Weltpolitik im kleineren Maßstabe wiederholen. Es stellt im Osten eine Gruppe von Staaten dar die wir mehr oder minder unter dem Einflusse des russischen Principes sehen. Es hat im Westen, in Großbritannien und Irland, seinen historischen Zusammenhang mit dem amerikanischen Princip und seinen Uebergang zum amerikanischen Systeme, und zwischen beiden liegt ein Centrum, welches für Europa ist was Europa für die politische Welt: der Mittelpunkt, und damit der Kampfplatz der Extreme.

Dieses Centrum, nicht nur des europäischen Staatensystems sondern überhaupt des ganzen politischen Weltorganismus, ist gegenwärtig Frankreich. Aber es kann keinen Augenblick unklar sein daß für ein richtiges Gleichgewicht der europäischen Politik, für ein Gleichgewicht wie es von

den gegenwärtigen Weltverhältnissen gefordert wird, der Schwerpunkt zu weit nach Westen liegt, sowie überhaupt die ganze östliche Seite ein ungebührliches Uebergewicht erlangt hat und noch mehr zu erlangen droht. Dieses Gleichgewicht zu rektificiren ist der allgemeine geschichtliche Trieb welcher dem gegenwärtigen Kriege zu Grunde liegt, ob mit oder ohne Klarheit des Bewußtseins ist dabei gleichgültig. Es handelt sich in der politischen Welt um folgende sehr positive Dinge, welche Principien und Interessen gemeinschaftlich in sich fassen.

1) Rußland ist für das jetzige Gleichgewicht der politischen Welt zu schwer.

2) Der Mittelpunkt der politischen Welt liegt zu weit im Westen von Europa.

3) Der russische Einfluß hat einen zu breiten Fuß auf das östliche Europa gesetzt.

Und was muß also geschehen um einen befriedigenderen Zustand herzustellen?

1) Rußland muß im Ganzen geschwächt werden.

2) Das Centrum Europa's muß mehr nach Osten gerückt werden und mehr Gewicht erhalten.

3) Zwischen diesem Centrum und Rußland müssen Mächte geschaffen werden, die dem russischen Einflusse widerstehen können.

Es ist leicht einzusehen daß diese Veränderungen schon das Programm der Politik Napoleons I. gewesen sind. Napoleon III. hat dasselbe von seinem Onkel geerbt. In der That, alle die oft wunderlich aussehenden Schachzüge des ersten französischen Kaisers erhalten ihre vernünftige Bedeutung durch diesen zusammenhängenden Gedanken. Er hat

keinen Anstand genommen zur Vergrößerung der Vereinigten Staaten beizutragen. Man hat den Verkauf Louisiana's getadelt: er beweist im Gegentheil den weiten Blick des Mannes. Er hat sich durch keine Vortheile der Welt bestimmen lassen dem Kaiser Alexander Constantinopel preiszugeben, obschon er mit ihm die alte Welt hätte theilen können. Er hat endlich die Nothwendigkeit eingesehen Rußland zu schwächen. Er hat im Centrum Europa's eine starke Macht zu gründen und ihren Schwerpunkt nach Osten vorzuschieben gesucht. Er hat dabei der Krähwinkelei der Nationalitäten nicht geschont, und durch seine willkürlichen Völkerverbindungen die wahre Gestaltung eines reorganisirten Europa's, die einer Föderation der verschiedensten Nationalitäten, vorübergehend angedeutet. An den Inconsequenzen und Unausführbarkeiten in diesem großen Systeme von Operationen hat nur die Zeit Schuld getragen, die für die große Idee nicht weit genug entwickelt war.

Man sieht wie die Frage des europäischen Gleichgewichts und in der That des politischen Gleichgewichts der Welt, die Frage der Existenz, der Regeneration oder des politischen Erlöschens von Deutschland in sich faßt. Nur in einer großen Bundesgenossenschaft der sämmtlichen Staaten des westlichen Europa's läßt sich eine vollkommene Lösung aller europäischen Schwierigkeiten erwarten, eine Bundesgenossenschaft zu der die jetzige Vereinigung der Westmächte vielleicht der Anfang ist.

Fünf Briefe an das „San Francisco Journal", über europäische und amerikanische Angelegenheiten.

I.

New-York, den 19. October 1855.

Ich bedaure daß es mir unmöglich war Ihnen von San Juan del Sur zu schreiben. Dazu fehlte es mir an allen Grundbedingungen: an Zeit und Raum, Tisch und Stuhl, Tinte und Papier. Sie haben indessen durch die Verzögerung wenig verloren. Von dem was im Innern von Nicaragua und von anderen centralamerikanischen Staaten vor sich geht, weiß man in der Regel auf der Heerstraße der californischen Reisenden Wenig oder Nichts, denn diese Straße läßt das von der einheimischen Bevölkerung bewohnte Land gänzlich auf der Seite liegen. San Juan del Sur, Virgin Bay, die wenigen Ansiedlungen am Flusse, und endlich San Juan del Norte, sind in Wahrheit fremde Kolonien im Lande. Der Bürgerkrieg hat auch die Communikationen so gänzlich zerstört, daß Nachrichten nur sehr schwer von einem Orte zum anderen gelangen. Die Granadiner Truppen welche Rivas besetzt halten, machten die Straßen gefährlich. „El Chamorro está en el monte" — „der Chamorro ist im Walde," sagte mir ein junger eingeborner Kriegsheld, welcher

zu den nicaraguensischen Hilfstruppen unter Walkers Befehl gehörte. Ich erwiederte ihm daß Chamorro ja schon seit Monaten todt sei. „Si — pero el Chamorrito!“ — „ja, aber der kleine Chamorro!“ — antwortete mir der Bursch, ohne daß ich im Stande war zu erfahren was er damit meinte. Der verstorbene nicaraguensische Präsident Don Fruto Chamorro scheint bereits eine mythische Figur, eine Art Popanz oder Mumbotschumbo, im Lande geworden zu sein, ein Schicksal welches er als Feind der Fremden wol verdient hat. Als wir Tags darauf uns zu Virgin Bay auf dem Dampfboote einschifften welches uns über den See zu bringen hatte, traf ich verschiedene Personen meiner Bekanntschaft von 1850 und 51, und von ihnen erfuhr ich das einzige über den Zustand des Landes was zu meiner Kenntniß kam. Nach diesen Berichten ist die Cholera nun im Lande wieder verschwunden; ihre Verheerungen sind aber so außerordentlich gewesen, daß die Bevölkerung dadurch in hohem Grade verringert worden ist. Während im Laufe dieses Jahres die Granadiner und Leoneser Truppen einander gegenüber standen, soll über die Hälfte der beiderseitigen Truppen der Krankheit erlegen sein. Auf dem Wege über den Isthmus sah ich noch viele halbverbrannte Hütten mit halbverkohlten Leichnamen von Indianern die an der Krankheit gestorben. Es ist indianische Sitte, Hütte und Leichnam zusammen zu verbrennen. So ist das Land durch Krieg und Pest erschöpft worden, und wenn Walker nicht besonders unglücklich ist, wird die Eroberung desselben nicht allzuschwer sein. Fragt man aber was dieser Ausdruck bedeutet, so ist die Antwort: die Besitznahme der tierras valdias oder Staatsländereien, die in Nicaragua sehr ausgedehnt und zum Theil vortrefflich sind, und das

Hereinströmen einer solchen Zahl von Nordamerikanern daß sie die Regierung des Landes in ihre Hände bekommen. Was Walker von Westen her mit den Waffen zu erlangen sucht, strebt Kinney von Osten her auf dem Wege der Intrigue zu erlangen. Man ist sich unklar darüber ob Walker und Kinney in heimlichem Einverständniß handeln. Ich glaube es nicht, und eben so wenig hat wohl die Transit-Compagnie etwas mit diesen beiden Unternehmungen zu thun, so daß dreierlei ganz verschiedene nordamerikanische Interessen in diesem Lande liegen, zwischen denen indessen sicherlich im Falle des Gelingens der beiden Flibustierunternehmungen eine Verständigung Statt finden wird.

Die Wiedereinführung der Sklaverei in Nicaragua ist eine nahe liegende Befürchtung; vielleicht sind aber die Tonangeber unter den Ankömmlingen weise genug ihre wahre Situation zu begreifen, und nicht etwas zu versuchen was hier ganz gewiß nicht durchzuführen sein würde. Was wollte man in der That mit Sklaven in einem Lande anfangen welches größtentheils mit Urwald bedeckt ist, an andere Länder grenzt die auf das entschiedenste gegen die Sklaverei sind, und dessen einheimische Bevölkerung wie ein Mann die Partei jedes entlaufenen Sklaven nehmen würde, da sie selbst zum größten Theil aus farbigen Menschen besteht? — Und weshalb sollte man auch die Sklaverei hier einführen wollen, da man im Lande freie Arbeitskräfte billiger haben kann, die zwar allerdings Vieles zu wünschen übrig lassen, aber der Verbesserung und Erziehung vollkommen fähig sind? Daß die nicaraguensischen Indianer und Halbindianer eine sehr brauchbare freie Arbeiterklasse abgeben, geht aus ihrer Thätigkeit und Geschicklichkeit in der Betreibung verschiedener

Zweige des Landbaues und der Industrie hervor, wozu sie gegenwärtig keinerlei Anleitung von Seiten der weißen Race haben. Wissen die Nordamerikaner den richtigen Ton zu treffen um sich den guten Willen und die bereitwilligen Arbeitskräfte dieser Volksklasse zu sichern, so darf man für diese Länder gute Hoffnungen hegen. Doch vielleicht sind diese Reflexionen vorzeitig, so lange es noch ungewiß ist ob diese zweite Einwanderung der weißen Race überhaupt für jetzt schon Bestand hat und einen entschiedenen Fortgang nimmt.

II.

New-York, den 4. November 1855.

Zu den Nachrichten welche Ihnen morgen die Zeitungen mitnehmen, kann ich wenig Thatsächliches hinzufügen. Die Rückwirkung der europäischen Geldkrisis auf New-York und die ganzen Vereinigten Staaten ist das große Interesse des Augenblickes. Nächstdem haben die Fortschritte Walkers in Nicaragua hier einige momentane Aufregung bewirkt. Unser „Herald" hat die Einnahme des alten Schlosses von Granada durch einige zwanzig Amerikaner mit dem Falle von Sebastopol verglichen. Sie sehen übrigens daß ich die Verhältnisse von Nicaragua richtig beurtheilte, wenn ich sagte daß das Walker'sche Unternehmen gelingen werde.

Die Resultate des Krieges in den letzten vierzehn Tagen resumiren sich in der Niederlage der Russen vor Kars und den Operationen in der Krim, welche wahrscheinlich die gänzliche Räumung der Halbinsel von den russischen Truppen zur Folge haben werden. Diese Resultate sind groß, und, wenn

der letztgenannte Erfolg noch gewonnen sein wird, größer als man selbst bei guter Hoffnung für den diesjährigen Feldzug erwarten konnte.

Indem die Alliirten hiermit vollständig zu erreichen scheinen was sie am schwarzen Meere beabsichtigen konnten, muß sich nun für den kommenden Winter das Interesse auf die Stellung Deutschlands concentriren. Es ist aus diesem Lande wenig zu berichten; es scheint eine politische Null zu sein. Doch kommt man in England und Frankreich mehr zum Bewußtsein seiner wahren politischen Bedeutung, und es ist einige Hoffnung vorhanden daß diese Einsicht zum Vortheile deutscher Entwickelung ausschlägt. Haben England und Frankreich früher ihren Vortheil in der Schwächung und Zersplitterung Deutschlands gefunden, so scheinen sie jetzt zu begreifen daß er anfängt in Deutschlands Stärkung und Vereinigung zu liegen, und mit der richtigen Beurtheilung dieser Sachlage scheint den Einsichtigeren in Deutschland auch die Hoffnung zu wachsen daß es zu einer Veränderung in den Verhältnissen des Landes kommen werde. Oesterreich, das erkennt man allgemein, kann nichts Entscheidendes gegen Rußland thun, so lange es außer Preußen auch die Mehrzahl der Mittel- und Kleinstaaten gegen sich hat. Oesterreichs Interessen sind an und für sich antirussisch; die Zerstörung des russischen Einflusses im mittleren und westlichen Deutschland würde also Preußen mit seiner russischen Politik in Deutschland und damit in Europa gänzlich isoliren und unhaltbar machen.

Dies ist der Gedankengang welcher die Idee der Vereinigung der kleineren deutschen Staaten hervorgerufen, mit der man sich in England vor Kurzem beschäftigt hat.

Unter den Novitäten der deutschen Literatur die ich hier finde, fällt mir eine Schrift von Gustav Diezel als politisch bemerkenswerth auf. Ich schicke Ihnen dieselbe mit diesem Dampfschiffe. Sie führt den Titel: „Die Bildung einer nationalen Partei in Deutschland, eine Nothwendigkeit in der jetzigen Krisis Europa's." Deutschland hat in den letzten Jahren wohl kaum einen anderen so verständigen Beurtheiler seiner Verhältnisse und neuesten Geschichte gefunden, wie Gustav Diezel ist. Wir stoßen hier auf ein sicheres männliches Urtheil, welches auf dem festen Boden der wirklichen Zustände ruht, von jeder Declamation frei ist, und die Gesammtheit der in's Spiel kommenden Interessen umfaßt. Der Kern dieses Urtheils aber ist eben die vorhin ausgesprochene Meinung über Preußen, Oesterreich und das übrige Deutschland. Dieses letztere hält der Verfasser für den Boden dessen Bearbeitung durch die öffentliche Meinung zunächst nothwendig ist.

Oesterreich hat bisher mit Geschick und Glück den außerordentlichen Schwierigkeiten seiner Stellung zu entgehen gewußt, und benutzt diese Gunst des Schicksals zur Verbesserung seiner Finanzen und der Wiederherstellung seines Credites. Dies ist ein wichtiger Fortschritt, denn es ist die Bedingung von der für Oesterreich die Möglichkeit des Handelns abhängt. Sie sehen daß ich nicht zu den Pessimisten gehöre die eine Hoffnung für den politischen Fortschritt Europa's auf den österreichischen Bankrott gründen. Im Uebrigen kann man in der Politik eines Staates nur einer Macht trauen, der Macht seiner Interessen, die eben in Oesterreich antirussisch sind. Sie werden finden wie richtig in dieser Beziehung in oben erwähnter Schrift die Verhältnisse

beurtheilt sind. Einige Entwickelungen stimmen vollständig mit denen überein, die von mir früher im San Francisco Journal gegeben worden sind. Ein Zusammentreffen des Urtheils in so großer Entfernung enthält eine gewisse Bestärkung der Meinung.

III.

New-York, den 20. November 1855.

Seit einigen Tagen fehlt dem hiesigen öffentlichen Leben eine Aufregung. Die Besorgniß einer finanziellen Krisis ist vorüber, — die Wahlen sind vorüber, — die Verwunderung über die Absendung englischer Kriegsschiffe nach den amerikanischen Gewässern und über die thörichten Artikel einiger englischen Zeitungen ist vorüber, — ja auch die Vermuthungen über die Umstände sind vorüber durch welche England sich so sehr hat aus der Fassung bringen lassen. Wie haben sich die Zeitungsschreiber und ihre Correspondenten die Köpfe zerbrochen! — Auch ich hatte einen Brief im Sinne dessen scharfsinnige Combinationen Sie bewundert haben würden, und der nun überflüssig geworden ist, seitdem wir den wahren Grund der drohenden Stellung kennen die England gegen die Vereinigten Staaten angenommen. Ein russisches Kaperschiff, so wird uns berichtet, ist unter dem Vorwande für den chinesischen Handel bestimmt zu sein und Kanonen für Rechnung eines chinesischen Handlungshauses an Bord zu haben, im hiesigen Hafen ausgerüstet worden, und die englische Regierung war durch den hiesigen englischen Consul mit den sämmtlichen Thatsachen in allen ihren Specialitäten bekannt.

Als Herr Buchanan von Lord Palmerston Aufschlüsse über die Absendung der Kriegsschiffe verlangte, legte ihm letzterer einen ganzen Stoß von Papieren vor, welche den vollen Thatbestand mit allen Beweisen über die Bestimmung der Barke Maury enthielten.

Wieviel Scharfsinn ist nach dieser einfachen Lösung der Sache verloren gegangen! — Lag das Motiv der englischen Regierung in den Mißverhältnissen wegen der englischen Werbungen? — Bezog sich ihre Maßregel auf die Eroberung von Nicaragua? — Wollte man, indem man gegen die Vereinigten Staaten drohend auftrat, sich in Spanien Vertrauen erwerben und dem Allianzvertrage Spaniens mit den Westmächten damit durch die Cortes helfen? — Für diese und andere Fragen wurde mit Scharfsinn das Für und Wider erwogen, und noch lange wäre die Discussion nicht erschöpft gewesen. Nur das wußte man, daß es Niemand hier einfiel eine Expedition zur Eroberung Irlands auszurüsten oder ein neues Unternehmen gegen Cuba zu versuchen, während nun Alles aufgeklärt ist, mit einziger Ausnahme der Gründe durch die sich die London Times bewogen finden konnten einen so einfältigen Artikel in die Welt zu senden. Am meisten Tiefe und Schärfe der politischen Combination hat bei dieser interessanten Gelegenheit Kossuth in einem Briefe an eine hiesige Zeitung entfaltet. Er macht es wahrscheinlich daß die kriegerische Stellung Englands gegen Nordamerika sich durch folgenden Gedankengang erkläre: Rußland und die Westmächte wünschen in gleichem Grade den Frieden. Nach den letzten Erfolgen in der Krim kann Rußland ihn aber nicht annehmen ohne seine Schwäche zu bekennen. Dies kann es nicht thun, und also kann es nicht Frieden machen. Wollen die

Westmächte mithin Frieden, so müssen sie vor der Welt den Schein verbreiten als wäre Rußland weniger im Nachtheil als es ist, und dies thun sie indem sie den Schein verbreiten als kämen sie durch einen Streit mit den Vereinigten Staaten in Verlegenheit und müßten ihre Kräfte zersplittern, wären also weniger im Vortheil als sie es sind. Die drohende Stellung Englands gegen die Vereinigten Staaten wäre also nach dieser Vermuthung eine bloße Komödie gewesen um dem Feinde ein ehrenvolles Nachgeben möglich zu machen: — in der That eine Erklärung die den einzigen Fehler haben würde zu scharfsinnig zu sein, wenn sie nicht auch den zweiten Fehler hätte daß sie sich nun auch als falsch erwiesen.

Trotz alledem mag es sein daß die englische Regierung mehrere Fliegen mit einer Klappe tödten will, und dies würde dann den unsinnigen Spektakel der London Times erklären. Dem spanischen Allianzvertrage, dem nur noch die Bestätigung der Cortes fehlt, könnte wohl durch ein solches Mittel durch eine Versammlung geholfen werden die doch, der Natur der Sache nach, nur aus Halb- und Viertels-Politikern bestehen kann. Den Westmächten aber ist es offenbar bei diesem Bündniß, wie bei dem sardinischen und allen ähnlichen die noch geschlossen werden mögen, um mehr zu thun als um die Hülfstruppen. Offenbar muß man in den großen Bemühungen die zur Vereinigung des ganzen westlichen Europa's gemacht werden, die Vorbereitung eines großen und entscheidenden Angriffes auf das Centrum erkennen.

Was die central-amerikanischen Vorgänge betrifft, so sieht man in der That nicht ein welches Interesse, wie die Dinge jetzt stehen, eine aufgeklärt egoistische Politik Englands daran haben könnte die Niederlassung von Nordamerikanern in

Nicaragua zu verhindern. Die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten haben sich weiter entwickelt, und ein weitsehender englischer Politiker müßte jetzt die Annexion spanisch-amerikanischer Länder an die Vereinigten Staaten eher befördern als hemmen. Aber allerdings ist es die Frage, ob Palmerston wirklich in dieser Beziehung gerade ein solcher ist. Centralamerika ist seit lange ein Lieblingsschauplatz für die übermüthigen Launen des edlen Lords gewesen. Er war von jeher der geschworene Feind jedes Föderationsversuches der centralamerikanischen Staaten, womit er aber doch zuletzt nur den Nordamerikanern in die Hände gearbeitet hat. Er hat dem wilden Carrera in Guatemala zur Stütze gedient. Er hat den übermüthigen Consul Chatfield aufrecht erhalten, der alljährlich die centralamerikanischen Häfen durch englische Schiffe blokiren ließ um wohlfeilen Indigo einzukaufen. Und so wäre es wohl möglich daß England unter seiner Leitung sich auch jetzt wieder in die Angelegenheiten Nicaragua's mischte, ohne daß es daran ein wirklich reelles Interesse haben kann.

IV.

New-York, den 10. December 1855.

Ich machte in einem meiner früheren Briefe die Andeutung daß die großen Anstrengungen zur Vereinigung des ganzen Westens von Europa weniger von England als von Frankreich ausgehen, und nicht allein gegen Rußland, sondern unter Umständen auch gegen Preußen gerichtet seien. Diese Ansicht, die sich mir aus der allgemeinen Lage der Dinge aufgedrängt, hat einige auffallende Bestätigungen

gefunden. Ein österreichisches Blatt, die Ostdeutsche Post, sagt geradezu daß England den Bemühungen zur Bildung einer großen europäischen Allianz gegen Rußland eher hinderlich als förderlich gewesen sei, und daß die Westmächte die deutsche Allianz hätten haben können wenn England sie ernstlich gewollt hätte. England hat in dem Kriege ein vorzugsweise maritimes Interesse. Seine Zwecke können erreicht werden ohne daß deßwegen ganz Europa auf die Beine gebracht wird. Die Entstehung einer starken Macht im mittleren Europa, bestehe sie in einem mächtigen und unabhängigen Deutschland, in einem verstärkten und consolidirten Oesterreich, oder in einem nach Osten ausgedehnten Frankreich, ist, nach der Art wie England seine Interessen bisher immer aufgefaßt hat, demselben zuwider. Ein Königreich Thüringen unter einem coburgischen Prinzen möchte für England annehmbar scheinen, eine gänzliche Umwandlung der centraleuropäischen Verhältnisse aber, wie sie leicht die Folge eines allgemeinen continentalen Krieges sein könnte, kann nicht in Englands Wünschen liegen. Ein solcher Krieg könnte nur eine von drei Folgen haben: entweder die Entstehung eines mächtigen deutschen Reiches, oder ein im hohen Grade vergrößertes Uebergewicht Frankreichs, oder endlich die volle Herrschaft Rußlands über Deutschland. Louis Napoleon will unzweifelhaft wenigstens Eins, England aber eben so unzweifelhaft Keins von den Dreien.

Die Rede des Kaisers haben Sie durch die Zeitungen erhalten. Die deutschen Diplomaten welche dieselbe mit angehört, sollen durch die Beziehungen auf die hier eben angedeuteten Verhältnisse ziemlich consternirt worden sein. Die Rede ist übrigens an sich schon ein merkwürdiges Factum.

Daß ein Kaiser vom Throne herab eine Rede an ein Publikum von Tausenden von Menschen der verschiedensten Nationen hält und diesen die Grundsätze seiner Politik auseinander setzt, ist meines Wissens neu. Und er appellirt dabei an die öffentliche Meinung nicht nur durch die Thatsache daß er öffentlich spricht und sich zu Erklärungen herbeiläßt, sondern diese Appellation geschieht ganz ausdrücklich in den bestimmtesten Worten. Ganz gewiß ist Louis Napoleon ein Mann mit großen Fehlern, eben so gewiß ist es aber auch daß man ihm große Eigenschaften nicht absprechen kann, und daß er, soweit die Geschichte der Gegenwart an der Oberfläche liegt, der Mensch ist welcher die umfassendsten politischen Ideen mit dem meisten Muthe zu ihrer Ausführung besitzt. Es ist wahr, er hat Ideen ererbt so gut wie einen Namen; aber die Erbschaft von Ideen antreten zu können, ist schon ein Verdienst, und er hat diese Ideen wie es scheint weiter entwickelt. Ob uns seine Ideen gefallen, hat mit diesem Urtheile nichts zu thun, und welche Rolle Ehrgeiz und Herrschsucht dabei spielen mögen, ist gleichgültig, auch wenn es möglich wäre es zu wissen. In der Weltgeschichte sind die handelnden Personen nichts als Werkzeuge, welche Lob verdienen wenn ihre Action den Interessen der Cultur und des Fortschrittes entspricht, bei denen es aber ganz unwesentlich ist was sie selbst sich dabei denken. Die nützliche Wirksamkeit eines Mannes mit schlechten Beweggründen ist für diese historische Auffassung mehr werth, als die dummen Streiche und das Geschwätz von Menschen die von den edelsten Absichten erfüllt sein mögen. Leider müssen wir die Bestrebungen eines Theiles unserer politischen Freunde in diese letzte Kategorie rechnen, sonst müßten sie einsehen daß es sich jetzt in

Europa für jetzt nicht um neue Staatsverfassungen sondern um ein neues Staatensystem handelt, und daß die Revolution zwar die ersteren aber nicht das letztere gründen kann, während die ersteren ohne das letztere doch unmöglich Bestand haben könnten. Es gibt freilich auch eine völkerrechtliche Revolution; aber diese ist eben das was wir den Krieg nennen, und Europa ist mitten darin. Wollten aber unsere revolutionären Agitatoren Krieg führen, so müßten sie sich erst zu Herrschern machen, sie müßten als ein umgekehrter Saturnus — nicht ihre Kinder auffressen, die sie ja erst erzeugen wollen, sondern ihre Mutter, die Revolution, wie es Louis Napoleon, wie es sein Onkel, wie es Cromwell gethan.

V.

New-York, den 21. December 1855.

Der Hauptcharakter der uns aus Europa zugekommenen Nachrichten besteht in den Friedensaussichten, denen jedoch noch wenig Glauben geschenkt wird. Aber warum nicht? Im schwarzen Meer kann nichts Wesentliches gethan werden als was schon gethan ist. Der Zweck der Alliirten ist hier nahezu erreicht. Man kann in der Ostsee den Russen noch allen möglichen Schaden zufügen, aber damit ist auch noch nichts Positives vollbracht. Die Grundlage aller politischen Macht ist das Territorium. Durch empfindliche Nachtheile welche man Rußland ohne Territorialverlust zufügt, wird man nur seine um so raschere innere Entwickelung befördern und es für die Zukunft um so

gefährlicher machen. Sehen England und Frankreich dies nicht ein — um so schlimmer. Die Nothwendigkeit eines Entscheidungskampfes wird dann später um so schrecklicher kommen. Verliert Rußland kein Territorium, so wird es an innerer Entwickelung zehnfach gewinnen was es an materiellen Mitteln durch den Kriegsschaden verloren hat und noch verlieren kann.

Will man also den Krieg mit dauerndem Erfolge fortführen, so muß man, was schon hundertfach wiederholt worden ist, von Deutschland aus operiren. Ist Deutschland im Stande dies unmöglich zu machen — dann ist es Deutschland welches in Wahrheit den Frieden dictirt. Ein Krieg aber den man verbieten kann, ist so gut wie einer den man gewonnen hat. Unter allen Umständen muß in diesem Winter und dem darauf folgenden Sommer klar werden, was Deutschland eigentlich in Europa zu bedeuten vermag. Kann die politische Bedeutung auch nur entfernt dem industriellen und literarischen Aufschwunge gleichkommen der in den beiden letzten Jahren das Leben Deutschlands charakterisirt hat, so muß sie groß sein, denn auf den beiden erwähnten Gebieten wird großes geleistet. Sie wissen daß ich die Politik der deutschen Mächte vom nationalen Standpunkte aus von Anfang an vertheidigt habe. Was Deutschland zunächst braucht, ist Macht. Wie diese erreicht werden kann, durch passive oder aktive Haltung, durch Einigkeit Vieler oder durch die Obergewalt von Einem, — das ist erst die zweite Frage.

In Bezug auf die geistige Stellung der beiden deutschen Großmächte zu einander und zu Deutschland ist durch Oesterreichs Concordat mit dem päbstlichen Stuhle eine Veränderung zum Nachtheile Oesterreichs eingetreten. Durch diese

schroffe Stellung gegen die Interessen der modernen Bildung und gegen das ganze Volksbewußtsein Deutschlands hat Oesterreich, wie mir scheint, mit Deutschland geistig gebrochen, und Preußen als protestantische Macht hat damit einen außerordentlichen Vorsprung gewonnen. Oesterreich, vom conservativen Standpunkte der habsburgischen Herrschaft, hat einen großen politischen Mißgriff begangen. Die Angelegenheit hat ein vorzugsweise politisches Interesse, sowohl der Veranlassung als den Wirkungen nach. Offenbar war der Abschluß des Concordates nichts als ein Contrecoup gegen Frankreichs Einfluß in Italien. Es scheint mir aber unklug, darin soweit gegangen zu sein daß es von Louis Napoleon nicht mehr überboten werden kann, unter Verhältnissen wie die von Sardinien zu den Westmächten und zur römischen Curie, und wie sie noch weiter in der italienischen Zukunft liegen mögen, in welcher der Kaiser von Frankreich mit der Zeit Veranlassung finden könnte entgegengesetzte Saiten aufzuziehen. — Und diesem zweideutigen Gewinn an Einfluß in Italien hat man den möglichen Einfluß in Deutschland aufgeopfert! Wüßte man nicht daß in den Gouvernements und an den Höfen so gut Parteien einander entgegen arbeiten wie in den Völkern, man könnte so etwas nicht begreifen. Es wäre wunderlich wenn unsere „Gothaer" mit ihrem Kleindeutschland am Ende Recht behalten sollten.

Hier hat, um vom Großen auf Kleines zu kommen, Herr Parker H. French, als Gesandter der Republik Nicaragua bei dem Gouvernement von Washington, soeben einiges Aufsehen erregt. Er war in Washington, ist aber wieder hieher zurückgekehrt ohne von der Regierung empfangen worden zu sein. Sie erinnern sich daß ich Walkers Erfolg

vorausgesagt habe. Wie man auch über die Sache urtheilen mag, das Erscheinen eines Fremden als deus ex machina in dem Drama des Nicaraguensischen Bürgerkrieges war in den Verhältnissen des Landes vollständig begründet. Wir werden aller Wahrscheinlichkeit nach noch ähnliche Vorgänge in anderen spanisch-amerikanischen Ländern erleben. Ich sehe darin kein Uebel. Die Einführung der Sklaverei in Central-Amerika halte ich, auch wenn Walker sie ursprünglich beabsichtigt haben sollte, für unmöglich. Dies war die Gefahr in der Sache, die ich wohl gewürdigt, an die ich aber nie sehr geglaubt habe. Alle Verhältnisse wohl erwogen, glaube ich daß unsere Sklavenhalter, wenn sie einen solchen Plan gehegt, sich in hohem Grade verrechnet haben. Dies möchte wohl auch die Abneigung unserer Regierung gegen den jetzigen Stand der Dinge in Nicaragua erklären. Unsere Regenten in Washington hätten mit beiden Händen zugegriffen, die voreilige Anerkennung durch unsern Geschäftsträger, Herrn Wheeler, zu bestätigen. Herrn Wheeler's Schicksal bei dem mißglückten Versuche seine Neger mit nach Nicaragua zu nehmen, scheint ein ungünstiges Omen für ein etwa vorhandenes Sklavenhalterprojekt gewesen zu sein.

Wahlrede

gehalten in der deutschen Massenversammlung zu Philadelphia am 11. October 1856, zu Gunsten des Präsidentschafts-Candidaten Fremont.

(Philadelphia Freie Presse, 13. October 1856.)

Mitbürger! Als die Aufforderung an mich gelangte dieser Versammlung beizuwohnen, und vor derselben meine Ansichten über die gegenwärtige Lage unseres adoptiven Vaterlandes und über den uns dadurch bei der jetzigen Präsidentenwahl vorgezeichneten Weg auszusprechen, — drängte sich mir die Frage auf wie es kommt daß wir, die deutschgebornen Bürger des Landes, in unserm Urtheile unsicher sein können, und daß unter uns viele und lange Reden gehalten werden müssen, um die Forderungen des Rechts, der Vernunft und der politischen Zweckmäßigkeit in das rechte Licht zu stellen. —

Sind wir über das Meer gekommen um hier den schönsten Zug in unserem Charakter, den einfachen Sinn für Humanität und Gerechtigkeit zu verläugnen?

Hat politische Quacksalberei schon so sehr unsere moralische Constitution verdorben, daß wir abgestumpft sind gegen die Schandthaten von Kansas, die Unterdrückung des freien

Wortes in der halben Union, und gegen die Brutalitäten mit denen das südliche Junkerthum selbst die Berathungen des Congresses zu terrorisiren versucht hat?

Noch nie, scheint es mir, haben die großen Hauptfragen der Politik des Landes einfacher vor der Nation gelegen als in diesem Augenblicke. Und für uns Fremdgeborne sind sie in vieler Beziehung noch einfacher als für einen Theil der Einheimischen, welche mit dem Vorzuge angesammelter politischer Erfahrung und Uebung auch die selbstsüchtigen Beweggründe und Vorurtheile ererbt haben welche in den Verhältnissen der halben Union begründet sind. Wir, meine Mitbürger, haben den Nachtheil, Neulinge in der Politik dieses Landes zu sein, aber wir haben den Vorzug vor Vielen daß wir nicht als Sklavenhalter geboren noch mit den Interessen des Sklavereisystems verwachsen sind. Uns hat man nicht in der Schule gelehrt daß die Sklaverei eine göttliche Einrichtung sei; und die freche Lehre welche wir in den letzten Tagen im Süden haben verkünden hören, daß die Sklaverei die wahre Lösung der socialen Frage sei, hat noch bei keinem von uns Eingang gefunden.

Ich habe mir die Platformen der Parteien vor Augen gehalten, und ich habe mich gefragt, kann hier für uns eine Wahl sein?

Sind die deutschgebornen Bürger, ihrem eignen guten Geiste überlassen, für die Ausdehnung der Sklaverei, damit bald von den Millionen Ackern Landes in unsern westlichen Territorien kein Fuß breit mehr für die freie Arbeit übrig bleibt?

Sind sie dafür daß Raub und Gewaltthat zum Principe der auswärtigen Politik unseres Landes werden, und daß maßlose Annexionen zuerst die Nothwendigkeit eines stehenden

Heeres hervorrufen und nachher, diesem Gewaltmittel zum Trotze, aus physischen und moralischen Gründen das Auseinandergehen der Union unvermeidlich machen?

Sind sie der Meinung daß die reichen Länder am stillen Meere, die zu den herrlichsten der Erde gehören, systematisch zurückgehalten werden müssen, und daß das Innere dieses Continentes eine Wildniß bleibe, bloß weil die Sklavenhalter in ihren Eroberungen freier Territorien noch nicht so weit fortgeschritten sind daß der Bau einer Eisenbahn nach Californien zu ihren Interessen paßt?

Dieses, meine Mitbürger, sind die wesentlichen Fragen um welche es sich handelt. Und wenn Sie diese Fragen verneinen, dann sind Sie für die Platform der republikanischen Partei, — dann sind Sie für Fremont! — —

Und wenn nun die wesentliche Sachlage so klar und einfach ist, — weshalb sind Viele von uns dennoch unsicher in ihrem Urtheile und Andre entgegengesetzter Meinung?

Ich habe, um diese Frage zu beantworten, mir die Ungewißheiten zu vergegenwärtigen gesucht in welchen ich mich selbst seit meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten in meinem Urtheile über die großen Interessen der Politik dieses Landes befunden habe, und ich finde drei Hauptgründe für den Widerstreit und die Unsicherheit unserer politischen Meinungen; nämlich: 1) unser bisheriges Verhältniß zu den politischen Parteien; 2) den falschen Standpunkt für die Beurtheilung der Sklaverei, und 3) unsere Beziehungen zur auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten mit Bezug auf unser altes Vaterland.

Erlauben Sie mir daß ich jeden dieser drei Gründe näher beleuchte:

Zuerst unser bisheriges Verhältniß zu den politischen Parteien.

Ich gehe von dem Grundsatze aus daß an und für sich ohne Parteien und Parteikampf in einem freien Gemeinwesen kein Fortschritt möglich ist, und daß, weil es Parteien geben muß, die Hauptparteien im Allgemeinen in gleichem Grade berechtigt sind. An und für sich also hat Niemand absolut Recht und Niemand absolut Unrecht darum weil er zu der einen oder der andern Partei gehört. Anders aber ist die Sache in Bezug auf bestimmte Lebensfragen der Politik die zu verschiedenen Zeiten in den Vordergrund treten. Um solche Fragen aber handelt es sich jetzt.

Die große Mehrheit der deutschgebornen Bürger der Union hat bisher der demokratischen Partei angehört, und der Uebergang zur republikanischen Partei, so klar und offen die Interessen des Reiches, der Bildung und der Humanität auf deren Seite liegen, fällt dem durch seine Treue bekannten deutschen Charakter schwer. — Aber, Mitbürger! sollen wir auch hier in der neuen Welt in den Nationalfehler verfallen, durch welchen das deutsche Volk sich gleicher Weise bemerklich gemacht hat, den Fehler der blinden Treue, durch welchen eine Tugend zu einem Laster und eine Zierde des Charakters zu einer Dummheit wird? — Es giebt für den bewußten Menschen nur eine Treue, — die Treue gegen die eigne Ueberzeugung, und sobald die Grundsätze derer mit welchen wir im politischen Leben verbunden waren, dieser unserer eigenen Ueberzeugung nicht mehr entsprechen, gebietet uns diese wahre Treue daß wir von ihnen scheiden.

Lassen wir uns weder durch den Namen der Demokratie

noch durch andere Erwägungen an dieser Treue gegen uns selbst irre machen!

Der Name der Demokatie, welcher uns an Hoffnungen erinnert die wir im alten Vaterlande hegten, ist uns allen theuer. Allein wir sollten urtheilsfähig genug sein uns von dem Einflusse eines Namens zu emancipiren, der nicht mehr der Sache entspricht die er ursprünglich bezeichnen sollte. — Ich bin weit davon entfernt zu vergessen, was die fremdgebornen Bürger der demokratischen Partei dieses Landes schuldig sind. Allein wenn diese Partei uns gegen den Nativismus Schutz gewährt hat, wenn ihr politisches System hauptsächlich es ist welches uns die freie individuelle Bewegung gewährt, deren der Fremdgeborne ganz besonders bedarf um unter neuen Verhältnissen und Umgebungen zu gedeihen, so müssen wir uns eine Thatsache klar machen: — den Theil der demokratischen Partei welcher es wirklich mit uns und mit der Freiheit ehrlich gemeint hat, haben wir jetzt in den Reihen der republikanischen Partei zu suchen: der Rest ist von uns für seine uns geleisteten Dienste schon hundertfältig bezahlt worden. Denn wenn der fremdgeborne Bürger sich nicht so lange durch den Namen der Demokratie hätte täuschen lassen, — die politische Carricatur in den südlichen Staaten welche es wagt sich Demokratie zu nennen, wäre schon längst in die natürlichen Grenzen ihres Einflusses zurückgewiesen worden. — Wenn Ihnen wirklich an dem Namen der Demokratie etwas gelegen ist, so helfen Sie mitwirken daß er nicht vor der Welt zu einem Schimpf und Spotte werde. — —

Es ist ein gewöhnlicher Irrthum der Neulinge in der amerikanischen Politik, zu glauben die demokratische Partei der Vereinigten Staaten sei die der Volksinteressen — die Partei

welche ihr entgegensteht, und welche in der letzten politischen Periode den Namen der Whigs geführt hat, sei die Aristokratie des Landes.

Aber die Wahrheit der Sache ist eine ganz andere. — Es gibt Aristokraten der demokratischen Partei und Aristokraten der Whigpartei. Die ersten bilden den südlichen Adel, die letzteren die nördliche Bourgeoisie. Beide haben entgegengesetzte Interessen und führen miteinander Krieg um die oberste Leitung der nationalen Angelegenheiten. Und in diesem Kriege hat der südliche Adel bisher Euch! ihr deutschgebornen Bürger, als Kanonenfutter gebraucht. —

„Wir stürzen Euch“ — ruft der südliche Adel höhnisch der nördlichen Bourgoisie zu — „wir stürzen euch durch euer eigenes System. Ihr wollt keine Einwanderer? — Ihr sollt sie aber dennoch haben. Ihr habt die Unbequemlichkeit, wir haben den Vortheil davon. Sie kommen zu Euch, aber sie stimmen für uns. Euch ist bange vor einem zu zahlreichen Proletariate? — Wir wollen es noch zahlreicher machen, bis die Furcht vor dem Ungeheuer welches wir Euch haben aufziehen helfen, Euch dem Sklavereisysteme in die Arme treibt. Und wenn Ihr als reuige Sünder zu uns kommt, werdet Ihr Euch noch glücklich schätzen uns helfen zu dürfen die Sklaverei über den ganzen Continent auszubreiten!“ —

Dies — meine Mitbürger — ist die politische Lehre des Südens. Das ist der Sinn des Schutzes den der südliche Adel der Einwanderung gegeben. Das ist die Bedeutung der Worte die einst im Uebermuthe John Randolph im Congresse den Nordländern zugerufen hat: „wir beherrschen Euch nicht durch unsere schwarzen, sondern durch Eure eigenen weißen Sklaven!“ — Das ist auch das

Verständniß des Satzes daß die Sklaverei die wahre Lösung der socialen Frage sei. —

Ich habe hiermit einen Punkt von großer praktischer Wichtigkeit berührt. „Wenn es so ist" — kann man mir einwenden — „wenn die südliche Demokratie aus egoistischem Interesse uns gegen ihre nördlichen Rivalen in Schutz nimmt: — liegt darin nicht gerade die stärkste Garantie für unsere Sicherheit?" — Nein! sage ich, — denn wer sich von Anderen benutzen läßt, kann dabei niemals gewinnen. Wir glauben die südliche Demokratie zu benutzen, aber sie benutzt uns, und wird uns fallen lassen wenn dazu die Zeit gekommen sein wird. Und wenn wir aus Selbstsucht Unheil befördern, so wird als verdiente Strafe dasselbe in seiner ganzen Schwere auf uns selbst fallen.

Was die Know-Nothings betrifft, so habe ich in Californien gegen dieselben auf der Seite der Demokratie gekämpft; aber ich habe dort schon vor anderthalb Jahren vorausgesagt, daß die Zeit der Bildung einer großen Partei, wie jetzt die republikanische, kommen werde, und daß es dann die Pflicht der Deutschen sein werde ihr beizutreten.

Lassen Sie mich die Rolle etwas näher beleuchten welche der Know-Nothing-Orden, in der großen Krisis deren Ende wir uns nun nähern, gespielt hat.

Die Know-Nothing Bewegung, auf deren Ursprung hier wenig ankommt, wurde von Anfang an, von Politikern die über den beschränkten Ansichten der intoleranten und neidischen Massen standen, zu entgegengesetzten Zwecken benutzt. Ihre Führer sind von Anfang an in drei Klassen zerfallen; in solche die im Interesse des Nordens, solche die

im Interesse des Südens, und solche die aufrichtig im Interesse der Union operirt haben. —

So lange es sich nur darum handelte die große Maschinerie zu schaffen mit welcher dreierlei Menschen Dreierlei leisten wollten, ging Alles ziemlich gut. Als es aber zur Sache kommen sollte, ging natürlich die Structur aus ihren Fugen und löste sich in ihre Bestandtheile auf.

Was ist nun aus diesen Bestandtheilen geworden?

Die ersten und letzten sind mit Zurücklassung einiger schlechtern Elemente jetzt in den Reihen der republikanischen Partei zu finden. (Beifall.) Ich freue mich dieses Zeichens Ihrer Zustimmung gerade zu dieser Bemerkung; aber ich höre sagen, daß gerade dieser Umstand das begründetste Mißtrauen gegen diese Partei erregen müsse. — Ich halte dies für einen großen Irrthum, und einen Irrthum in mehr als einer Beziehung. Im geistigen Kampfe, meine Mitbürger, besteht der Sieg nicht darin daß man den Gegner vernichtet, sondern darin daß man ihn für die gute Sache gewinnt. Zugleich aber haben die Nativisten in dieser Bewegung kennen gelernt was die fremdgebornen Bürger ihnen nützen können, nachdem sie vorher schon gewußt was sie ihnen zu schaden im Stande sind, und hierin, meine Mitbürger, nicht in Verunglimpfung und immer größerer Anschürung des Hasses, müssen wir das Mittel suchen den Nativismus dauernd zu überwinden. Sollte einmal, in einer andern Constellation der Politik, der Nativismus uns gefährlicher werden als er jetzt ist, dann ist es Zeit unsere Stimme wieder in eine andere Wagschale zu legen, und glauben Sie mir, es wird dieselbe nie eine Partei, wie sie sich auch nennen mag, zurückweisen.

Will man deßhalb sagen die republikanische Partei bestehe aus verkappten Know-Nothings, so kann man mit dem nämlichen Rechte sagen daß sie aus verkappten Demokraten und verkappten Whigs bestehe.

Die republikanische Partei tritt indessen mit ihrer Platform den großen Hauptfragen der Politik so offen entgegen, daß sie keine Verkappung gebrauchen kann. Die Grundsätze welche sie adoptirt hat, betreffen in Wahrheit die eigentlichen Lebensfragen für die Zukunft der Union, gegen welche alles Andere, der Nativismus eingeschlossen, Erwägungen von untergeordneter Bedeutung darstellt.

Die republikanische Partei, meine Mitbürger, — ich wage es mein Urtheil scharf und zusammengedrängt auszusprechen, — ist die Vereinigung aller wahren Fortschrittselemente der alten Parteien, mit Zurücklassung ihrer Aristokraten und ihres Pöbels; und die gegenwärtige Bewegung ist mehr als ein Parteikampf, sie ist eine Parteirevolution!

Ich weiß, es gibt unter uns gebornen Deutschen in den Vereinigten Staaten einige weise Männer welche die politische Einsicht gepachtet haben, und die meine Verblendung beklagen werden. „Wie ist es möglich" — werden sie sagen — „so wenig auf den Kern der Sache einzudringen? — Handelt es sich um Nord oder Süd? — Handelt es sich um Sklaverei oder freie Arbeit? — Handelt es sich um einzelne Fehler und Excesse von denen keine Partei frei ist? — Die Union ist es welche wir im Auge behalten müssen! — Die Constitution ist es auf die es ankommt! — Die wahren Principien der Demokratie, nicht ihre zufälligen Fehler sind es nach denen geurtheilt werden muß. Lerne

erst diese Principien verstehen und die Verfassung richtig nach ihnen auslegen, ehe du andere belehren willst!" —

Ich will hierauf antworten.

Zu allen Zeiten wird eine Verfassung in diesem oder jenem Punkte eine verschiedene Auslegung zulassen. Die Frage ist aber nicht wer bei diesem Geschäfte der feinste Advokat ist, sondern wer am besten den der Cultur und dem Fortschritte entsprechenden Sinn zu finden weiß. Alle guten Christen erkennen in der Bibel die allgemeine Constitution der Christenheit, aber wir sehen daß aus ihr der Eine die Freiheit, der Andere die Sklaverei als göttliche Bestimmung ableitet. Wir können nicht erwarten daß es der Constitution der Vereinigten Staaten besser gehe als der Bibel; aber wir geben in beiden Fällen Dem unsere Zustimmung, dessen Auslegung zum Fortschritt im Guten beiträgt.

Aber welches ist das „Princip," vor welchem jene großen Politiker so heldenmüthig all ihr natürliches Gefühl, — all ihren gesunden Menschenverstand aufzuopfern bereit sind? — welches ist das große Princip von welchem das Heil der Union abhängt? —

Die Squattersouverainetät! —

Haben Sie sich, meine Herren, schon klar gemacht, was die Squattersouverainetät ist? — Der Grundsatz daß die Ansiedler eines neuen Territoriums souverain sein sollen, noch ehe die Grundbedingung der Souverainetät — die Existenz eines Staates — erfüllt ist. Man kann diesen Grundsatz nicht ernsthaft nehmen. Er ist ein politisches Taschenspielerstück, darauf berechnet durch eine annehmbare Formel den demokratischen Instinkt des Volkes zu gewinnen und das Urtheil zu überrumpeln. — Es ist ein ganz richtiger Grundsatz

des Naturrechtes, daß Menschen welche ein herrenloses Territorium in Besitz nehmen, mit der Besitznahme selbst auf demselben souverain sind. Ein Squatter aber ist ein Mensch welcher sich auf ein Territorium setzt welches schon einen Herrn, und in diesem Falle einen souverainen Herrn hat; denn der souveraine Herr der Territorien der Vereinigten Staaten ist die Union, durch Congreß und Regierung repräsentirt.

Der Congreß, sagt man, hat keine Rechte außer die welche ihm von den Staaten übertragen sind; zu diesen gehört aber die Oberaufsicht über die Territorien, und da ein unbewohntes Territorium noch kein Recht haben kann, die Ansiedler auf demselben aber kein Recht mit sich bringen können, weil sie sich auf einem Gebiete ansiedeln welches schon einen souverainen Herrn hat, so folgt mit vollkommener Klarheit daß ein sich mit Ansiedlern füllendes Territorium, so lange es kein Staat, nicht eignen Rechtes ist, sondern seine Rechte durch die Verfassung und den Congreß zuertheilt erhalten muß.

Soll also nicht in der Oberaufsicht des Congresses über die Territorien die Pflicht enthalten sein, darüber zu wachen daß sich nicht auf dem seiner Sorge anvertrauten Gebiete von Anfang an eine Aussaat des Bösen bilde, welche, in dem einst daraus werdenden Staate emporwachsend, der ganzen Union zum Schaden gereicht? — Ich behaupte daß der Congreß in Bezug auf das Territorium von Utah und das Gemeinwesen der Mormonen schon auf eine unverantwortliche Weise seine Pflicht versäumt hat, wovon die übeln Folgen gewiß nicht ausbleiben werden.

Ich komme nun zu dem zweiten Punkte welcher uns ein klares Urtheil in der jetzigen politischen Krisis erschwert: zur Beurtheilung der Sklaverei.

Man wendet ein, daß die Sklaverei am Ende der einzige Vorwurf sei welcher der demokratischen Partei gemacht werde, und daß man aus dieser Angelegenheit eine viel zu wichtige Sache mache. Man erklärt den Abscheu gegen das Institut für einen unpraktischen Idealismus, und stellt den abstrakten Principien der Freiheit, Gleichheit und Menschenwürde das Gewicht mächtiger Thatsachen entgegen, deren Entfernung weit über unsere Fähigkeit hinausreicht.

Ich glaube in der That es würde um diese Angelegenheit besser stehen, wenn sie weniger als eine Angelegenheit der Principien und mehr als eine Angelegenheit der Thatsachen behandelt würde. — Eben weil die Gegner der Sklaverei ihre Hauptkraft in die Principien gelegt haben, werden die auf welche die Thatsachen mit ihrer ganzen Macht den ersten starken Eindruck machen, so oft auf die andere Seite getrieben.

Ich selbst, Mitbürger, bin weit davon entfernt hier vom Standpunkte des Abolitionisten zu reden. Dies ist aber auch nicht nöthig, denn der Abolitionismus gehört nicht mit in die Platform der republikanischen Partei, so wenig wie eine moralphilosophische Untersuchung über die Sklaverei vor die gegenwärtige Versammlung gehört. Eins aber muß Ihnen allen klar sein:

Die Sklaverei hat, wie wir es durch unsere gegenwärtige Lage, durch die Demoralisation des Südens, durch die Gefahren der Union, durch die schlechten Grundsätze südlicher Staatsmänner in der auswärtigen Politik zur Genüge sehen, ein solches Heer von Uebeln, eine solche Masse von Unheil zur Folge, daß jeder Quadratfuß neuen Territoriums welcher ihr überliefert wird, einen Acker bildet auf welchem nur Giftpflanzen aufwachsen können. Und da es nun ferner aus

allen Erfahrungen hervorgeht daß die Abschaffung der Sklaverei, wo sie einmal zur wesentlichen Grundlage der nationalökonomischen Existenz geworden, mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist, und Uebel zur Folge hat welche nicht kleiner sind als die des Instituts selbst, so muß es entweder Wahnsinn oder ruchloser Eigennutz sein für die weitere Ausbreitung desselben zu wirken, oder dieselbe geschehen zu lassen wenn man es hindern kann.

Und, Mitbürger, ich fordere Sie auf, die Wichtigkeit der Krisis zu bedenken in der wir uns befinden. Zwei große nationalökonomische Systeme: das der freien Arbeit und das der Sklaverei, stehen einander gegenüber und theilen sich in das Gebiet der Vereinigten Staaten. Hier sind nun für die Zukunft zwei Ausgänge möglich: entweder die Union erhält sich durch die Kämpfe welche dieser Gegensatz hervorruft oder sie geht auseinander. In beiden Fällen ist es unser Interesse, daß das der freien Arbeit gerettete Gebiet so groß als möglich sei; im ersten Falle damit nicht die Sklavenhalter uns dominiren, im zweiten Falle damit sie uns nicht ein gefährlicher äußerer Feind seien.

Ich sage: unser Interesse! — Danken wir es unserem günstigen Schicksale daß unser Interesse, und daß alle Erwägungen der politischen Zweckmäßigkeit in dieser großen Frage mit dem Interesse der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und des Fortschrittes zusammentreffen. Es wäre schlimm wenn wir diese doppelte Aufforderung nicht beherzigen wollten, und wenn nicht selbst der Gleichgültigste aus seiner Gleichgültigkeit erwachen wollte, um seine Pflicht als Bürger des Landes welches er adoptirt und dem er Treue geschworen, erfüllen wollte.

Der dritte Grund der Schwierigkeit für unsere Entscheidung

— sagte ich — liegt in unseren Beziehungen zur auswärtigen Politik dieses Landes mit Hinsicht auf unser altes Vaterland.

Meine Mitbürger! — Wenn ich Sie so nenne, so nenne ich sie so als Bürger der Vereinigten Staaten. Wenn wir das Land unserer Geburt als unsere Mutter lieben, so lieben wir das Land unserer Wahl als unser Weib, welches von uns nicht verlangen kann daß Gefühle welche mit uns aufgewachsen, und die wir mit uns über das Meer gebracht, in unserer Brust erlöschen, welche aber ein Recht hat von uns Treue zu verlangen.

Uebrigens beruhen die Meinungen auf welche ich mich hier beziehe, auf einer großen Täuschung. Ich weiß es sind Viele unter uns welche die unüberlegte Hoffnung hegen, daß die demokratische Partei der Vereinigten Staaten, von allgemeiner Sympathie für die Freiheit getrieben, einmal eingreifen werde in das Schicksal Europas.

Täuschen Sie sich nicht, Mitbürger! Sie haben von der demokratischen Partei dieses Landes vielleicht den Raub von Cuba, aber niemals eine ernste Kraftanstrengung für die Freiheit Europas zu erwarten. Und eine solche würde zwecklos sein. Ein Volk welches sich nicht durch seine eigne innere Entwickelung zu freien Institutionen empor arbeiten kann, wird solche Institutionen weder benutzen noch behaupten können, auch wenn ein Gott sie ihm bescherte. Die Schule der Freiheit ist der Kampf für dieselbe.

Und in diesem Kampfe stehen wir in diesem Augenblicke mitten drinnen. Vergessen Sie nicht wie viel in der Entscheidung von Pennsylvanien abhängt, und wie viel in Pennsylvanien von den deutschgebornen Bürgern!

Ein Brief an die „New-York Tribune" über Racengleichheit und Racenungleichheit.

Balize, British Honduras, March 4. 1857.

My two former letters from this place, of the 17th and 25th ult., will I hope have reached you. They were written soon after my arrival here, and I could not avoid some errors in my statements, which I now hasten to correct before I continue my remarks on British Honduras.

I mentioned a new town, built by refugees from Yucatan, and I wrote the name „*Carruzal.*" This is incorrect. The name is *Corozal*, signifying a place overgrown by corozo trees.

The settling on the British territory of refugees and emigrants from the neighbouring Spanish countries (you find settlers from Yucatan, Honduras and Guatemala here) is a fact of considerable interest in the political history of America. It throws a light on the relative character of English colonial rule and Anglo-American annexation. Wherever the Anglo-Americans have taken possession of a Hispano-American country, a more or less considerable portion of its inhabitants have

expatriated themselves voluntarily, or have been forcibly driven out by the new occupants. This, you know, has bene the case in Texas, in New-Mexico, in California. Here, in a British colonial territory, we see the contrary process going on. Hispano-Americans of all shades and castes are resorting by thousands to the British territory, taking refuge under its Government to escape the sufferings of civil war and the vexations of their tyrants at home. Almost the whole population of the once flourishing town of Bacalar, in Yucatan, has transmigrated to this territory, where they have established that town *Corozal* of which I was speaking. It is situated on the sea-shore north from here, on what is called New River Bight, between the mouths of Rio Hondo and New River. Of Bacalar, a town of old Indian reputation, nothing remains but ruined and deserted buildings — ruins of modern times thus being associated with those more venerable remnants of Indian antiquity by which that place is surrounded. A Mexican garrison is still kept there; but Indian insurgents of the Maya nation are swarming around, making the country entirely unsafe. These Indians, the descendants of the builders of Mayapan and Uxmal, have repeatedly confessed their wish to become British subjects. They are, however, divided among themselves in their political opinions — some continuing in a state of insurrection against the Mexican authorities, others having submitted and fighting now against their own kindred. This state of things, together with the ravages of the small-pox, prevents me from visiting the site and neighbourhood of

Bacalar. A considerable proportion of the inhabitants of Balize consists of Mayas, and other numbers of that nation are daily to be seen in the stores here, where they come from Yucatan to make their purchases. The Maya language may be heard here everywhere in the streets.

The attraction which British dominion exercises here on the surrounding Hispano-American populations speaks in favour of the liberality of the English colonial system in reference tho the social and political relations of races. As to me, however, little as I could be induced to spend my life in a Slave State, just as little should I feel inclined to live in a community in which a minority of white men are on terms of social and political equality with negroes, Indians and the different gradations of intermediate castes. That equality, however, really exists here; or where it does not exist, the distinction is in favor of the colored races against the white. British Honduras, in fact, is a republic of negroes, Indians, mulattoes, &c., tolerating a few white people, and having no other restriction than that its President — called the Superintendent — is sent by the Government of Great Britain. White men are tried here by juries composed of negroes; and while I write these very words a gang of convicts, all white men, are being transported by a negro overseer through the street under my window. The policemen of this town, together with their officers, are negroes and mulattoes. Of the military force of the settlement, only the artillery are whites; the rest not only are negroes, but even native African negroes,

who have been taken from captured slave vessels and are obliged to serve for eleven years in the British colonial army before they become their own masters. But whatever may be thought of these facts — the liberality of a system of almost absolute equality of races — white men, originally the masters and sovereigns, *voluntarily* submitting to it and to all its social consequences — of course must be very attractive to the Hispano-Creole, Hispano-Indian and Hispano-Negro populations of the adjoining countries. That such a system is incompatible with the mind and spirit of Anglo-American life, you know as well as I do; and its consequences would prove as distasteful to the Northern Abolitionist as to the Southern slaveholder. The former would be unable to bear that stagnation of life, that physical and moral dirt, and that impossibility of escape from it, which is the necessary consequence of a large majority of the inferior races, whether free or slaves, and to which the slaveholder, however he might think it insupportable to live among a dominating „nigger" population, would at least be well accustomed from his own home in Carolina or somewhere else in the Slave States.

Thus this colony proves that some Englishmen, and principally such as are living snugly at home in England, and are well provided there with a sufficient number of very obedient white servants, are more liberal or more tolerant in reference to race than Anglo-Americans *can afford to be.* But the facts prove, likewise, that Anglo-West-Indian life, at least as represented here,

must have a good deal of the dullness and stagnation which alone could make it congenial to Hispano-Americans, whom we see invariably disappear before the gale of Anglo-American energy and activity. They are a kind of fish unfit to live in running water. The noise of Anglo-American enterprise drives them away as the dashing wheel of the steamer chases the frightened fish of a lake whose quiet had not been disturbed before. The old-fashioned dullness of life in this settlement alone could suit them, and their immigration, therefore, speaks at once in favour and disfavour of the English.

When I said that Anglo-Americans cannot *afford* to be as liberal in reference to race as Englishmen can be, it was my intention to imply that they cannot afford it *because they are republicans*, and as such have the duty to keep equality in good credit before the world, while under a monarchical government the rulers have just the contrary interest. If a monarchist should ask me here, as he certainly could do with a sneer: „How do you enjoy your equality?“ I would answer: „It is not *my* equality — it is the equality of these fellows here, and of you who have made it. As to me, I am going away, and leave these fellows to themselves, and you to them.“ A man who has to suffer the consequences of any unwise law which he concurs in making, ought to be cautions; but those politicians of England who have established the system of equality of races now prevailing here and in the West Indies, what had *they* to do with its immediate social consequences? There is a mighty difference

between *their* situation in the question and that of a republican, who, making his laws himself, and not having them made by superiors, at the same time makes them *for* himself, and not for others who are his inferiors. He cannot escape the consequences, and still is neither excused nor pitied in case he commits a legislatory blunder.

II.

Die deutsche Auswanderung und ihre nationale und culturhistorische Bedeutung.

Vorwort.

Die folgende Abhandlung ist im Jahre 1858 in einer Reihe von Briefen an ein dem Gegenstande gewidmetes Blatt entstanden. Sie hat in Folge dieser Entstehungsart an Unvollkommenheiten gelitten welche der Verfasser, soviel er vermochte, nun zu beseitigen gesucht hat. Vor allem ist sehr viel Unwesentliches beseitigt worden.

I.

Es ist in Deutschland kein Mangel an Schriften über die Angelegenheit welcher die folgenden Betrachtungen gewidmet sein sollen; soweit mir aber nach langer Abwesenheit vom Vaterlande diese Literatur zur Kenntniß gekommen, fehlt ihr der höhere Gedanke: — ich meine die Beziehung auf die großen Verhältnisse und Forderungen der Culturgeschichte, von welcher doch das Ergebniß jedes historischen Vorganges abhängig ist.

Bei der Auswanderung aus einem Welttheile in den andern ist die Sphäre in welcher die Bewegung vor sich geht,

die des ganzen Menschengeschlechts. Der Auswanderer, indem er aus dem Lebenskreise des Landes und Welttheiles dem er angehörte aus- und in einen andern eintritt, betheiligt sich, er mag wollen oder nicht, unmittelbar an einem kosmopolitischen Verhältnisse. Er arbeitet an einem künftigen politischen Gleichgewichte der Welt, an der Verwirklichung eines sittlichen Organismus unseres Geschlechtes, welcher zur rechten Zeit am rechten Orte die rechten Kräfte verlangt. Auf diese großen Verhältnisse müssen die Interessen der Auswanderung bezogen werden. Wo wir dabei das Bedürfniß der Culturgeschichte errathen können, vermögen wir planmäßig zu handeln; wo uns jene Fähigkeit fehlt, können wir nichts thun als die instinctmäßig eingeschlagenen Richtungen auswandernder Massen als ein factisches Urtheil der Geschichte selbst zu erachten, und die berichtigenden Lehren der Erfahrung zu achten durch welche die Abweichungen aus der rechten Bahn am wirksamsten in diese zurückgewiesen werden.

Zerlegt man die Gesammtheit der bei der Auswanderungsfrage ins Spiel kommenden Interessen in ihre Bestandtheile, so muß man unterscheiden: 1) die Interessen der Auswanderer selbst; 2) die des Landes welches sie verlassen; 3) die des Landes nach welchem sie ziehen; 4) die der Culturgeschichte oder Civilisation im Allgemeinen.

Alle stehen unter sich im Zusammenhange, und die Interessen der letzten Classe beherrschen mit den Gesetzen des menschlichen Entwickelungsprocesses alle übrigen.

Das Interesse der Auswanderer selbst ist für das natürliche Gefühl der erste Gesichtspunkt. Es ist menschlich daß wir Theilnahme fühlen für die welche im Vaterlande kein Glück und keine Befriedigung fanden, doppelt so wenn sie

unserem eignen Volke angehören. Wir wünschen ihnen ein günstiges Schicksal in der Fremde, wir stehen ihnen, wenn sie dessen bedürfen, gern mit Rath und That bei, und es bleibt der Nation eine natürliche Pflicht, sie schützend in die Ferne zu begleiten. Allein hüten wir uns auch vor gemüthlicher Schwäche, vor Aengstlichkeit und Sentimentalität, und vor der üblen Gewohnheit der Bevormundung, welche den Starken belästigt und den Schwachen nicht zu eignen Kräften kommen läßt. Wer hätte nicht bei seinem ersten Ausfluge in die Welt der Großmutter die Hälfte ihrer guten Lehren und eingewickelten Reiseprovisionen erspart? — Und viel mehr als eine alte Großmutter wird Europa dem Auswanderer nach einem anderen Welttheile selten sein können, wenigstens nicht dem deutschen. Man sagt in den Vereinigten Staaten daß für den eingewanderten Europäer der Erfolg im amerikanischen Leben erst beginnt wenn die mitgebrachten Hilfsmittel erschöpft sind. Es liegt darin der allgemeine Sinn daß man von der alten Heimat aus dem Auswanderer nicht viel helfen kann. Ein großer Theil der außerordentlichen Entwickelung der Vereinigten Staaten liegt gerade in der unerbittlichen Härte mit welcher im dortigen Leben ein Jeder auf die eignen Kräfte angewiesen ist. Wie kläglich, ja wie zum Theil absolut nichtig sind dagegen die Erfolge der Kolonisationsversuche welche man durch bevormundende Fürsorge aus dem Mutterlande hat sichern wollen! — In der ehemaligen belgischen Kolonie Santo Thomas an der Küste von Guatemala lebt noch jetzt eine gewisse Zahl von Ansiedlern, vornehmlich Deutschen, welche sich daselbst sehr wohl befinden seitdem von zuhause nicht mehr für sie gesorgt wird. Es sind darunter Leute welche auf eignen kleinen Küstenfahrern die Produkte



ihres Landbaues bis nach Belize bringen. Die Bevormundung und Fürsorge aber hat dort Hunderte ins Grab gelegt. Ich habe den richtigen Blick eines ausgezeichneten Bürgers und Politikers der Republik Venezuela bewundert, welcher mir sagte daß für sein Land keine Einwanderung nützlicher, für dessen Zukunft keine wichtiger sein könne als die deutsche, aber nicht die welche direct aus Deutschland komme, sondern eine solche welche vorher die Schule des härteren Lebens in den Vereinigten Staaten durchgemacht. Sogar für das Mutterland besteht ein Theil des Werthes von Kolonien in der Härte und Gefährlichkeit des Koloniallebens, welches auf den Charakter der Bevölkerung in der Heimat abhärtend und stählend zurückwirkt. Statt aber eine solche Rückwirkung zu suchen, welche keiner europäischen Nation mehr Noth thäte als der deutschen, herrscht hier noch immer das Bestreben vor die schlaffe und weiche Gemüthlichkeit des beschränkten Lebens in der Heimat zum Maßstabe des Glückes auf dem großen Schauplatze des Verkehres zwischen Welttheilen und Menschenracen zu machen. Wie sollte ein Land gleich England seinen Handel und seine Politik betreiben, wenn das englische Urtheil über die Härten und Gefahren großer Reisen und des Lebens in gefährlichen Klimaten und unter im Werden begriffenen gesellschaftlichen Zuständen so sentimental wäre wie das deutsche? Wie sollte eine Regierung wie die britische auch nur ihre nothwendigsten politischen Agenten auftreiben können, wenn es der britischen Nation jemals an Männern, selbst der höheren Classen fehlte, die ein herrschendes Urtheil doch für weichlicher hält als die des Volkes, — wenn es ihr jemals an Männern fehlte, die jeden Augenblick bereit sind Beschwerden und Gefahren auf sich zu nehmen,

welche man keinem deutschen Taglöhner, Bauern oder Handwerker zumuthen dürfte ohne sich den Vorwurf der Gewissenlosigkeit und Hartherzigkeit zuzuziehen?

Ich übersehe hierbei nicht daß der gebildete Mensch aus seiner Bildung eine geistige und nicht selten auch eine physische Kraft schöpft, welche ihn zur Erduldung von Beschwerden und zur Ueberwindung von Gefahren befähigt denen der ungebildete unterliegt. Die ungebildete, zum Theil in der Heimat in ihrer Kraft verkümmerte oder gebrochene Classe von Auswanderern ist es denn auch, welche hauptsächlich unser Mitgefühl und den gewissenhaften Rath der Wohlunterrichteten in Anspruch nimmt. Diese Menschenclasse leidet unter einem ungewohnten Klima und einer ungewohnten Nahrungs- und Lebensweise mehr als Individuen von höherer Bildung, selbst wenn diese letzteren zu Hause noch so sehr verweichlicht waren. Aus diesem Grunde taugen die unteren Schichten der europäischen Gesellschaft am wenigsten zur Auswanderung nach einem tropischen Lande, wo Menschen unserer höheren und mittleren Stände sich zum Theil selbst bei einem Leben voll Anstrengungen wohl befinden können. Bei dem ungebildeten Menschen spielt die Gewohnheit eine viel größere Rolle als bei dem gebildeten, und da der Auswanderer immer mit einem sehr wesentlichen Theile seiner Gewohnheiten brechen muß, so fühlt der letzte in vielen Beziehungen den Wechsel des Vaterlandes nicht so hart wie der erste. Mir fällt hier ein mir zufällig in den Weg gekommener Würtemberger in Texas ein, welcher bei allem Wohlsein in welchem er sich mit den Seinigen dort befand, sich unglücklich fühlte, dabei aber mir das Bekenntniß machte daß es auf der Reise nach Amerika in Köln schon angefangen

habe schlecht zu werden. Je mehr ein Mensch, sei es in seinen Leistungen sei es in seinen Genüssen, von der Gewohnheit abhängig ist, desto weniger ist ihm die Auswanderung anzurathen. Denn die Verhältnisse in der neuen Heimat verlangen immer einen Grad von Beweglichkeit welchen man in Europa nicht allgemein kennt. Und wie mit dieser Beweglichkeit, verhält es sich auch mit der Kraft. Der Auswanderer, wenn er nicht einen gänzlichen Mißgriff in der Wahl des neuen Landes gemacht hat, darf mit Recht ein für ihn günstiges Verhältniß zwischen Kraftaufwand und Erfolg erwarten; er ist aber in einer vollkommenen Täuschung begriffen wenn er daraus den Schluß zieht, er werde bei bescheidenen Ansprüchen mit einem geringeren Kraftmaße auskommen können als zu Hause. Die Kraft welche unter einem gewissen Maße liegt, läßt sich in einem Kolonielande in der Regel gar nicht mehr verwerthen. In Californien, wo wahrscheinlich die höchsten Arbeitslöhne in der Welt bezahlt worden sind, verlangt man so ungewöhnliche Kräfte und Leistungen, daß unter hundert deutschen Taglöhnern der gewöhnlichen Art, wie man sie auf unseren Dörfern und in unseren kleineren Städten sieht, wo die Arbeit auf gemüthliche Weise betrieben wird, gewiß kaum fünf sind die im Stande wären den dortigen Anforderungen an Geschwindigkeit und Arbeitskraft auch in der niedrigsten Verrichtung zu entsprechen. Was wirklich arbeiten heißt, das muß ein Europäer, welcher Classe der Gesellschaft er auch angehören mag, erst in Amerika lernen, und zu Erholungen, deren Entziehung man in Europa als absolute Grausamkeit betrachten würde, bleibt dort oft selbst Personen von hoher Stellung und großem Vermögen keine Zeit. Der Nordamerikaner hat eine abstrakte

Leidenschaft für die Geschwindigkeit und Thatkraft mit welcher irgend eine Angelegenheit betrieben wird, auch wenn er dabei gar nichts gewinnt. Er zieht das schnellste Schiff vor, selbst wenn es das gefährlichere ist und er gar keinen Grund zur Eile hat, und dieser Geist reißt mehr oder minder Jeden mit sich fort.

Man wird in Europa geneigt sein diese Hast des nordamerikanischen Lebens als eine Marotte zu betrachten. Es wird aber bei geringer Ueberlegung klar daß sie die nothwendige Erscheinung einer auf einen leidenschaftlichen Realismus und eine schrankenlose Concurrenz gegründeten Gesellschaft ist. Eine solche Gesellschaft ist denn auch allein im Stande, dem Kraftaufwande Erfolge zuzusichern wie sie nur Amerika kennt. Aber mehr oder minder wird der Auswanderer aus einer alten in eine junge Gesellschaft, oder gar in ein noch rohes Land, sich immer darauf gefaßt machen müssen größerer Kräfte zu bedürfen als zu Hause, und die welche sich bei der Auswanderung eine Vermehrung derjenigen Genüsse versprochen haben, die aus der receptiven, ich möchte sagen weiblichen Grundstimmung des deutschen Lebens geschöpft werden können, müssen sich immer und überall in einer neuen Welt bitter getäuscht sehen. Die Genüsse des Lebens in einer noch jungen Gesellschaft und kaum halb gebändigten Natur sind reich und wahrhaftig des Menschen würdig; aber sie bestehen nicht darin daß man sich angenehmen Einflüssen aussetzt, sondern darin daß man erfreuliche Einflüsse ausübt, — in der Steigerung der Thätigkeit und dem Anblicke des Erfolges. Wer für diese Genüsse empfänglich ist, wird sie in der Regel reicher finden als er sie erwartet hat. Während die Verhältnisse einer alten Gesellschaft mehr geeignet

sind den Einzelnen schablonenmäßig zu formen, warten die Verhältnisse der jungen Gesellschaft eines Kolonielandes auf die formenden Anstöße der Thätigkeit des Individuums. Die historischen Verhältnisse, möchte man sagen, spielen in einer alten Gesellschaft bei der Erzeugung der Gegenwart und Zukunft die Rolle des Mannes, die Menschen der Gegenwart die Rolle des Weibes. In einer neuen Gesellschaft ist es umgekehrt. Die griechischen Götter haben sich bekanntlich einmal darüber gezankt, ob es genußreicher sei Mann oder Weib zu sein. Die Frage ist, soviel ich mich erinnere, unentschieden geblieben. Wer aber in sich das Vorherrschen des weiblichen Charakterzuges merkt, der denke nicht daran auszuwandern.

II.

Es ist eine lehrreiche Thatsache daß die Auswanderungsziele welche die stärkste Anziehungskraft ausüben, keineswegs die sind wo der Einwanderer am meisten auf feste und nach gewohnter Weise geordnete Berufsverhältnisse rechnen kann. Algier würde z. B. ein solches Land sein. Aber die Wiederholung einer auf die Principien der alten Welt gegründeten Gesellschaft, welche einer gewissen Bevormundung des Individuums nun einmal nicht entbehren zu können scheint, ist nicht geeignet jährlich einige Tausend, geschweige denn einige Hunderttausend Menschen aus ihrer Heimat über das Meer zu locken. Auch in den spanisch-amerikanischen Ländern ist die Gesellschaft noch mehr oder minder von europäischen Standes- und Berufsbegriffen beherrscht. Die Regierungen

der meisten dieser Länder bewerben sich mit der größten Anstrengung um Einwanderer aus Europa, aber es ist kein namhaftes Resultat zu erzielen. Man gibt bald da bald dort ein Gesetz zur Beförderung der Einwanderung. Man ertheilt Concessionen für besondere Kolonien innerhalb des Staatsgebietes, befreit die fremden Ansiedler von Abgaben und Militärdienst, und gibt ihnen die wichtigsten Vorrechte vor den Eingebornen — Alles umsonst! — Weßhalb? — Weil es der Auswanderung besser zusagt sich nach Gegenden zu wenden wo man keiner Concessionen, keiner Befreiungen und keiner Vorrechte bedarf. Der Begriff eines festen Berufes, als Theiles der Individualität eines Menschen, ist der nordamerikanischen Gesellschaft ganz unbekannt. Es macht, wenn man nach längerem Aufenthalte in Nordamerika nach Europa, und namentlich nach Deutschland zurückkehrt, einen eigenthümlich beengenden, man möchte fast sagen beleidigenden Eindruck, hier wieder nach Beruf, Stand oder „Charakter" registrirt zu werden, nachdem man sich daran gewöhnt hatte Herr N. N. zu sein, welcher nebenbei auch heute dieses, morgen jenes Geschäft betreiben mag, nach dessen Geschäft aber Niemand auf dieser Welt zu fragen hat. Dieser Mangel fester Berufsarten sollte für den Auswanderer große Nachtheile zu haben scheinen. Es wird ihm dadurch erschwert das Leben an einem festen Punkte zu fassen. Und es verbinden sich damit zwei andere Classen von Schwierigkeiten. Die erste Classe geht aus der in Europa unbekannten Hast des amerikanischen Lebens hervor. Hier fände sich für einen Ankömmling ein Unterkommen; aber der Unglückliche soll morgen früh eintreten, oder morgen zu bestimmter Stunde mit dem Dampfschiffe nach dem Orte abgehen wo man ihn braucht, und das

kann er nicht; oder er könnte in vierzehn Tagen Beschäftigung finden, kann aber nicht so lange warten. Diese Hast reicht so weit wie die Geschäftssphäre der Vereinigten Staaten. Ich will ein Beispiel aus eigener Erfahrung geben. Im September 1851 war ich, aus Nicaragua kommend, in den Hafen von New-York eingelaufen. Tags darauf am frühen Morgen erhielt ich ein Briefchen, durch welches ich in das Geschäftslocal einer angesehenen New-Yorker Firma eingeladen wurde. Ich ging und fand mich vor einer Versammlung von zehn oder zwölf alten Herren welche eine Gesellschaft zum Betriebe einer Goldmine in Centralamerika ausmachten. „Wir haben gehört," eröffnete man mir, „daß Sie ein Mineralog sind und so eben aus Nicaragua kommen. Wir besitzen an der Küste nicht weit von Chagres eine reiche Goldmine. Wollen Sie mit dem morgen abgehenden Dampfschiffe dahin reisen, die Mine untersuchen, so schnell als möglich zurückkehren und uns einen Bericht erstatten?" — Hätte ich nicht Gründe gehabt eine verneinende Antwort zu geben, so hätte ich also am dritten Tage nach meiner Ankunft in New-York schon wieder auf dem Meere sein müssen. Der Bericht natürlich eilte, denn er sollte gedruckt werden, und von ihm hing die Ausgabe der Aktien der Compagnie ab von deren Beschleunigung wahrscheinlich wieder Leben und Tod der Compagnie selbst abhing.

Aus dieser Unmöglichkeit sich lange zu besinnen, aus dieser gebieterischen Nothwendigkeit die Verhältnisse irgendwo bei dem ersten besten Zipfel zu fassen, erklärt es sich denn auch daß z. B. im gleichen Augenblicke ein gewesener Arzt Clavierlehrer wird, in welchem ein gewesener Clavierlehrer Arzt werden muß. Die zweite Classe von Schwierigkeiten

auf welche ich mich noch bezog, hängt mit dieser ersten zusammen. Sie geht aus der Art hervor wie in den Vereinigten Staaten Geschäfte, Handwerke, Künste und Verrichtungen betrieben werden, und aus dem Eigensinne welcher in dieser Beziehung dem amerikanischen Leben eigen ist. Man betreibt in der That die meisten Dinge in den Vereinigten Staaten auf eine andere Weise als in Europa, und bei der Eile mit welcher sich das amerikanische Leben bewegt, erhält der Eingewanderte oft nicht die Zeit die neue Methode kennen zu lernen und sich anzueignen. Das von einem Neuling begonnene Geschäft ist vielleicht längst zu Grunde gegangen, ehe dem Unglücklichen die Augen über die Kleinigkeit aufgehen an der seine Bemühungen scheiterten. Er hat vielleicht zwei Häuser zu weit von der Ecke sein Local gehabt, vielleicht im zweiten Stock statt im Souterrain; er hat sein Produkt vielleicht nicht in die rechte Art von Papier gewickelt. Der Eigensinn in diesen Dingen beruht aber in den Vereinigten Staaten keinesweges auf bloßer Laune, sondern es liegt ihm das Bedürfniß einer Gleichförmigkeit in dem Betriebe praktischer Verrichtungen, einer Gleichförmigkeit der Geräthe und des ganzen Organismus des häuslichen wie des Geschäftslebens zum Grunde, durch welche ein in Europa unbekannter Grad expeditiver Bequemlichkeit erreicht wird, und der Gesellschaft die Zeit übrig bleibt an andere Dinge zu denken. Neunzehntel aller der in Europa nöthigen Erörterungen über die Art wie man ein Ding gemacht, ein Geschäft verrichtet haben will, sind in Amerika überflüssig; denn die einzige Art wie das Ding gemacht, das Geschäft verrichtet wird, ist bekannt, und wer die allgemein adoptirte Methode nicht versteht, kann nicht erwarten daß man ihn dazu

verwendet. Diese Gleichförmigkeit hat auch eine in Europa unbekannte Vollendung zur Folge, welche man in technischen Verrichtungen in den Vereinigten Staaten findet. Nur diejenigen Arbeiten welche ihrer Natur nach jeder gleichförmigen Behandlung widerstreben, stehen in der Regel zurück.

Aus allem diesem geht hervor wie wenig sich der Auswanderer nach den Vereinigten Staaten auf den in Europa ausgeübten Beruf verlassen kann. Mögen noch so sehr zu bestimmter Zeit an bestimmten Orten bestimmte Kenntnisse und Geschicklichkeiten gesucht sein, zwei Monate später ist vielleicht die Constellation auf welcher die Nachfrage beruhte schon vorüber, ein Ueberfluß der gesuchten Kräfte ist herbeigeströmt, oder der Zweck für welchen sie gesucht wurden existirt nicht mehr. Kurz, im Großen und Allgemeinen genommen, ist ohne allen Zweifel der Besitz gesunder und beweglicher Körperkräfte, eines natürlichen guten Verstandes, eines entschlossenen, zur raschen That befähigenden Sinnes und eines festen Charakters ohne überflüssiges gemüthliches Beiwerk, für den Auswanderer nach den Vereinigten Staaten eine viel höhere Garantie des günstigen Schicksals als alle speciellen Kenntnisse und Geschicklichkeiten die er mit sich nehmen kann, es sei denn daß er diese, welche sie auch seien, in einem seltenen und ganz eminenten Grade und in unmittelbar verwerthbarer Form besitze.

Es gibt zwei Berufe welche bei der Uebersiedelung in ein Kolonieland das Schicksal mehr in der Hand des Individuums zu lassen scheinen, sie widersprechen aber nicht obigem Urtheile. Wo der ausgewanderte Bauer nicht auf zu fremdartige Verhältnisse des Klima's und des Bodens trifft, und nicht auf Culturzweige angewiesen ist welche er nicht

kennt, wird er am allerersten darauf rechnen dürfen in seiner alten Sphäre verbleiben zu können. Seine Beschäftigung ist aber auch diejenige, welcher mehr als jeder anderen unmittelbar mit den oben aufgestellten Bedingungen: gesunden Körperkräften und natürlichem Verstande, Genüge geleistet wird. Wer, wenn er auch in Europa ein Gelehrter gewesen wäre, über dem Studiren die Körperkräfte nicht verloren, über der Gelehrsamkeit den natürlichen Verstand nicht beeinträchtigt, und über den ästhetischen Genüssen des Stadtlebens nicht den wahren guten Geschmack zu Grunde gerichtet hat, wird als Mann von Bildung in Amerika mit größerem Glücke Landwirth werden können als der gewesene deutsche Bauer. Die Kräfte hätten auch Viele und den gesunden Verstand hätten Viele von dieser Classe von Auswanderern gerettet, aber durch die starken Gewürze der Genüsse des Stadtlebens sind sie für die Einfachheit einer Existenz auf dem Lande verdorben. Es fehlt jedoch nicht an gegentheiligen Beispielen, und es könnten Namen genannt werden die in ganz Deutschland bekannt sind. In Texas habe ich ehemalige deutsche Barone, Officiere und Professoren hinter dem Pfluge getroffen. Ich habe gefunden daß sie nicht wieder mit ihrer früheren europäischen Existenz tauschen würden, und ich mußte mir sagen daß sie als Menschen gewonnen, nicht verloren hatten.

Der zweite Beruf auf welchen ich anspielte, ist der des großen Kaufmannes. Wer dazu das Capital oder den Credit, die Geschäftskenntniß und die Geschäftsverbindungen besitzt, mag sich immer mit einiger Sicherheit des Erfolges zu New-York oder New-Orleans, zu Valparaiso oder Sidney, zu Calcutta oder Hongkong etabliren. Ein solcher Kaufmann ist aber kein Auswanderer, er ist ein Kosmopolit;

er hat keine Heimat sondern nur ein Domicil. Wollte aber ein deutscher Kaufmann, selbst mit guter Bildung und zureichendem Capital, sich z. B. vornehmen von Leipzig nach Cincinnati zu ziehen und auf dortigem Platze sich am inneren Handelsverkehre der Vereinigten Staaten zu betheiligen, so ist ziemlich sicher daß er theures Lehrgeld bezahlen müßte, daß er es nicht viel weiter bringen würde als der erste beste welcher vorher vom Handel nichts verstand, und auch ohne Capital, aber mit guter Kenntniß der Localverhältnisse begann, und daß ihn vielleicht nach einigen Jahren die Macht der Verhältnisse in einen ganz andern Berufskreis gedrängt haben wird.

Die Thatsache daß bei dieser Unbestimmtheit des Schicksales welches der Auswanderer vor sich sieht, die Verhältnisse der Vereinigten Staaten eine so mächtige Anziehungskraft auf die Auswanderung ausüben, läßt das culturhistorische Princip erkennen welches eigentlich die treibende und ziehende Kraft der modernen europäischen Auswanderung ist. Es ist der Individualismus welcher aus Deutschland auswandert, und welcher naturgemäß nach den Vereinigten Staaten auswandern muß, wohin er durch seinen Zwillingsbruder, den Realismus, eingeladen wird. Der Realismus ist die Kraft von welcher die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten gezogen, der Individualismus die Kraft von welcher sie dahin getrieben wird. Es ist ein historischer Vorgang zu dessen Bedeutung sich selbst Europäer von Geist und Urtheil gedankenlos verhalten, oder dessen Wichtigkeit sie unterschätzen. Realismus und Individualismus sind aber im Wesen dasselbe, weil das Individuum die einzige gesellschaftliche Realität ist. Der Realismus kann nur in einer individualistischen

Gesellschaft wie die nordamerikanische, der Individualismus nur in einer realistischen Gesellschaft wie die nordamerikanische seine volle Rechnung finden. Realismus und Individualismus sind das Doppelprincip der kommenden großen Culturperiode der Menschheit, oder der erste ist das Princip in objektiver, der letzte in subjektiver Form, — und so ist es die Zukunft welche aus Europa nach Amerika auswandert, und die Zukunft ist es welche dabei ihre Rechnung findet.

Der wahre „Europamüde" ist der, welcher einer Gegenwart überdrüssig ist die ausschließlich von ihrer Vergangenheit beherrscht wird, und der die Zukunft sich nur als Resultat, niemals als bewirkende Idee darstellt. Wer es versteht was dieses heißt, dem ist es gleichgültig ob er auf der Ostseite oder Westseite des atlantischen Oceans „sein Leben besser macht," und wer als „Amerikamüder" zurückkehrt, hat sich nur wie Loth's Weib benommen, und das verbissene Gemüth welches er mit sich bringt, stammt von dem Salze seiner eigenen Substanz. Dieses tiefere Verständniß der Auswanderungsbewegung, durch welches der Instinkt auswandernder Massen seine Interpretation findet, gibt auch eine entscheidende Antwort auf die Frage durch welche Mittel die Auswanderung möglicherweise in andere Bahnen gelenkt werden könnte? Nur dadurch, daß man dem Instinkte des Realismus und Individualismus anderwärts bei geringeren Opfern und einem minder schmerzhaften Uebergang aus einem alten in einen neuen Menschen eine gleich große Befriedigung bietet.

III.

Um glücklich werden zu können, muß also der Auswanderer auf der einen Seite mit seinen Kräften und Talenten den Anforderungen der Verhältnisse zu entsprechen wissen welche er im Lande seiner Niederlassung vorfindet, auf der andern mit seinen Neigungen und Liebhabereien keine Anforderungen an das Glück seines eigenen Lebens machen denen die Verhältnisse eines Kolonielandes überhaupt, und des bestimmten welches er für seine Ansiedelung wählt ins Besondere, nicht zu entsprechen vermögen. In beiden Beziehungen muß der Auswanderungslustige sich wohl prüfen und wohl unterrichten, ehe er zu seinem Entschlusse kommt, und er muß sich der Kraft der Entsagung nicht minder als der der Leistung bewußt sein, wenn er sich nicht der Gefahr einer bittern Reue aussetzen will.

Im Interesse der Welt ist indessen dafür gesorgt daß nicht Jeder weiß welchem Schicksale er durch einen Entschluß entgegengeht, daß die Rückkehr nicht Jedem offen steht, und daß in gewissen unbefriedigten Stimmungen der Völker die Unbestimmtheit eines Schicksales in der Fremde gerade eine besondere Anziehungskraft ausübt. Die meisten menschlichen Unternehmungen würden unbegonnen oder unbeendigt bleiben, wenn sie nicht mit einem gewissen Leichtsinne, mit Unkenntniß ihrer Schwierigkeiten und mit Ueberschätzung des eigenen Muthes und der eignen Kraft begonnen würden, und wenn es endlich freistände von dem Begonnenen wieder abzustehen. Wer die Beschwerden einer Seereise nicht gekannt hat, mag es unter Umständen für ein grausames Schicksal halten daß er nicht mitten auf dem Meere aussteigen

kann. Dadurch aber daß er es nicht kann, gelingt es ihm die Reise zu Ende zu führen. Gezwungen vollführt er wozu die Kraft seines eigenen Willens nicht ausreichen würde, und die Weltgeschichte findet ihr Interesse dabei uns auf diese Weise vor ihren Wagen zu spannen. Indessen wird der Verständige auch vom Standpunkte individueller Befriedigung es für gut halten daß durch die Unmöglichkeit der Umkehr nöthigenfalls der Charakterschwäche vorwärts geholfen wird, und wenn endlich das Unternehmen bei dessen Vollführung keine Wahl blieb, glücklich zu Ende gebracht worden ist, rechnet der unfreiwillige Held die gezwungene That nicht selten sich mit Stolz als sein Verdienst an; denn mit einem gewissen Rechte sind Menschen nicht nur auf ihre Thaten sondern auf ihre Erlebnisse stolz.

Es besteht zwischen den Bedingungen des Glückes welche in den aktiven und denen welche in den passiven Eigenschaften des Auswanderers, — in seinen Kräften und Talenten auf der einen und in seinen Neigungen und Liebhabereien auf der anderen Seite liegen, theils eine Uebereinstimmung theils ein Gegensatz. Wie es für die Leistungen gefordert wurde, so ist es auch für die Bedürfnisse des Auswanderers zu fordern daß sie sich den Zuständen einer neuen Heimat anzupassen wissen; aber während von den ersteren die höchste Thatkraft verlangt wird, muß in den letzteren die höchste Mäßigkeit und Einfachheit vorausgesetzt werden, wenn der Auswanderer nicht Ursache haben soll seinen Schritt zu bereuen.

„So!“ — höre ich ausrufen — „also mehr Arbeit und weniger Genuß! — Und deßhalb soll man auswandern?“ — Keineswegs *soll* man. Aber wenn man *will*, so sage ich daß man recht thut.

Ich weiß sehr wohl daß der Mensch gerechte Ansprüche auf Lebensgenuß hat; es kommt aber darauf an worin er diesen zu finden weiß. Zu den ältesten Sätzen der Weisheit gehört es, daß mit der Vermehrung unserer Bedürfnisse, auch wenn wir die Mittel haben sie zu befriedigen, unser Glück nicht vermehrt wird. In einem gesunden und wohl organisirten praktischen Leben ergibt sich der Genuß von selbst; denn die Sprache hat nicht umsonst den Ausdruck erfunden daß man „sein Leben genießt." Der Genuß in der That ist das Gefühl des ungestörten Lebens selbst. Bei Hunger und Durst ist Speise und Trank Genuß, bei vorhandenen Kräften ist Arbeit Genuß, bei erschöpften Kräften ist Ruhe Genuß, bei Unklarheit des Geistes über sich selbst und über die Welt ist das Verständniß Genuß welches wir aus Philosophie und Poesie, aus Wissenschaft und Kunst schöpfen. Auf diese Weise richtig verstanden, kann aber der Genuß der Arbeit keinesweges gegenübergestellt werden; denn die Arbeit selbst, namentlich die erfolgreiche, kann zu den höchsten Arten des Genusses gehören. Es ist die Folge einer socialen Krankheit daß ein Durst nach Vermehrung des Genusses, nicht durch die Arbeit sondern im Gegensatze zur Arbeit und auf Kosten der Arbeit, die europäische Gesellschaft verzehrt. Und diese Krankheit ist eine von denen welche durch Verkehrung des natürlichen Instinktes immer weiter von der Genesung abführen; denn sie bringt eine immer wachsende Abneigung gegen die sittliche Gesundheit hervor. Von dieser Abneigung geht ein großer Theil der warnenden und bedauernden Urtheile über deutsche Auswanderung nach Amerika aus. In Wahrheit aber ist es ein Glück, nicht für die Welt sondern auch für den Auswanderer selbst, der

dadurch als Mensch höher gestellt wird, wenn er sich in eine Lage begeben hat aus der er nicht nach Belieben zu der breiten, behaglichen und receptiven Sinnlichkeit zurückkehren kann welche man unter den Deutschen, und besonders unter den Deutschen in der Fremde, „deutsche Gemüthlichkeit" nennt, und welche man den unglaublichen Muth hat für eine geistige Eigenschaft auszugeben. Freilich — wer wird verkennen daß der innere Reichthum der Seele an bewußten und gebildeten Vorstellungen und Gefühlen welchen wir Gemüth nennen, zu den höchsten Vorzügen des Menschen gehört. Aber was hat dieser hohe Vorzug, — dessen selbst edelste Ausbildung übrigens, wenn er im Nationalcharakter eines Volkes vorherrscht, doch mehr weibliche als männliche Eigenschaften bezeichnet — was hat er mit dem Schoppen und dem Bierkruge, der Kaffeetasse und der ewigglimmenden Cigarre, was hat er mit dem endlosen Gedudel trivialer Musik zu thun hinter das sich gerade die Leerheit des Kopfes und Herzens und die Faulheit im Denken verbirgt? — Und doch sind dieß Genüsse denen sich der ausgewanderte Deutsche in den großen amerikanischen Städten, und wo er sonst einen Punkt des Zusammenlebens mit seinen Landsleuten in der Fremde findet, bei allen Klagen nur viel zu viel hingeben kann.

Es soll indessen nicht verkannt werden daß hier auch von höheren Ansprüchen die Rede sein kann. Es handelt sich dabei um verschiedenen Gehalt, verschiedene Formen, verschiedene Richtungen und verschiedene Entwickelungsgrade der Bildung; denn wenn auch die Natur und das zurückgezogene thätige Leben des Individuums, sowie die Beschränkung auf einige Freunde gleichen Schicksales, vielleicht auch auf

eine Familie, reiche Quellen der Befriedigung des Geistes und des Herzens eröffnen mögen, so ist doch die Bewegung in einem uns zusagenden allgemeineren geistigen Medium eine wesentliche Bedingung des befriedigenden Lebens für den gebildeten Menschen. Aber der verständige Beurtheiler wird hier sogleich einsehen, daß der Auswanderer welcher einen specifisch nationalen Bildungscharakter mit sich bringt, in einem andern Welttheile und in einem Lande in welchem deutsche Ansiedler nicht die Hauptbevölkerung ausmachen, unmöglich die Bedingung seines geistigen Behagens ganz erfüllt sehen kann. Sagt nun der Auswanderer: das allgemeine Medium der Bildung in den Vereinigten Staaten sagt mir als Deutschem nicht zu; es ist mir fremd; es stößt mich ab; — dann antworte ich: lieber Freund, Du hast einen Mißgriff begangen indem Du Deutschland verließest. Du bist ein specifischer Deutscher, der es auch in England nicht lange würde aushalten können. Kehre zurück, bleibe im Lande und nähre Dich redlich. — Sagt aber der nämliche Auswanderer: ich finde in Amerika „keinen vernünftigen menschlichen Umgang," ich kann dort „mit Niemandem ein vernünftiges Wort sprechen," dann muß man ihn bitten erst zu beweisen daß er selbst ein vernünftiges Wort zu sprechen weiß, daß er sich selbst zu vernünftigem menschlichem Umgange eignet, wofür in seinen Urtheilen noch kein Beweis enthalten ist.

Wo die welthistorischen Extreme entgegengesetzter Bildungsformen zusammenstoßen, wie wenn ein Träger der ausgespitzten, formalen, theoretischen und idealistischen Bildung des europäischen Continentes mitten in das mit dem Materialismus beginnende und mit praktischer Thatkraft

fortlaufende realistische Leben der Vereinigten Staaten sich versetzt sieht, — da muß der Verständige einen Mißton erwarten. Der Verständige wird aber auch eine ernstere Prüfung vornehmen, welche von beiden Bildungsformen für ihn die werthvollere sei. Auswandern heißt für den höher gebildeten Menschen: freiwillig einer Bildungsform entsagen und sich einer andern anschließen.

„Aber angenommen man will das thun, wie soll man es anfangen? — In Deutschland liest man um sich selbst zu bilden, und dann bildet man Andere indem man ihnen erzählt was man gelesen. Oder man hört und sieht Kunstwerke oder Scenen der Natur um sich zu bilden, und man bildet Andere indem man kritisch darüber spricht. Mit solchen Mitteln ist in Amerika keine Wirkung hervorzubringen."

Natürlich — sage ich — und mit Recht; denn die Bildung ist nicht ein besonderes Geschäft, und es ist nur eine deutsche Krankheit sie so zu betreiben. Die Art wie in Deutschland die Menschen sich selbst und unter einander mit der Bildung quälen und sich den Genuß jeder Unmittelbarkeit des Lebens verbittern, müßte einem Fremden sehr wunderlich vorkommen, wenn solche Züge des Volkslebens dem Fremden leicht erkennbar wären. In der ganzen übrigen Welt zusammengenommen — China etwa abgerechnet — wird nicht so viel von der Bildung gesprochen, nicht so viel der Bildung nachgejagt, wie in Deutschland, und doch hat der forcirte Charakter dieses Wesens die Folge daß der Zweck unmöglich erreicht werden kann. Die Bildung aber der man in Deutschland nachjagt, hat das Eigenthümliche daß sie nur eine Beziehung auf das Individuum hat. Man bildet sich in Deutschland nicht mit Bezug auf bestimmte

Zwecke und Lebensverhältnisse. Fachkenntnisse und Fachgeschicklichkeiten sind auch in andern Ländern von der Sphäre dessen was man im Allgemeinen Bildung nennt ausgeschlossen; aber dieses Allgemeine wird doch immer unter bestimmten objectiven Gesichtspunkten aufgefaßt. In Deutschland bildet man sich kaum um dadurch liebenswürdiger zu werden, sonst würde das was man in diesem Lande Bildung nennt nicht so oft mit der höchsten äußeren Vernachlässigung auftreten; man bildet sich einfach um ein gebildeter Mensch zu sein, und wenn man seine Bildung merken läßt, so ist es auch wieder nur um zu beweisen daß man ein gebildeter Mensch ist. Wie die Nordamerikaner für die Geschwindigkeit und Leistungskraft ganz in abstracto, so hat der Deutsche für die Bildung ganz in abstracto eine Passion, und die Bildung in abstracto kann nur im subjectiven Interesse des Individuums verstanden sein. Es ist die theoretische Form in der in Deutschland der Individualismus auftritt, eine Richtung welche mit dem bloßen individuellen Sein des Menschen, abgesehen von jedem Thun, die Schuld an die Welt zu bezahlen meint. So aber läßt sich die amerikanische Welt nicht abspeisen. Und ich glaube sie hat Recht. Für das individuelle Sein eines Menschen interessirt sich diese Welt erst dann, wenn dieser Mensch etwas Interessantes thut. Praktisch also muß man eingreifen, wenn man in der Sphäre der amerikanischen Bildung eine Stellung einnehmen will.

Die beginnende selbständige Bildung einer unabhängig gewordenen Kolonie muß aus inneren Gründen einen realistischen, also auch vorherrschend praktischen Charakter aufweisen. Das erste Geschäft der neuen Gesellschaft, wenn sie sich eine selbständige Zukunft sichern will, muß die

Anhäufung eines eigenen Bildungsmateriales sein. Die Erzeugung eigener Bildungsformen bleibt das Werk der kommenden Jahrhunderte und muß den Inhalt ihrer Geschichte abgeben. Ein eigenes Material dagegen drängt sich durch die Geographie des neuen Landes und die Anfänge seiner selbständigen Geschichte mit Macht auf. Das Bedürfniß der formalen Bildung wird einstweilen durch Herübernahme fertiger Bildungsformen aus dem Mutterlande, oder wo sie sonst her zu bekommen sind, befriedigt; aber als geliehenes und nur provisorisch benutztes Gut treten diese Formen im Bewußtsein der Gesellschaft gegen das Interesse für das eigne Material weit zurück. Nur in Kolonieländern welche wie die spanisch-amerikanischen von Anfang an eine geringe Hoffnung eigner Zukunft haben, zeigt sich umgekehrt ein vorherrschender Formalismus der Bildung. Der Bildungscharakter der Mutterländer hat hier über das Schicksal der Tochterstaaten entschieden. In Folge eines kräftigen Koloniallebens mußte der nordamerikanische Geist einen materialistischen Charakter annehmen, in Folge der Abstammung von England mußten die mit hinübergenommenen formalen Elemente entschieden realistisch sein. Beides ist zusammenstimmend; denn der Realismus braucht Material, der Materialismus liefert es ihm. Durch eine aus dem neuen kolonialen Anlaufe hervorgehende Steigerung erhält der englische Realismus in den Vereinigten Staaten erst seine volle und welthistorische Entwickelung, als der zur Herrschaft über eine kommende Weltperiode berufene Geist. Der englische Realismus in der zweiten Potenz ist das Princip der nordamerikanischen Bildung, gerade wie der hohle spanische Formalismus in der zweiten Potenz das Princip ist mit welchem

die spanisch-amerikanische Bildung ihr ohnmächtiges Dasein fristet. Die spanisch-amerikanischen Länder sind insofern ein bequemes Feld für den europäischen Auswanderer, als er hier, bei der Nichtigkeit ihrer eignen Bildung, auf keinen Gegensatz des Bildungsprincipes stoßen kann, und Gegensätze in Nebendingen werden vor dem größeren Werthe dessen was er mit sich bringt, sich zurückziehen. Die Niederlassung in einem spanisch-amerikanischen Lande hat für den gebildeteren Europäer das Bequeme, daß er hier manche Vortheile der Ansiedelung in einem ganz unbewohnten Lande ohne die Nachtheile einer solchen Situation genießt. Ein Theil der rohen Arbeit ist gethan, und doch hat sich an der Stelle des Gegensatzes der Natur kein Gegensatz der Cultur gebildet. In spanisch-amerikanischen Kolonien könnte an hundert Orten die deutsche Auswanderung alle Bildungsverhältnisse ganz nach ihrem Sinne haben. Im Gebiete der Vereinigten Staaten ist dieß nicht denkbar; für diese sieht man sich also auf die Frage zurückgewiesen wie der gebildete Deutsche, nachdem er sich vorgenommen hat sich der amerikanischen Bildung anzuschließen, diese Absicht erreichen und daraus die Befriedigung der geistigen Ansprüche des gebildeten Menschen überhaupt schöpfen kann.

Man kann einfach antworten: auf die Weise, daß er sich amerikanisirt ohne sich zu deseuropäisiren, — daß er ein Realist wird ohne aufzuhören ein Idealist zu sein, — daß er das amerikanische Leben, und dadurch auch erst das europäische, ganz verstehen lernt, und daß er ersteres an irgend an einem praktischen Ende faßt. Verfährt er auf diese Weise, dann bietet das politische Leben ihm als Bürger ein Feld auf welchem er sich unmittelbar geltend machen

kann. Die Politik der Vereinigten Staaten gering zu schätzen, enthebt freilich den naturalisirten Fremden der Mühe seine Pflicht zu thun. Wer sie aber thut, wird keineswegs finden daß er sie wirkungslos thut. Die Bemühungen bei der letzten Präsidentenwahl z. B. müssen bei Tausenden von deutschgebornen Bürgern der Vereinigten Staaten Erinnerungen hinterlassen haben die in hohem Grade den Geist befriedigen. Erwirbt sich der gebildete Deutsche vollends die Fähigkeit sich der englischen Sprache zu bedienen, so öffnet sich ihm das Feld der Presse und Literatur, welches in den Vereinigten Staaten weit davon entfernt ist so undankbar zu sein wie man in Deutschland zu glauben scheint, und auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Bestrebungen nicht minder wird er sich, wenn er dazu die Befähigung besitzt, Anerkennung und Stellung erwerben können.

IV.

Die Unzufriedenheit deutscher Ansiedler mit der allgemeinen geistigen Atmosphäre in der sie gezwungen sind sich unter den Anglo-Amerikanern zu bewegen, also speciell mit der Herrschaft der englischen Sprache und den anglo-amerikanischen Sitten und Lebensansichten, hat, namentlich während des schroffen Gegensatzes bei der letzten nativistischen Bewegung, innerhalb der deutschen Bevölkerung der Vereinigten Staaten den Gedanken hervorgerufen in irgend einem Staate oder auf irgend einem Territorium der Union eine rein deutsche Bevölkerung zu concentriren. Der Ausführung des

Gedankens steht kein Hinderniß im Wege. Es gibt nicht nur freies Gebiet genug in den Vereinigten Staaten um darauf eine starke deutsche Bevölkerung anzusiedeln, es ist auch für Geld das meiste schon in Besitz genommene Land zu haben. Auch würden die Gesetze der Vereinigten Staaten kein Mittel darbieten eine solche rein deutsche Ansiedlung zu verhindern. Aber die deutsch-amerikanische Presse ist nach gründlichen Erwägungen mit Recht zu dem Schlusse gekommen daß man den Gedanken aufgeben müsse.

Unstreitig ist es für den neuen Ankömmling eine große Erleichterung und ein Trost sogleich im fremden Welttheile in einen Kreis von Landsleuten und Freunden treten zu können, und im großen Strome der Auswanderung folgt in der That die ihren Pionieren nachziehende Masse diesem Beweggrunde. Eine massenhafte und nachhaltige Auswanderung hat demnach auch immer eine solche Anhäufung des deutschen Elements zur Folge und zur weiteren Ursache. Sie wendet sich nach Gegenden wo solche Anhäufungen bereits bestehen oder wo die Umstände ihrer Entstehung günstig sind. Faßt man aber den wahren Vortheil der Ausgewanderten ins Auge, so ergibt sich ebenso sehr aus der Erfahrung wie aus einem richtigen Verständnisse des deutschen und anglo-amerikanischen Charakters, daß eine gewisse Mischung des ersteren mit dem letzteren Elemente nicht nur im allgemeinen culturhistorischen Interesse, sondern auch im besondern Interesse der deutschen Ansiedler selbst wünschenswerth bleibt.

Es ist nicht ein bloßer Zufall daß die Vereinigten Staaten unter so vielen Kolonien der Europäer allein sich eines so außerordentlichen Wachsthums und Gedeihens

erfreuen, und nicht jeder beliebige Volksgeist hätte unter gleichen Bedingungen des Bodens, des Klima's und der geographischen Lage die nämlichen Erfolge hervorbringen können. Die deutsche Einwanderung mag es mit Recht hervorheben wie viel sie zu diesem Wachsthum und Gedeihen beigetragen hat und fortdauernd beiträgt. Es ist aber nicht der deutsche Geist welcher den Grund dazu gelegt, nicht der deutsche Geist welcher Zustände zu schaffen gewußt hat die eine so außerordentliche Anziehungskraft ausüben. Und seien wir aufrichtig! — Der deutsche Geist wäre einer solchen Aufgabe nicht gewachsen gewesen, auch wenn man annehmen will — was freilich ein Widerspruch in sich selbst ist — die Umstände hätten ihm eine Gelegenheit eröffnet dasselbe zu thun was der englische gethan hat. Jedes Volk thut was es thun kann; und was es nicht gethan hat, das hätte es auch nicht thun können. Freilich können Individuen, und zahlreiche Individuen eines Volkes in Verhältnisse gebracht werden in denen sie einen neuen Geist aus sich hervorbringen, und so soll den Deutschen welche bereits die Schule des Lebens in den Vereinigten Staaten durchgemacht haben, die Fähigkeit zur Gründung von deutschen Niederlassungen auf spanisch-amerikanischem Boden nicht abgesprochen werden. Um aber den Grund zu einem Leben zu legen in welchem der deutsche Auswanderer eine solche Schule der Kraft und des Charakters durchmachen *kann*, dazu gehörten Menschen von der zähen Thatkraft der ersten britischen Ansiedler Nordamerika's, namentlich Menschen von dem puritanischen Geiste Derer welche die eigentlichen Gründer des amerikanischen Principes sind. Es gehörte ferner ein Volk von dem fanatischen Realismus welcher sich in Nordamerika entwickelt hat dazu, um auf

einem solchen Grunde ein solches Gebäude aufzuführen und daran nach solchen Maßstäben immer fort zu bauen. Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten wird allerdings von dieser Thatkraft mit ergriffen und gewöhnt sich an diese großen Maßstäbe des Lebens, aber nur durch eine innige Berührung mit der anglo-amerikanischen Hauptbevölkerung, deren Geist für die Fortentwickelung der Vereinigten Staaten maßgebend bleiben muß und maßgebend bleiben wird, welche Unterschiede dieser Geist in seiner Wechselwirkung mit anderen Elementen auch noch aus sich hervorbringen mag. Nur indem es sich mit diesem herrschenden Geiste verschmilzt und seine eignen Einflüsse auf dem Boden dieses Geistes ausübt, kann das deutsche Element sich der großen Vortheile so außerordentlicher Culturresultate wie der nordamerikanischen theilhaftig machen und theilhaftig erhalten, — nur durch Verschmelzung mit diesem Geiste kann der deutsche Geist selbst in Amerika zu seinem Rechte kommen. Denn es liegt in der Natur des Idealismus, daß er sich nur durch den Realismus in der Welt geltend machen kann. Oder ist es etwa Zufall daß das deutsche Volk in der Weltliteratur eine so große und in der Weltpolitik eine so kleine Rolle spielt? Die politische Entwickelung und Weltstellung Deutschlands entspricht ganz dem deutschen Volksgeiste; aber sei dieser letzte nun Ursache oder Wirkung, oder beides zugleich in diesem Verhältnisse der Uebereinstimmung, — immer ist er so wenig in Amerika wie in Europa im Stande in praktischen Dingen mit dem englischen, also in Amerika mit dem anglo-amerikanischen gleichen Schritt zu halten. Von den verständigsten Männern der deutschen Bevölkerung im westlichen Texas, wo diese Bevölkerung eine so bedeutende und so achtungs-

werthe Rolle spielt, habe ich daher auch das aus der Erfahrung und der Ueberlegung gleichmäßig abgeleitete Urtheil vernommen, daß eine Aussonderung des deutschen Elementes in rein deutschen Ansiedelungen nichts weniger als wünschenswerth sei. Dem Brode möchte man sagen — fehlt der Sauerteig der es hebt. Schon ein verhältnißmäßig kleiner anglo-amerikanischer Zusatz mag unter Umständen diese Wirkung hervorbringen können; dieß würde aber, wenn es so ist, nur die ungleich größere Kraft des anglo-amerikanischen Elementes beweisen, welches selbst auf die stärkste deutsche Majorität mit seiner praktischen Ueberlegenheit bestimmend einwirkt.

Wäre man aber in einer ungemischten deutsch-amerikanischen Ansiedelung innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten wirklich so glücklich ein energischeres Leben zu entwickeln als hier vorausgesetzt wird, — was könnte anders die Folge sein als eine Reihe der unglücklichsten Conflicte mit dem herrschenden anglo-amerikanischen Geiste, aus welchem doch zuletzt dieser als Sieger hervorgehen müßte?

Die Frage ob Deutsche in Amerika sich selbst überlassen im Stande wären in ihrem Gemeinwesen Frieden zu halten, oder ob sie nicht endlosen Rivalitäten und inneren Zwistigkeiten verfallen würden, wage ich nicht zu entscheiden. Soviel aber weiß ich, daß ein solches Gemeinwesen, wenn es dasselbe wollte was der anglo-amerikanische Geist will, mit diesem nicht würde concurriren können, und daß für eine deutsche Ansiedlung innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten etwas specifisch anderes zu wollen als der anglo-amerikanische Geist, nur eine entschiedene Niederlage zur Folge haben müßte. Man unterschätzt die culturhistorische Bedeutung des anglo-amerikanischen Geistes, und überschätzt die culturhistorische

Bedeutung anderer europäischer Kolonialelemente, wenn man glaubt daß die letzteren in Nordamerika neben dem ersteren zu Kraft und selbstständigem Leben gelangen könnten. Nur eine gänzliche Mißkennung und falsche Schätzung der Kräfte welche hier auf die Wagschalen drücken sollen, konnte Roscher verleiten ein Urtheil wie das zu Gunsten der Gründung eines deutschen Staates innerhalb der nordamerikanischen Union zu fällen, und seine Besorgniß ein ganz deutscher Staat im Nordwesten würde freilich „wie ein Keil wirken die Union mit der Zeit aus einander zu sprengen," macht auf den Kenner der Verhältnisse einen wirklich komischen Eindruck. Die Geschichte wird den Deutschen den demüthigenden Ausgang eines solchen Experimentes ersparen.

Die Vermischung des deutschen mit dem anglo-amerikanischen Geiste ist vielmehr die Grundbedingung der zukünftigen höheren Cultur Amerika's. Der anglo-amerikanische Realismus und der deutsche Idealismus sind die zwei culturhistorischen Gegensätze in die sich das historische Bewußtsein unserer Zeit ausgespitzt hat. Zwischen diesen beiden geistigen Polen liegt die ganze galvanische Batterie der gegenwärtigen Weltgeschichte, und man kann die Pole nicht aneinanderbringen ohne daß das Feuer herausspringt an welchem sich das Licht der künftigen amerikanischen Bildung entzünden soll. Aber um diesen Erfolg zu bewirken, müssen die Pole sich nahe kommen und nicht in ihrer Isolirung verharren. Und da für die Ausgleichung kein neutraler Boden vorhanden ist, so muß das deutsche Wesen in Amerika, um sich zu realisiren, dieß auf dem Boden des anglo-amerikanischen thun, d. h. das Resultat der Wechselwirkung muß sich innerhalb der durch die englische Sprache vermittelten Bildung darstellen.

V.

Wenn im Bisherigen die Verhältnisse der Vereinigten Staaten fast ausschließlich hervorgehoben worden sind, so ist es nicht geschehen um diese Verhältnisse an sich zu schildern, sondern um dem Auswanderer das schlagendste Beispiel Dessen vorzuhalten was er in der fremden Welt zu erwarten hat und was die fremde Welt von ihm erwartet. Auch an jedem andern Ziele der Auswanderung wird er auf einen Charakter des Lebens stoßen welcher nicht ohne Widerwärtigkeiten für ihn ist. Die Fremde verletzt immer das in der Heimath verwöhnte Gemüth und das in ihren kleinen Verhältnissen verzogene Selbstgefühl, und letzteres selbst dann wenn sie ihm schmeichelt. Denn wenn sie uns irgend eine Ueberlegenheit zugesteht, so finden wir die Anforderung uns dennoch ihren Lebensbedingungen und Lebensformen zu fügen, nur um so unleidlicher. Und in der That ist ein großer Theil der Unzufriedenheit gerade des Theiles unserer Auswanderer welcher geistige Anforderungen macht, nicht das Mißbehagen an den Zuständen der Vereinigten Staaten insbesondere, sondern das Mißbehagen an der Fremde überhaupt, und das Mißbehagen an dem Uebergange aus der kleinen in die große Welt, aus der Idylle in das Drama, aus der Träumerei in die Wirklichkeit. Aber eben in den Vereinigten Staaten stellen sich, bei dem energischen Charakter ihres Lebens, diese Verhältnisse auf die für den Deutschen eindringlichste und lehrreichste Weise dar, und so will ich die Vereinigten Staaten auch noch ferner als Beispiel benutzen an welchem sich die Interessen des Auswanderers überhaupt am besten erläutern lassen, und welches den Ausgangspunkt

für nützliche Vergleichungen und die Basis für die verschiedenen praktischen Rücksichten in der Wahl der neuen Heimath abgibt.

Wie mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, den Sitten und dem Charakter der geistigen Bildung, so ist der in den Vereinigten Staaten angesiedelte Deutsche nicht selten auch mit dem Naturcharakter des Landes unzufrieden. Nicht daß an der Productivität des Bodens und dem natürlichen Reichthume des Landes ein Makel zu finden wäre, obschon ein Territorium von so großer Ausdehnung in dieser Beziehung sehr verschiedenartige Erscheinungen zeigen muß; — nicht auch daß man sich über manche wirklich unangenehme und lästige Eigenschaften des Klimas, wie über die in Europa unbekannten plötzlichen Temperaturübergänge und äußersten Temperaturgrade beklagte, — nein, es ist die Rede vom ästhetischen Charakter der nordamerikanischen Natur, als einer wesentlichen Bedingung des geistigen Wohlbefindens und der Befriedigung des Gemüthes. Es wird nicht einmal bestritten daß die Vereinigten Staaten reich sind an landschaftlichen Schönheiten, es wird nur diesen Schönheiten der romantische Duft, der poetische Hauch bestritten. Die Vereinigten Staaten sollen nun einmal ein wesentlich prosaisches Land sein, und wie gegen ein solches Vorurtheil bei gewissen Menschen auch eine Cooper'sche Novelle nichts hilft, so gern sie dieselbe lesen, so hilft auch keine Naturschilderung eines Reisenden, welcher im Stande ist die Naturschönheiten vieler Länder zu vergleichen, so anziehend man vielleicht seine Schilderungen findet. Im Frühlinge des vorigen Jahres veranlaßte mich ein Geschäft, auf zwei Tage von New-York auf das Land zu gehen. Bei meiner Rückkehr sprach ich in meiner Familie von der

prachtvollen Blumenflor, welche ich im Walde getroffen hatte. „Blumen?“ sagte eine zufällig anwesende deutsche Dame, die jedoch schon mehrere Jahre in New-York lebte. „Es gibt ja keine Blumen in den Vereinigten Staaten.“ Ich erzählte weiter daß ich sehr früh am Morgen aufgestanden sei und daß der Wald voll Singvögel gewesen. „Singvögel?“ sagte erstaunt die Dame. „Es gibt ja keine Singvögel in Amerika.“ Diese kleine Anekdote enthält die wesentliche Kritik dieser Art zu urtheilen. Jeder deutsche Kunstgärtner weiß wie viele seiner kostbarsten Schätze ursprünglich in der Umgegend von New-York, Philadelphia &c. zu Hause sind. Damals gerade wurde in europäischen Zeitungen von einer Blumenausstellung in Paris oder London gesprochen, bei welcher die blühenden Kalmien eines gewissen Gärtners den Hauptpreis davon getragen. In der Umgegend von New-York aber gibt es Stellen wo man in einer Stunde viele Frachtwagen voll Kalmienblüthen laden kann. Der rühmlichst bekannte deutsche Botaniker Dr. Lindheimer in Texas, hat, um einem ähnlichen gedankenlosen Urtheile über die Flora von Texas zu begegnen, in einer zu San Antonio erscheinenden Zeitung ein Verzeichniß texanischer Prachtpflanzen bekannt gemacht welches durch zwei Nummern des Blattes läuft, und in welchem kaum ein Name vorkommt der nicht den europäischen Kunstgärtnern als der einer Zierde ihrer Blumenbeete und Pflanzenhäuser bekannt ist. Was soll ich von Californien sagen, wo der Frühling eine so außerordentliche Blumenpracht entfaltet daß die abgestumpftesten und verhärtetsten Gemüther davon ergriffen werden, und wo eine wahrhaft luxuriöse Blumenliebhaberei zum herrschenden Geschmacke geworden ist? Was von der schon oft geschilderten Pracht

einer blühenden Prairie? Und doch traf ich einen jungen Hamburger, welcher in der vortheilhaftesten Jahreszeit durch die texanischen Prairien gereist war und mir erklärte, daß er sich in seinen Erwartungen von ihrer Schönheit getäuscht gesehen. Es muß ihn das zwischen den Blumen wachsende Gras gestört haben; denn auf meine Frage was er eigentlich zu sehen erwartet habe, erwiederte er: er habe erwartet „einen Teppich der schönsten Blumen zu sehen.“ Man sieht, es ist die europäische Romanexistenz welche sich durch amerikanische Realität verletzt findet. Es ist die Poesie des imaginären Lebens und der Unerfahrenheit, von welcher das wirkliche Leben als Prosa erklärt wird. Es ist darin bekanntlich etwas Wahres; aber wenn man diese Seite der Beurtheilung aufgreifen will, dann darf man nicht von der Wirklichkeit die Poesie des Romanes verlangen, dann muß man auch nicht behaupten daß wenn man in Deutschland mit einem Romane im Kopfe oder in der Tasche spazieren geht, die Natur darum poetischer sei als in Amerika.

Eins ist natürlich und menschlich schön, und ich bin weit davon entfernt es zu verspotten: ich meine die Anhänglichkeit unserer Gefühle an die Reize der Natur in einer Heimath die wir verlassen haben. Wir dürfen aber das was diese Reize für uns sind, nicht zum allgemeinen Maßstabe ihres ästhetischen Werthes an sich machen. Einige Schneeglöckchen unter einer Haselstaude, einige Veilchen im Grase am Fuße eines alten Apfelbaumes und ähnliche Bildchen aus einem kindlich idyllischen Leben, mögen noch in weiter Ferne und nach vielen Jahren der Abwesenheit unser Gemüth bewegen und in unserer Vorstellung einen poetischen Zauber über den Ort unserer Kindheit verbreiten, so öde

und langweilig auch sonst seine Natur gewesen sein mag. Solche Erinnerungen gehören, wie hübsche Gedichte und Liedchen die wir in der Kindheit gelernt, zu dem poetischen Hausschatze welchen die Seele mit sich herumträgt. Ein Land aber für prosaisch zu erklären weil sich in ihm nichts vorfindet was diesen Erinnerungen entspricht, ist nicht weiser als von einem reichen Volke zu behaupten es nähre sich schlecht, bloß weil wir bei ihm die besondere Art von Kuchen vermissen welche an unserem Geburtsorte gebacken wird.

Die Natur der Vereinigten Staaten hat in der That große Schönheiten, und nicht nur der Niagarafall und das Thal des Hudson sind über der Bezweiflung und herabsetzenden Kritik erhaben, sondern es läßt sich auf dem Gebiete der Union ein Flächenraum so groß wie ganz Deutschland mit Naturschönheiten des verschiedenartigsten Charakters anfüllen. Von Californien und andern fernen Gegenden will ich dabei gar nicht sprechen; denn wenn man die Alpen und die bevorzugtesten Punkte der südeuropäischen Küsten abrechnet, hat Europa nichts was sich mit dem Goldlande am stillen Meere vergleichen ließe. Aber das Gebiet der Vereinigten Staaten ist groß, und wie es in Deutschland Menschen gibt welche nicht am Rheine sondern iu der Gegend von Lüneburg wohnen, so wohnt auch in den Vereinigten Staaten nicht Jeder an den White Mountains, in den Thälern der Alleghanies, oder am Hudson River. Die Art von Naturschönheit indessen welche hauptsächlich zum Genusse des Lebens beiträgt, die nämlich welche unmittelbar unseren Wohnplatz mit ihren Reizen umgibt und schmückt, ein prachtvoller Baumwuchs, von einer in der alten Welt unbekannten Mannichfaltigkeit, schöne Gesträuche, grüne und mit Blumen

geschmückte Wiesen, dieß ist entweder überall zu finden; oder wo eins dieser Elemente fehlt, da ist es durch die Cultur leicht zu schaffen. Und es wird von ihr wirklich geschaffen, wie z. B. durch die Anpflanzung von Bäumen in den von Natur baumlosen Prairiegegenden. Der Deutsche ist stolz auf seine Eiche. Die Wälder der Vereinigten Staaten haben zwanzig bis dreißig verschiedene Eichenarten, und leicht mögen davon sechs oder acht Arten in dem Wäldchen neben dem Hause wachsen. Kalmien und Azaleen bilden das Unterholz, Bignonien und wilde Weinreben durchschlingen die Gebüsche, und die Wiesen prangen von Feuerlilien. Aber natürlich gibt es Menschen die von selbst nicht wissen daß dieses alles schön, und zwar sehr schön ist. Auch in Deutschland gibt es Menschen welche die Schönheiten der sie umgebenden Natur nicht kennen würden, wenn sie es nicht gedruckt lesen könnten, und wenn der Troß schwitzender Reisenden welche aus dem Naturgenusse ein pedantisch betriebenes Geschäft machen, es ihnen nicht tausendfach wiederholte daß diese Schönheiten existiren, und daß ein gebildeter Mensch verpflichtet sei sie zu bewundern. Einem solchen Zustande reflektirter Genußsucht wird vielleicht Amerika einmal auch nicht entgehen; ich hoffe aber es werden bis dahin noch einige hundert Jahre ablaufen, denn er charakterisirt eine alternde Cultur.

VI.

Wenn bisher mehr die subjektive Seite der Interessen deutscher Auswanderer behandelt worden ist, so gehe ich nun zur objektiven über, indem ich die Ziele ins Auge fasse welche sich der deutschen Auswanderung darbieten.

Natürlich können hier nur Verhältnisse berücksichtigt werden welche bereits historische Bedeutung gewonnen haben oder eine solche zu gewinnen versprechen, sonst müßte ich von jeder möglichen Niederlassung eines Deutschen in einem andern Lande reden.

Daß einzelne Menschen ihr Vaterland vertauschen, findet zu allen Zeiten und unter allen Umständen Statt; damit aber eine massenhafte Auswanderung ihren Zug nach gewissen Zielen nehme und Ansiedelungen von historischer Bedeutung begründe, ist das Zusammenwirken mannichfacher naturmäßiger und culturmäßiger Bedingungen erforderlich, die sich weder bei jedem auswandernden Volke noch bei jedem Ziele seiner Auswanderung vereinigt finden. An dem deutschen Volke ist die Aufgabe: der europäischen Civilisation in anderen Welttheilen ganz neue Räume zu eröffnen, der wilden Natur und dem wilden Menschen den Boden für neue Gestaltungen des Geistes abzukämpfen und auf diese Weise die edleren Menschenracen in die Herrschaft über unseren Planeten einzusetzen, — an dem deutschen Volke ist diese culturhistorische Aufgabe vorübergegangen. Der wesentlichste Theil dieses praktischen Geschäftes ist von anderen Nationen bereits verrichtet worden, und was noch zu verrichten ist, wird nicht von uns verrichtet werden. Kommen wir aber auch mit der praktischen Initiative zu spät, so bleibt uns nichts desto

weniger ein großer und rühmlicher Antheil an dem Werke übrig welches durch die Ansiedlung europäischer Völker in anderen Welttheilen zu vollbringen ist. Worin dieser Antheil besteht, soll nicht an dieser Stelle untersucht werden. Genug, der deutsche Auswanderer ist, seiner ganzen historischen Natur nach, nicht ein Pionier des Kolonisationswerkes; er ist, mit wenigen einzelnen Ausnahmen, nur befähigt und berufen mehr oder minder betretene Wege zu gehen.

Das deutsche Volk mag Ursache haben dieß zu beklagen. Für den einzelnen deutschen Auswanderer hat es Nachtheile daß er überall der Zweite ist; es hat aber auch seine großen Vortheile, und wenn uns jetzt die Gelegenheit offen stände ein herrenloses Land in Besitz zu nehmen oder uns ein Gebiet zu erobern und darauf eine deutsche Kolonie zu gründen: so weit das bloße Privatinteresse der Auswanderer selbst reicht, müßte man von einem so gewagten Unternehmen abrathen, so lange es nicht an einer Auswahl der vortheilhaftesten Gelegenheiten fehlt sich in einem Lande niederzulassen wo die gröbste Arbeit schon von Anderen verrichtet worden ist, und wo der Ansiedler willkommen geheißen und mit Freuden in seinem Wohle gefördert wird. Wenn für einzelne kräftigere Charaktere die Ueberwindung größerer Schwierigkeiten in sich selbst einen Reiz und Genuß haben mag, so ist es diesen unbenommen sich solche zu suchen. Dieser Geschmack wird aber in der deutschen Auswanderung immer nur eine Ausnahme sein. So soll denn auch hier nur von der Wahl zwischen schon bekannten Zielen gesprochen werden, wenn die Frage aufgeworfen wird wohin sich der deutsche Auswanderer wenden soll.

Soweit Naturverhältnisse bestimmend einwirken, bleibt

ihm für seine Wahl ein weiter Spielraum. Fruchtbare, reiche und schöne Länder, in denen Raum für viele Millionen fremder Ansiedler ist, laden ihn ein. Es ist unmöglich den Werth aller dieser Räume abzuwägen. Nur einige allgemeine Regeln lassen sich aufstellen die im einzelnen Falle als Richtschnur dienen können.

Zunächst ist zu bedenken daß der natürliche Reichthum eines Landes über das Wohl eines Ansiedlers nichts entscheidet; denn aus dem Vorhandensein natürlicher Schätze folgt noch nicht daß sie sich auch auf eine ersprießliche Weise anwenden lassen. Es müssen Bedingungen der geographischen Lage, der Communikation, des Weltverkehrs und der bürgerlichen und politischen Freiheit hinzukommen, wenn Verhältnisse entstehen sollen wie sie sich vereinigt haben um die glänzenden Erfolge der Vereinigten Staaten hervorzubringen. Zu den naturmäßigen müssen die culturmäßigen Bedingungen des Gedeihens kommen, wenn solche Verhältnisse sich sollen bilden können. Der deutsche Auswanderer hat die Bequemlichkeit, daß er zwischen Zielen wählen kann an denen in beiden Beziehungen Andere schon vor ihm die Probe gemacht haben, und er braucht nur dem großen historischen Erfolge nachzugehen, um sicher zu sein daß auch er seinen Antheil an demselben erhalten wird. Auf liberale Weise belohnt die Geschichte unsere Thätigkeit, wenn wir ihr an den Werken helfen die sie gerade mit Vorliebe betreibt, am liberalsten freilich, wenn wir historischen Instinkt genug besitzen ihren Sinn errathen zu können noch ehe er sich ganz kund gegeben hat. Wie in anderen historischen Dingen, ist es auch hierin von Wichtigkeit zwischen der Scylla des „Zufrüh“ und der Charybdis des „Zuspät“ hindurch zu

segeln. An einem Ansiedlungsorte dessen glänzendes Schicksal von der Geschichte schon vollständig entschieden ist, kommt der Auswanderer für die höchsten Gunstbezeugungen des Glückes zu spät; an einem Orte dessen Schicksal sich noch nicht voraussehen läßt, kommt er zu früh. Da wo diese Frage sich am rascheſten entscheidet, können Scharfblick und Muth ihren höchsten Lohn erwarten. Natürlich schreibt das individuelle Maß der Kraft und Beweglichkeit des Geistes und des Charakters einem Jeden vor wie weit er sich in den Strom eines gewaltig bewegten Lebens wagen darf. So weit aber Kraft und Beweglichkeit reichen, muß dem Auswanderer für die Wahl seiner Niederlassung die allgemeine Regel gegeben werden, sich immer nach den Ländern, Gegenden und Orten zu wenden wo der natürliche Reichthum sich am rascheſten und nach dem größten Maßstabe in wirthschaftlichen umwandelt, wo also dem Leben das Wachsthum und die Bildsamkeit einer mit großen Anlagen begabten Jugend eigen ist. Mit dem Wachsthum und dem Aufblühen der jungen Gesellschaft wächst und blüht der Einzelne welcher sich ihr anschließt und sie bilden hilft. In den fertigen Verhältnissen europäischer Gesellschaften, in welchen dem Erfolge der Gesammtthätigkeit bestimmte historische Grenzen gezogen sind, bereichert sich Einer auf Kosten des Andern; wo dagegen der Gesammtreichthum riesenhaft wächst wie in den Vereinigten Staaten, wird man reich durch die bloße Thatsache daß andere reich werden. Dein bescheidenes Haus kann morgen dreimal soviel werth sein wie heute, bloß weil es in der Nacht einem reichen Manne in den Sinn gekommen ist einen Palast daneben zu bauen. Solche Dinge kommen in den Vereinigten Staaten täglich vor. Alte Gesellschaften können ausnahms-

weise aus localen Gründen und auf kurze Perioden ähnliche Erscheinungen zeigen; in Amerika sind sie die Basis jeder verständigen Rechnung. Der Erfolg des Einen leidet hier nicht durch den Erfolg des Anderen sondern er beruht auf demselben, und dieses Verhältniß ist in den Vereinigten Staaten so klar daß der ausgebildetste Eigennutz hier zum Wohlwollen und zur Dienstfertigkeit führt. Man arbeitet hier an seinem eigenen Wohlstande indem man am Wohlstande seines Nachbarn arbeitet. Wenn in Europa mein Nachbar zu Grunde geht, kann ich sein Besitzthum wohlfeil an mich bringen, wenn in Amerika mein Nachbar reich wird, kann ich mein Besitzthum theuer verkaufen. Wenn in Europa mein neu begonnenes Geschäft neben einem andern schon bestehenden nicht auf Erfolg rechnen kann, und um so weniger je bedeutender dieses letztere ist, so ist in den Vereinigten Staaten der beste Platz für den Anfänger in der Regel unmittelbar neben seinem mächtigsten Concurrenten. In der alten Welt hat die Fluth für den Einen die Ebbe für den Anderen zur Folge, in der neuen Welt führt die Fluth für den Einen so viel Wasser herbei daß davon auch der Andere überschwemmt wird. So ist denn auch freundschaftliches Entgegenkommen im Geschäftsleben und nachbarliche Hilfe an einem neuen Wohnorte, besonders auf dem Lande, ein so charakteristischer Zug für das Leben der Vereinigten Staaten, daß es auch den größten Gegnern derselben auf angenehme Weise auffällt.

Natürlich muß ein Land mit solchen Verhältnissen auf die Auswanderung eine mächtige Anziehungskraft ausüben, und es zeigt sich zugleich daß die deutsche Auswanderung nicht einem blinden Triebe der Gewohnheit folgt wenn in

gleicher Richtung Einer dem Andern nachzieht. Der Vorgänger verhilft mit Bereitwilligkeit dem Nachfolger zum Wohlstande, weil der Nachfolger durch seine Ankunft den Wohlstand des Vorgängers erhöht. Ist einmal der Strom der Auswanderung nach einer Gegend gerichtet, so setzt er sich daher als ein sich selbst regulirender Naturproceß fort, bis er aus inneren Bedingungen nachläßt.

Verhältnisse so günstig wie die in den Vereinigten Staaten, finden sich in keinem der Länder nach welchen sich außerdem die deutsche Auswanderung wendet oder zu wenden Veranlassung finden könnte; aber es finden sich an mehreren Orten annähernde Verhältnisse, oder solche sind im Begriffe sich zu bilden. Und wie nicht jeder Europäer wünschen kann gerade ein Deutscher, ein Franzos oder ein Engländer zu sein, so muß nicht jeder Auswanderer gerad wünschen ein Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Sehr viele und verschiedene Beweggründe können zu einer anderen Wahl bestimmen. Mit allem Rechte mag nicht jeder wünschen, den Salto Mortale zu wagen, welcher bei dem plötzlichen Uebergange aus dem mehr innerlichen und contemplativen Leben des Deutschen in das von vielen Härten begleitete praktische Thun und Treiben des Nordamerikaners gemacht werden muß. Bei der Einbürgerung in den Vereinigten Staaten handelt es sich wirklich in sehr wesentlichen Beziehungen darum ein neuer Mensch zu werden. Was dieß heißt, kommt erst zur vollen Klarheit wenn man die Probe macht nach geschehener Amerikanisirung wieder nach Europa zurückzukehren. Mit Erstaunen nimmt man wahr, daß man allmählig sich daran gewöhnt hat jedes Ding von der der europäischen Ansicht umgekehrten Seite anzusehen, so daß

man bei jedem Urtheile fürchten muß zu verletzen, oder erst den Standpunkt rechtfertigen muß auf welchem man mit seinem Urtheile steht. Die geistige Existenz eines jeden Volkes ruht auf einer Basis gemeinsamer Ueberzeugungen und Urtheilsweisen die man bei jedem einzelnen Urtheile als selbstverständlich voraussetzen darf. Diese Basis gemeinsamer Ueberzeugungen hat schon ihre wesentlichen Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich, sie hat noch größere zwischen Deutschland und England. In den Vereinigten Staaten aber, wenn auch die englische Weltansicht einen Uebergang zur nordamerikanischen bildet, findet der continentale Europäer sich durchaus auf einer neuen Grundlage. Es kostet einige Erfahrungen ehe der Fremde sich in den neuen Geist finden lernt und in dem neuen Leben sicher zu bewegen weiß, und nicht Jeder ist der Mann dazu diese Erfahrungen auszuhalten. Nicht Jeder, endlich, wird sich gerade mit diesem seiner Natur schroff gegenübertretenden fremden Wesen versöhnen, und Mancher wird also mildere Gegensätze aufsuchen, wenn er nun einmal entschlossen ist sich in ein fremdes Leben zu wagen. Auch muß nicht jeder in der Weltgeschichte gerade mit dabei sein wo die Hauptsache vor sich geht. Wie im Kreise des eigenen Volkes nicht Jeder zu den historisch handelnden Personen gehört, so braucht im Kreise der Menschheit auch nicht Jeder zu einer historisch entscheidenden Nation zu gehören. Nach Graden des historischen Selbstgefühls bemessen sich die Ansprüche welche in dieser Beziehung der Mensch macht, und so wird Niemand mit dem Auswanderer rechten wollen der für seine neue Heimath einen stillen Raum und ein bescheidenes Glück dem wirbelnden Strome des großen Lebens der Weltgeschichte vorzieht.

Unter den verschiedenen Zielen welche sich neben den Vereinigten Staaten der deutschen Auswanderung darbieten, verspricht Brasilien für Südamerika eine Wiederholung der Verhältnisse welche die Vereinigten Staaten im Norden darstellen. Der deutsche Auswanderer welcher sich unter richtigen Voraussetzungen nach Brasilien begibt, versetzt sich nicht nur in eine seinen Privatinteressen günstige Lage, er hat auch die Genugthuung sich an einem großen und wichtigen Werke der Weltgeschichte zu betheiligen. Brasilien ist an Bedeutung die zweite amerikanische Macht, und es kann nicht mehr lange Zeit vergehen bis dieser aufblühende Staat mit seinem reichen und riesenhaften Territorium in die zu einer selbstständigen Entwickelung des amerikanischen Staatensystemes nothwendige Wechselwirkung mit den Vereinigten Staaten tritt. Nächst den Vereinigten Staaten, muß Brasilien für den deutschen Auswanderer unter den amerikanischen Ländern das wünschenswertheste Ziel werden. Allerdings wird dabei sehr viel auf die Nebenumstände ankommen. Es sind andere Menschen die für Brasilien und andere die für Nordamerika passen. Brasilien ist auch sehr groß und bietet sehr verschiedenartige Verhältnisse dar. Vorzugsweise ist es der Süden des Landes welcher für deutsche Niederlassungen geeignet ist. Die Banda Oriental und die Länder am Rio de la Plata schließen sich an Brasilien in ähnlicher Weise wie Mexiko an die Vereinigten Staaten an. Diese beiden Regionen des spanischen Amerika's haben in Natur und geographischer Lage sehr viel Einladendes, nur sind ihre politischen Verhältnisse zu unsicher um schon jetzt als Ziel empfohlen werden zu können. Was Centralamerika betrifft, so enthält seine Natur alles, was ein Land anziehend machen kann. Reichthum, unüber-

treffliche Schönheit, im Ganzen ein gesundes Klima, und eine geographische Lage wie es für den kommenden Weltverkehr keine zweite gibt. Für den Augenblick aber werden nur Menschen vom thatkräftigsten Charakter und vom abenteuerlichsten Sinne als Einwanderer hier ihre Rechnung finden. In allen Fällen wird das deutsche Element auch hier seine Rolle spielen; aber zu einer selbstständigen ist es zu spät, denn diese hätte sicher begründet werden müssen ehe übermächtige anglo-amerikanische Interessen sich hier festsetzten, und es hätten auch ganz andere Leute solche Pläne ins Werk zu setzen als die welche sich damit besonders befaßt haben.

Ein Punkt indessen existirt in dieser Region, wo die Auswanderung sogleich beim Landen in so geordnete Verhältnisse treten würde wie in den Vereinigten Staaten, nämlich das sogenannte britische Honduras oder die Kolonie Belize, an der Küste von Yucatán. Das Innere dieses Territoriums, den Belicefluß, den Sherboon, und andere Flüsse entlang, und der anstoßende Theil von Guatemala, um den See von Petén, bietet schöne und gesunde Gegenden dar, in denen der Ansiedler gesicherten Besitz, Gelegenheit zu mannichfacher productiver Thätigkeit, und durch den Hafen von Belize leichten Zugang sowie eine leichte Ausfuhr der Producte und Einfuhr der Bedürfnisse fände. Selbst die Küstenlandschaft hat hier ein minder gefährliches Klima als z. B. die Küste von Texas, da sie von weit regelmäßigeren Seewinden bestrichen ist; und da durch eine Eisenbahn zwischen der atlantischen und pacifischen Seite von Centralamerika das ganze Gebiet des Busens von Honduras in nicht ferner Zeit belebt und cultivirt werden wird, so würde eine im Gebiete von Belize begründete deutsche Ansiedelung bei zweckmäßiger

Anlage eine günstige Zukunft vor sich sehen, um so mehr als ihr zur Erweiterung nicht nur Guatemala sondern auch Yucatan offen stehen würde, Ländereien in denen einige Millionen Ansiedler bequemen Platz und sehr vortheilhafte Lebensbedingungen fänden. Alle diese Länder gehen einer bedeutungsvollen Zukunft entgegen. Die britische Bevölkerung von Bélize würde deutsche Ansiedler mit der äußersten Gunst empfangen. Belize ist vielleicht der einzige Punkt von welchem aus unter gegenwärtigen Umständen eine deutsche Kolonie in Centralamerika eindringen könnte.

VII.

Längs der Nordküste von Südamerika liegen ausgedehnte Länder der beiden Republiken Neu-Granada und Venezuela, wo deutsche Einwanderer eine sehr günstige Aufnahme zu erwarten haben. Einzelne Punkte der Küste sind ungesund andere werden als vollkommen gesund gerühmt, und im Innern erhebt sich das Land fast überall rasch zu Höhen von einem sehr zuträglichen und schönen Klima. Doch ist das Innere von Neu-Granada von der Ostseite her schwer zugänglich. Der Magdalenenfluß eignet sich wenig zur Beschiffung, und die Reise denselben hinauf ist langwierig, beschwerlich und kostbar. Nach Santa Fe de Bogotá gelangt man schneller und bequemer über Panamá und die Westküste, als über Cartagena. Man muß also das Innere von Neu-Granada mehr zu den Ländern am stillen Meere rechnen, von denen sogleich die Rede sein wird, als zu denen

an der caraïbischen See. Im Uebrigen hätten gesittete und fleißige deutsche Ansiedler sowohl von Seiten der Regierung wie von Seiten einflußreicher Privatpersonen des Landes jede Gunst und Beförderung zu erwarten, und es unterliegt keinem Zweifel daß sich günstige Verträge machen ließen.

Das Nämliche läßt sich, und vielleicht in noch höherem Grade, von Venezuela sagen. Für mehrere Millionen deutscher Auswanderer wäre hier Raum in kühlen und herrlichen Gebirgsgegenden in geringer Entfernung von der Küste. In Caracas wohnen schon so viele Deutsche, und darunter Männer von so angesehener Stellung im Lande, daß der Ankömmling an den schon ansässigen Landsleuten eine genügende Stütze finden würde. Wie sehr man aber in Venezuela deutsche Ansiedler wünscht, geht aus der Aeußerung eines hervorragenden venezuelanischen Politikers hervor, welcher mir sagte daß, wenn dem Congresse des Landes ein wohldurchdachter Plan zur Herstellung einer deutschen Einwanderung vorgelegt würde, die Bewilligung von einigen hundert Tausend Dollars zur Beförderung der Angelegenheit außer Zweifel stände.

Mit diesen Bemerkungen bin ich indessen weit davon entfernt zu einer Auswanderung nach Neu-Granada und Venezuela rathen zu wollen, so wenig wie ich Gründe hätte dem Einzelnen davon abzurathen. Im Großen könnte ich in dahin abzielenden Unternehmungen, so lange die politische und culturhistorische Zukunft der Länder am caraïbischen Meere, mit Einschluß Westindiens, nicht klarer als bis jetzt erkennbar ist, nur eine Zersplitterung des deutschen Materials und der deutschen Kräfte sehen. Anders würde ich urtheilen, sobald man ahnen könnte daß die historischen

Bildungstriebe in diesen Regionen auf die Entstehung eines westindischen oder antillisch-centralamerikanischen Staatensystemes hinauslaufen. Freilich würde, wie in allen spanisch-amerikanischen Ländern, ein stark vertretenes deutsches Element selbst mit zur Entscheidung beitragen; allein immer läge diese Entscheidung noch zu fern als daß die unmittelbaren Interessen des Auswanderers selbst dabei betheiligt wären, und als daß aus diesen Interessen eine Veranlassung gefunden werden könnte Näherliegendes zu vernachlässigen.

Mit Ausnahme von Canada hätte ich hiermit die wesentlichsten Regionen auf der Ostseite von Amerika die Revue passiren lassen. Was aber Canada betrifft, so bin ich über die Vortheile welche es dem Einwanderer gewährt, nicht genug unterrichtet um eine erschöpfende Vergleichung mit den Vereinigten Staaten machen zu können. Die canadische Natur, der es nicht an großen Schönheiten fehlt, ist in jeder Beziehung die Fortsetzung der Natur des nördlichen Theiles der Union, mit einem natürlich nordwärts immer rauher werdenden Klima, dessen harte Winter einen abschreckenden Charakter haben. Ein plötzliches Eintreten anderer Naturverhältnisse, wie bei der Annäherung an das mexikanische Hochland, ist auf der Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten nirgends vorhanden. Die socialen Zustände sind vollkommen geordnete und gesicherte, mehr im ruhigen europäischen Charakter als in dem der Vereinigten Staaten. An den Bedingungen des materiellen Gedeihens mag es ebenso wenig fehlen. Aber was die Vereinigten Staaten, — was Brasilien, — was alle spanisch-amerikanischen Länder dem Auswanderer darbieten, und was dieser nicht hoch genug anschlagen kann, — das Bürgerthum eines souveränen

Gemeinwesens, — kann Canada nicht gewähren. Die bloße Kolonialexistenz ist mit einer eigenen Inferiorität des Bewußtseins verbunden die der Auswanderer sich ersparen sollte. Der Bewohner einer noch abhängigen Kolonie sitzt immer bei den Ueberresten eines schon abgetragenen Mahles zu Tische. Sei das Mutterland noch so liberal, dieß kann im besten Falle nichts Anderes zur Folge haben als daß die Ueberreste reichlich sind und nach Belieben genossen werden dürfen. In einer zur selbstständigen politischen Existenz fortgeschrittenen Kolonie ist das Selbstbewußtsein ein ungleich höheres. So mangelhaft die hier sich entwickelnde eigne Cultur sein mag, — sie läßt sich im schlimmsten Falle mit einer schlechten Küche vergleichen, deren Producte höchst einfach und mangelhaft sein mögen, aber den großen Vorzug haben frisch bereitet zu sein, nicht „ein Ragout aus Andrer Schmauß.“ — Will man nicht nach einem schon zu politischer Selbstständigkeit gelangten Kolonielande auswandern, so müßte die noch abhängige Kolonie doch wenigstens eine Kolonie des eigenen Volkes sein; aber in politischer, und in mancher andern Beziehung, ist die fremde aber selbstständig gewordene Kolonie sogar der eignen aber noch abhängigen vorzuziehen. Auch als Engländer würde ich lieber nach den Vereinigten Staaten als nach Canada auswandern; und wäre Deutschland in der Lage auf gouvernementalem Wege eine Kolonie gründen zu können, die Grundbedingung des Gedeihens würde darin beruhen daß die Niederlassung von Anfang an für unabhängig erklärt und nur bis zu einer festgesetzten Volkszahl und einigen anderen Bedingungen unter Oberaufsicht und Schutz des Mutterlandes gehalten, daß also der nämliche Weg eingeschlagen würde welchen die Regierung der Vereinigten

Staaten nach Vorschrift der Verfassung mit der Umwandlung ihrer Territorien in Staaten einzuschlagen hat. In den Vereinigten Staaten setzt der deutsche Ansiedler als Gleicher unter Gleichen sein eignes Wesen maßgebend mit ein, um das Leben des von ihm adoptirten Vaterlandes entwickeln zu helfen; in Canada, wo das Leben alle seine Normen von England erhält, kommt er nicht nur als Fremder an, sondern er bleibt ein Fremder, und das Gefühl der kolonialen Inferiorität wird für ihn doppelt drückend. Und man vergleiche ein deutsch-canadisches Zeitungsblatt mit dem Standpunkte auf welchen sich neuerdings die deutsche Presse der Vereinigten Staaten erhoben hat! — Für mich sind diese Erwägungen entscheidend, und wenn ich bei Gelegenheit der Erwähnung von Belize diese Seite der Sache nicht hervorgehoben habe, so ist es nur weil ich überzeugt bin daß die centralamerikanischen Verhältnisse bald großen Veränderungen entgegengehen. Canada freilich kann auch nicht immer englische Kolonie bleiben. Indessen liegt kein Grund vor die Veränderung als sehr nahe bevorstehend zu betrachten. Und ebenso ist es ungewiß ob diese Kolonie nach ihrer Emancipation vom Mutterlande sich den Vereinigten Staaten anschließen oder eine selbstständige Souveränetät bilden wird. Im letzten Falle würde das Land im amerikanischen Staatensysteme immer nur eine Rolle zweiten Ranges spielen; und wenn es aufhört seine Cultur von England zu bekommen, wird es anfangen sie aus den Vereinigten Staaten zu beziehen. Im ersten Falle hätte der Auswanderer nichts erreicht als für seine Niederlassung eine der weniger wünschenswerthen Regionen der Vereinigten Staaten gewählt zu haben. Kurz, ich kann nichts entdecken was

den deutschen Auswanderer besonders nach Canada ziehen könnte.

Was von der Inferiorität jedes Koloniallebens überhaupt gesagt worden ist, gilt auch in Bezug auf Australien. Faßt man die besonderen Verhältnisse dieses fernen Welttheiles ins Auge, so hat freilich die Entdeckung des Goldes dort locale Zustände hervorgerufen welche mit denen Californiens Aehnlichkeit haben; allein die Basis des Lebens ist und bleibt eine andere. Auch für Californien gilt, nur auf der Stufe höherer Preise (oder eines geringeren Geldwerthes), der allgemeine ökonomische Charakterzug der Vereinigten Staaten — wohlfeiles Land und theure Arbeit. Das Land freilich im Allgemeinen ist theurer als in andern Staaten der Union, aber der Arbeitslohn ist ebenfalls höher, und das Resultat ist ein ähnliches. Ein geringes Nachdenken zeigt daß es so sein muß; denn, während sich durch den Ertrag der Minen und durch die immer unterhaltenen Hoffnungen auf ein günstiges Glück des Goldgräbers hohe Arbeitslöhne erhalten müssen, wird der glückliche Goldgräber, wenn ihm die californischen Landpreise zu hoch sind, mit seinen erworbenen Mitteln nach einem der atlantischen Staaten der Union gehen um sich dort anzusiedeln. Sind also die californischen Landeigenthümer eigensinnig in der Erhaltung hoher Preise, so können sie damit nur die Ansiedelung des Landes auf einige Zeit hemmen, und am Ende müssen sie doch nachgeben. Denn um große Ländereien durch gemiethete Arbeiter bebauen zu lassen, dazu ist der californische Arbeitslohn zu theuer oder ein zu ungeheures Betriebscapital erforderlich. In Australien hat man, wie bekannt, künstliche Mittel angewendet, wohlfeile Arbeit zu erhalten. Wohlfeile Arbeit und

theures Land ist das wesentliche ökonomische Princip des australischen Kolonisationssystemes, eines Systemes welches wie man sieht dem der Vereinigten Staaten absolut entgegengesetzt ist. Zu San Francisco gibt es auch Menschen welche das australische System vortheilhaft finden würden; allein die öffentliche Meinung ist mit Recht so sehr gegen die Einfuhr europäischer Proletarier, — es fehlen so sehr alle Mittel den Arbeiter dessen Ueberfahrt auf Contract man bezahlt hätte zur Haltung des Contractes zu zwingen, — die Chinesen endlich erweisen sich als so wenig dem Bedürfniß entsprechend, daß jene Bestrebungen nicht über die Entwickelungsstufe frommer Wünsche hinauskommen können, und daß wohlfeiler Boden neben theurer Arbeit auch in Californien das einzige Mittel ist das Land mit einer thätigen ansäßigen Bevölkerung zu füllen. Kurzsichtige Landbesitzer, die dem inneren Entwickelungsgesetze des amerikanischen Lebens zuwider in Californien mit ihrem Besitzthume wuchern zu können geglaubt haben, sind ganz naturgemäß und culturgemäß gestraft worden indem ihr Land sich mit Squatters gefüllt hat, welche ungefragt und unbezahlt es stückweise in Besitz genommen und gegen deren Uebermacht selbst der Arm des Gesetzes zu schwach ist. Mit allem Golde würde es in Australien wohl nicht dahin kommen daß ein Schafknecht täglich fünf Dollars — sage zwölf Gulden dreißig Kreuzer — Lohn erhält, wie es in Californien zur Zeit meines Aufenthaltes vorgekommen ist, und wer von einem solchen Taglohne die Hälfte erspart, hat natürlich nach Verlauf eines Jahres mehr auf die Seite gebracht als wer täglich die Hälfte von einem Gulden zurücklegt.

Diese Vergleichungen allein brechen über die Auswanderung nach Australien den Stab.

Im Ganzen aber kommt bei Australien wie bei den amerikanischen Ländern am stillen Meere, also bei Chili, Peru, Neu-Granada, Californien und Oregon, ihre große Entfernung von Europa als der Auswanderung nachtheilig in Rechnung. Die Schnelligkeit, Häufigkeit und Bequemlichkeit des Verkehres mit dem Vaterlande des Auswanderers hat einen großen Einfluß auf das Gedeihen einer Ansiedlung. Verwandte und Freunde sind es zunächst welche auf günstige Berichte der Vorausgegangenen nachfolgen. Diese Privatberichte haben mehr Einfluß als alle öffentlich abgegebenen Urtheile. Ist nun durch große Entfernung die Communication erschwert, so vermindert sich der Einfluß der Ausgewanderten auf die Zurückgebliebenen, und diese werden bei der Weitläufigkeit der Correspondenz von jenen endlich ganz vergessen. Die ganze Auswanderungsbewegung kann unter solchen Umständen nicht in einen natürlichen Fluß kommen, und es müssen fortdauernd künstliche Mittel angewandt werden, um Resultate zu erzielen die am Ende doch wieder spurlos vorübergehen. So verhält es sich mehr oder minder mit der Auswanderung nach Chili, Peru und Australien. Will und kann ein Auswanderer seine neue Heimat in so großer Ferne wählen, so bieten Californien und Oregon ganz andere Vorzüge dar als die eben genannten Länder. Diese beiden Gebiete der Vereinigten Staaten gehören ohne allen Zweifel zu den wünschenswerthesten Wohnsitzen auf der Erdoberfläche. Wer aber als Auswanderer die Küsten des stillen Meeres erreicht hat, der sage seinen Freunden in Europa nicht nur leiblich sondern auch geistig Lebewohl. Auf der Ostseite Amerika's steht man mit dem Gesichte nach Europa gekehrt, auf der Westseite kehrt man Europa den Rücken, und während

die Ostseite in immer lebendigeren und näheren Verkehr mit Europa tritt, sind die Länder am stillen Meere damit beschäftigt sich mehr und mehr ihren eigenen Horizont abzuzeichnen, und innerhalb desselben einen eigenen Verkehr auszubilden. San Francisco fühlt sich in der That schon als Metropole einer selbstständigen oceanischen Welt, und sendet seine Pioniere aus um längs der oceanischen Westküste und auf den Inseln des großen Oceans Stationen und Pflanzstätten seines Einflusses und Geistes zu gründen. San Francisco ist durch die Verhältnisse gezwungen auf diese Weise seinen Wirkungskreis auszudehnen. Bei der weiten Entfernung dieser Handelsstadt von den Einkaufsplätzen, bei der großen Anziehungskraft welche ein Gold producirendes Land auf den Handel ausübt, bei der beschränkten Bevölkerung Californiens selbst, die nur einen beschränkten Waarenabsatz zuläßt, ist es unvermeidlich daß der Markt von San Francisco sich von Zeit zu Zeit überfüllt, und der Handel, unberechenbaren Zufuhren und Stockungen ausgesetzt, zum Lotteriespiele wird, so lange nicht für einen die Marktverhältnisse regulirenden Abfluß nach secundären Handelsplätzen gesorgt wird. San Francisco also muß an den Ufern des großen Oceans seine Stationen und Kolonien gründen, wenn es nicht in seiner Entwickelung stehen bleiben will. Untercalifornien, Sonora und Centralamerika hat man von hier aus erobern wollen um freie Hand für Ansiedelungen zu bekommen. Europa ist für Californien nichts als der ferne Produktionsplatz schätzbarer materieller und geistiger Güter. Selbst New-York erscheint nur in der Bedeutung eines großen Ausfuhrhafens, während man von Honolulu, von Sidney und Melbourne, von Hongkong, Schanghai und Canton, von

Japan und von Petropaulowsk, wie von Orten und Gegenden spricht welche unmittelbar in den Kreis der eigenen Interessen gehören. Der Auswanderer nach diesen fernen Regionen mag sich für sich selbst und noch mehr für seine Nachkommen ein sehr befriedigendes Leben begründen, wozu in der That die Bedingungen vorhanden sind, — er muß sich nur klar machen daß dieß von jetzt an seine Welt, daß ihr Wohl und Wehe von jetzt an sein eigenes ist, daß hier sein Gefühl für das alte Vaterland ein wesentlich anderes wird als das welches er hegen würde wenn er sich auf der atlantischen Seite des amerikanischen Continents angesiedelt hätte.

VIII.

Es bleibt mir für die Kritik einzelner Ziele der deutschen Auswanderung noch eine wichtige allgemeine Frage übrig, nämlich die der Zuträglichkeit gewisser von den Völkern der gemäßigten Zone gefürchteten Klimate. Natürlich wird kein verständiger und wohlwollender Mensch dem Auswanderer rathen, sich in Gegenden niederzulassen durch deren Klima sein und der Seinigen Leben in besonderem Grade gefährdet wird. Aber in diesem Punkte wie in vielen anderen ist die Grenzlinie zwischen Vorsicht und Feigheit oft schwer zu bestimmen, und der letzteren kommen allgemein verbreitete Vorurtheile zu Hilfe. Es unterliegt keinem Zweifel daß tropische Klimate zuerst von einer eifersüchtigen Kolonialpolitik, nachher zur Entschuldigung des Sklavenhandels und Sklavenbesitzes, systematisch verschrieen worden sind. Aber

die nämlichen Menschen welche das Klima gewisser Küsten und Handelsplätze mit abschreckenden Farben geschildert haben, trieben in eigener Person einen sehr vortheilhaften Handel dahin oder waren gar selbst dort angesiedelt; und die gleichen Leute, welche, um sich als Sklavenhalter zu rechtfertigen, die Meinung verbreitet haben ein weißer Mensch könne unter der Sonne der heißen Zone nicht arbeiten, finden gelegentlich daß ein deutscher Taglöhner die Arbeit in der Hitze so gut, zuweilen sogar noch besser aushält als ihre „Niggers.“ Am Belizeflusse, also in einer Gegend welche vom herrschenden Vorurtheil etwa der Küste von Guinea gleichgestellt wird, fand ich einen erfahrenen und sehr verständigen Deutschen als Gärtner etablirt. Dieser Mann und seine Frau, gleichfalls eine Deutsche, verrichteten Arbeiten deren Möglichkeit in jenem Klima für Menschen der weißen Race oft bestritten wird, und dennoch befanden sich Beide vollkommen wohl, rüstig und heiter, und rühmten das Klima ihres Wohnsitzes als durchaus günstig und gesund. Beide haben die ganze Geschichte der belgischen Kolonie von Santo Tomas an der Küste von Guatemala von der Gründung bis zu Ende ihrer politischen Existenz mit durchgemacht, und haben mich versichert daß das Klima nur den kleinsten Theil der Schuld an dem unglücklichen Ausgange gehabt, durch welchen dieses Unternehmen zum abschreckenden Beispiele geworden ist. Der Hauptgrund des Mißlingens hat in der Gewissenlosigkeit, dem Leichtsinn und Unverstande der Unternehmer und Direktoren gelegen, deren Sünden man nachher mit dem Klima hat zudecken wollen.

Nichts desto weniger ist der plötzliche Uebergang von der gemäßigten in die heiße Zone mit einigen Unbequemlichkeiten

und für manche Constitutionen mit Gefahr verbunden, der man nur durch vorsichtige Lebensweise, und namentlich durch eine dem deutschen Volke wenig bekannte Mäßigkeit entgehen kann. Der bloße Klimawechsel an sich, ganz abgesehen vom Besser oder Schlechter, ist für Menschen von wenig biegsamer Constitution aber festen Gewohnheiten bedenklich, weßhalb ich auch schon gesagt habe daß die Ansiedelung in tropischen Klimaten für unsere unteren Volksklassen weniger paßt als für den Auswanderer aus den gebildeteren Ständen, bei welchem ein selbstständigeres Urtheil und die Fähigkeit sich in neue Lebensweisen zu schicken, an neue Nahrungsmittel zu gewöhnen und im Genusse zu beherrschen in höherem Grade vorausgesetzt werden darf.

An und für sich sind tropische Länder für die weiße Race nicht weniger zuträglich als die der gemäßigten Zone, sie verlangen nur eine andere Lebensweise, und erfordern also mit der Acclimatisation eine vorsichtige Umänderung der Diät und anderer Gewohnheiten. Sodann glaube ich daß ganz locale Bedingungen der Ungesundheit, welche sich in den meisten Fällen vermeiden oder beseitigen lassen, in tropischen Ländern mit schärferen Unterschieden hervortreten als es in denen der gemäßigten Zone der Fall zu sein pflegt. Aber wenn ich von Nicaragua Beispiele weiß daß eine Lage dem Wechselfieber ausgesetzt ist, während eine andere tausend Schritte davon nichts von diesem Uebel zu fürchten hat, so erinnere ich mich doch auch daß es am Ufer des Züricher Sees einige Häuser gab deren Bewohner der Reihe nach dem Typhus erlagen, während die nächste Nachbarschaft gänzlich davon verschont blieb. Und weiter muß bedacht werden daß, wenn es in tropischen Ländern körperliche Leiden gibt die in

der gemäßigten Zone fehlen oder viel seltener sind, dafür auch das umgekehrte stattfindet, und daß es nicht darauf ankommt ob man am Typhus oder am gelben Fieber stirbt, sowie ich auch keinen großen Unterschied darin finde ob man von einem Wechselfieber oder von der Grippe geplagt wird.

Gewisse sumpfige Küstenstellen oder Flußufer heißer Länder sind allerdings gefährlich, und können sie auf dem Wege nach gesunderen Ländern nicht vermieden werden, so soll der Reisende sich wenigstens daselbst nicht unnöthig aufhalten. Ueber solche Punkte eine massenhafte Auswanderung zu dirigiren, wäre unsinnig. Es muß aber angeführt werden daß zu New-Orleans und an der Küste von Texas der landende Auswanderer von gefährlichen klimatischen Einwirkungen bedroht ist, und daß dennoch Tausende von Deutschen sich nicht abhalten lassen alljährlich dahin zu ziehen. An der texanischen Küste ist wahrscheinlich das Schlimmste geschehen was in dieser Hinsicht die Geschichte der deutschen Auswanderung aufzuweisen hat. Allein man gewöhnt sich allmählig an die Gefahr. Man lernt die günstige Jahreszeit und die wirksamen Vorsichtsmaßregeln kennen. Die Communications- und Beförderungsmittel verbessern sich, und das Klima verliert seine Schrecken. Die tropischen Länder aber sind reich an herrlichen Gegenden, welche den Auswanderer, nachdem er einen gefährlichen Landungsplatz passirt hat, durch ein unübertreffliches Klima zur Ansiedelung einladen. Costa-Rica, Ober-Mosquitia, Honduras und Guatemala sind darunter ganz besonders hervorzuheben. Diese Länder sind nicht nur für das Auge, sondern auch für das körperliche Wohlbefinden ein Paradies zu nennen.

Ich rathe nach allem Bisherigen dem deutschen Aus-

wanderer nicht sich gerade nach einem tropischen Lande zu begeben; ich bin aber auch weit davon entfernt ganz im Allgemeinen ihm davon abzurathen. Wenn harte und anhaltende Arbeit unter einer heißen Sonne anstrengender und erschöpfender ist als in der gemäßigten Zone, so darf nicht vergessen werden daß das tropische Klima dafür auch ungleich produktiver ist als das gemäßigte, so daß es eine ungleich geringere Summe von Arbeit verlangt. Der Plantagenbesitzer freilich welcher in kurzer Zeit ein Nabob werden oder als solcher leben will, sucht aus den Arbeitskräften seiner Sklaven herauszupressen so viel er kann. Sein Maßstab hat aber nichts zu thun mit dem Wohle deutscher Ansiedler welche den gleichen Culturzweig nach dem Systeme des kleineren Landbaues betreiben wollen. Mit Glück haben Deutsche in Texas dieß mit dem Baumwollenbaue begonnen. Es gehört dazu nichts als daß eine ganze Gegend sich auf den gleichen Culturzweig wirft. Am schwierigsten möchte es vielleicht sein den Zuckerbau auf diese Weise zu betreiben, und doch läßt sich die Einrichtung gemeinsamer Zuckerwerke denken, durch welche die kleinen Zuckerproducenten einer ganzen Gegend sich in die nämliche vortheilhafte Stellung versetzen können in der sich der größte Plantagenbesitzer befindet. Zu den für persönliche Arbeit angenehmsten Culturzweigen tropischer Länder gehört der Kaffeebau, welcher durchaus ohne alle Unannehmlichkeiten und Anstrengungen ist, so daß ein großer Theil seiner Beschäftigungen von Frauen und Kindern betrieben werden kann. Zuckerbau und Kaffeebau werden in Centralamerika mit Glück oft im kleinsten Maßstabe betrieben; denn wenn nur ganze Dörfer sich mit dem nämlichen Culturzweige beschäftigen, so daß ein hinreichendes Gesammtprodukt erzielt wird wie es

dort der Fall ist, so kommen die Aufkäufer schon von selbst, und auch kleine Quantitäten sind verkäuflich und sind in der That so gut wie baares Geld. Es ist also ein großer Irrthum wenn von Theoretikern die Erzeugung tropischer Stapelartikel oder sogenannter Kolonialwaaren immer mit Plantagenbau identificirt wird, — ein Irrthum dessen Berichtigung für die Frage der deutschen Auswanderung große Bedeutung erlangen kann. Man hat hier die Reste älterer Kolonialzustände und Kolonialansichten zu bekämpfen. Es wird aber vielleicht die Zeit kommen in welcher z. B. der Kaffeebau so gemüthlich betrieben werden wird wie in Deutschland der Anbau von Aepfeln und Birnen, und jedenfalls mit nicht halb so viel harter Arbeit als der Weinbau erfordert.

Es gibt Beurtheiler tropischer Lebensbedingungen welche die umgekehrte Seite der Frage aufgreifen. Nicht weil man in tropischen Ländern zu hart arbeiten muß — sagen diese — soll man sich nicht in solchen Ländern niederlassen, sondern weil man dort nicht genug arbeiten muß. Die Einen behaupten daß man sich dort durch Arbeit erschöpft und zu Grunde richtet, die Anderen daß man durch die allzugroße Productivität der Natur verleitet wird sich einem trägen und sinnlichen Leben zu ergeben.

Beide Urtheile gehören einem gleich engen Gesichtskreise und gleicher Gedankenlosigkeit an. Freilich hat die menschliche Cultur bis jetzt ihre höchste Entwickelungsstufe in der gemäßigten Zone erreicht; ihre Anfänge aber, — in Indien, Mesopotamien und am Nile, liegen in der heißen Zone. Stehen nun diese ersten Anfänge natürlich tiefer als was der Menschengeist später geleistet hat, so zeigt doch jene uralte Erfahrung daß der noch schwache und kindliche Mensch

zuerst einer reichen und verschwenderischen Natur bedurfte um zu geistigen Kräften zu kommen, daß er nachher sich auf einige tausend Jahre weder durch die Gunst einer solchen Natur zur Trägheit verleiten ließ noch auch die Arbeit in einer solchen Natur zu hart gefunden hat. Indien, Mesopotamien und Aegypten widerlegen obige beiden entgegengesetzten Urtheile gleichzeitig. Freilich sind diese Länder am Ende nach glänzenden Culturperioden versunken; aber auch Griechenland ist versunken, wo doch Die welche in der gemäßigten Zone die Heimath der höheren menschlichen Bildung ausschließlich erkennen, die Vereinigung aller günstigen Naturbedingungen finden. Und auch Rom ist gefallen. Die Cultur ist, indem der menschliche Geist sich neue Aufgaben gesteckt zu denen er neuer Arbeiter und einer neuen Werkstätte bedurfte, in neue Regionen übergegangen. In dem rauheren Klima des Nordens wurde der Geist veranlaßt sich in sich selbst zurückzuziehen, und, nachdem er sich selbst gefunden, als Herr und Meister wieder nach außen der Natur gegenüber zu treten. Wie dem Vorurtheile der Bewohner dieses nördlicheren Culturkreises das Klima der Tropenzone schrecklich und unwirthbar erschienen ist und zum Theile noch erscheint, so hat das Alterthum sich den Norden, — dieselben Länder in welchen sich später eine so hohe Bildung entfaltet hat, — als unwirthbar und in Finsterniß und Schrecken gehüllt gedacht, und wer weiß ob nicht phönizische Schiffer diese Vorstellungen unterhalten haben aus den nämlichen Gründen aus welchen eifersüchtige Kolonievölker der neueren Zeit ihre Concurrenten vom Besuche der reichen Länder der heißen Zone abzuschrecken gesucht. Die Cultur aber sucht sich immer neues Material, immer neue Sphären der

Wirksamkeit des Geistes, immer neue Aufgaben die von ihm gelöst werden müssen. In Amerika handelt es sich um die Bewältigung der Natur im Großen, — um die Aufhebung ungeheurer Entfernungen, um die Bemeisterung der klimatischen Verhältnisse, um die Bearbeitung der Natur mit neuen und großen Mitteln der Technik, und um die Begründung einer Cultur auf der Basis technischer Superiorität des Menschen. Von diesem Standpunkte aus muß die neueste Besitznahme der amerikanischen Tropenländer durch nordische Racen beurtheilt werden. Es handelt sich nicht darum ob die tropische Natur diesen Racen zuträglich ist, es handelt sich darum diese Natur zuträglich zu machen, diese Natur technisch zu unterwerfen, und für den deutschen Auswanderer fragt sich's ob er an diesem Geschäfte sich betheiligen und an dessen Mühe und Lohn Theil haben will.

Was dabei nicht eingebildete oder vorgebliche, sondern was wirkliche Schwierigkeiten betrifft, so finde ich es feig wenn Deutsche nicht zu thun wagen was andere nordeuropäische Völker gethan haben und noch thun. Nicht nur Spanier und Portugiesen, sondern auch Franzosen, Engländer, Holländer, Dänen und Schweden haben bekanntlich Besitzungen in der Tropenzone, und es muß unter diesen Völkern, von denen einige doch noch mehr an das Klima des Nordens gewöhnt sind als wir, Menschen geben die sich nicht davor fürchten sich in tropischen Kolonien niederzulassen. Aber noch mehr: unsere eigenen Kaufleute begeben sich nach solchen Ländern und schlagen dort ihr Domicil auf, unsere Handwerker suchen und finden dort Beschäftigung, unsere Seeleute müssen dieselben besuchen; weßhalb sollte

man vor einer eigentlichen Auswanderung dahin zurückschaudern? — Sind die Tausende deutscher Matrosen welche tropische Häfen nicht nur in Amerika sondern selbst in Afrika besuchen, nicht auch Menschen welche unsere Theilnahme verdienen? Sollten wir also den Handel mit solchen Gegenden abbrechen weil man ihr Klima gefährlich findet? Und in der That, wer die Beschäftigung des Matrosen in einem Hafen der heißen Zone mit angesehen hat, der weiß daß die Feldarbeit des Kolonisten sich auch nicht entfernt mit den gefährlichen Witterungs- und Klima-Einflüssen vergleichen läßt denen der Seemann sich dort täglich aussetzen muß.

Ich will nun die Resultate aller meiner Erörterungen über die Interessen des deutschen Auswanderers zusammenfassen. Ich sage:

1) Der deutsche Auswanderer soll nicht vergessen daß in Stärke und Beweglichkeit des Charakters, in gesunden Kräften und gesundem Urtheile die Grundbedingungen seines Erfolges in der neuen Heimath liegen, und daß er in diesen Eigenschaften im Durchschnitt eine wichtigere Ausrüstung mit sich nimmt als in bestimmten auf das europäische Leben berechneten Kenntnissen und Geschicklichkeiten.

2) Der deutsche Auswanderer muß sich der europäischen Genußsucht zu entschlagen, d. h. er muß seinen Genuß in der Thätigkeit und ihren Erfolgen, statt in der Hingebung an eine passive Gemüthlichkeit zu finden wissen. Er muß es aufgeben die Consumtion als Lebenszweck zu betrachten, und statt dessen das Bewußtsein in sich ausbilden wesentlich Producent zu sein. In der alten Welt mag er producirt haben um consumiren zu können, in der neuen muß er consumiren um produciren zu können. Mittel und Zweck also tauschen sich aus.

3) Bis jetzt findet der deutsche Auswanderer die vortheilhaftesten Verhältnisse immer noch in den Vereinigten Staaten, und der arbeitskräftige Mensch der ärmeren europäischen Classen wird die Vereinigten Staaten noch auf lange als das wünschenswertheste Ziel betrachten müssen. Der höhere gebildete Auswanderer, der Mensch mit geistigen Ansprüchen, wird hier aber nur unter der Bedingung Befriedigung finden daß er in das anglo-amerikanische Leben eingeht statt sich demselben feindlich gegenüberzustellen.

4) Der Gedanke innerhalb der Vereinigten Staaten eine selbstständige deutsch-amerikanische Existenz begründen oder unterhalten zu wollen, ist unpraktisch und zweckwidrig.

5) Nächst den Vereinigten Staaten eröffnet das südliche Brasilien dem deutschen Auswanderer das geeignetste Feld, und für eine mehr selbstständige Rolle des deutschen Elementes in der Zukunft Amerika's sind hier und in den Platastaaten vielleicht selbst weitere und bedeutungsvollere Aussichten als in den Vereinigten Staaten. Eine dahin abzielende Bewegung muß von Anfang an das große Gebiet des Platastromes für weitere Entwickelung und Ausbreitung im Auge haben.

6) Eine massenhafte deutsche Auswanderung nach andern Ländern wäre mehr eine unnütze Zersplitterung als ein zweckmäßiges Verfahren, so lange sich nicht für eins oder das andere dieser Ziele ein jetzt noch nicht deutlich erkennbarer Beweggrund herausstellt.

7) Der deutsche Auswanderer soll sich nicht nach Ländern wenden welche noch in Kolonialabhängigkeit sind.

8) Der deutsche Auswanderer, endlich, soll in Muth und Unternehmungsgeist nicht hinter den Völkern zurück-

bleiben welche Kolonien gegründet haben. Er hat den Vortheil daß Andere ihm vorausgegangen sind. Es wäre schimpflich wenn wir nicht einmal zu folgen wagten. Und so soll der deutsche Auswanderer sich auch nicht durch ängstliche Rücksichten auf ein ungewohntes Klima bestimmen lassen, auf irgend einen wünschenswerthen Wohnsitz welcher ihm auf der Erde offen steht Verzicht zu leisten.

IX.

Bei der Frage nach den Vortheilen oder Nachtheilen der Auswanderung für das Vaterland der Auswanderer handelt es sich zunächst um die unmittelbar fühlbaren Folgen des Ausscheidens einer mehr oder minder beträchtlichen Zahl von Individuen deren Anwesenheit für die Zurückbleibenden nicht ganz gleichgiltig war. Man hält es natürlich für vortheilhaft von arbeitslosen, nothleidenden und lästigen Proletariern befreit zu werden; aber man beklagt den Abzug von Arbeitskräften für die man Beschäftigung hätte, und von Capital welches vermögende Auswanderer mit sich nehmen. Man hält es für ein Glück wenn unmoralische, unruhige, unzufriedene und politisch gefährliche Menschen über das Meer gehen und nicht wieder kommen; aber man würde es beklagen auf die nämliche Weise wesentliche Stützen der gesellschaftlichen Ordnung zu verlieren wenn ein Fall dieser Art so leicht vorkäme.

Ein solches Urtheil haftet freilich nur an der Oberfläche der Erscheinung, deren innere Bedeutung nicht so einfach ist.

Wenn in einem Volke die nationalen Interessen vernachlässigt und in Mißverhältnisse gerathen sind, oder wenn gar das gesammte Nationalleben im Sinken begriffen ist, werden die Uebel denen die Auswanderung nothleidender oder lästiger Elemente der Gesellschaft momentan abhelfen mag, sich immer neu erzeugen, und es kann Umstände geben unter denen sich durch die Entfernung der Krankheitsprodukte der Krankheitsproceß nur verstärkt und beschleunigt. Jedenfalls verblendet man sich indem man der Folgen fehlerhafter Zustände der Gesellschaft los wird, über die Ursachen, und der Schaden kann damit größer werden als der Nutzen.

Wäre es nicht von den Nationalökonomen längst klar gemacht worden daß Uebervölkerung und Arbeitsmangel nur relative Zustände sind, — daß die erste nur im Verhältnisse zu einer zurückgebliebenen Produktion und der letzte nur im Verhältnisse zu einem zurückgebliebenen Handel besteht, — wäre dieß nicht in unserer Zeit klar, es könnte freilich in der Auswanderung das radicale Heilmittel für sociale und politische Uebel gefunden werden. Und außer dem Kindermorde oder der gewaltsamen Beschränkung der Fortpflanzung wäre sie zugleich das einzige, man müßte sich denn auf Krieg und Pestilenz verlassen. Alles dieß bewegt sich aber in einer Sphäre unrichtiger Vorstellungen. Uns erscheint nicht das Zuviel der Menschen, sondern das Zuwenig der Produktion und Circulation der Mittel des Lebens als das Uebel. Sucht man diesem einseitig durch Entfernung von Menschen abzuhelfen, so ist nicht die geringste Sicherheit enthalten daß damit nicht die Produktion noch mehr sinkt und der Verkehr noch mehr stagnirt, und sollte dieß eintreten, so müßte das eine zeitweilige Erleichterung schaffende Mittel immer

neu wiederholt werden, weil das Uebel sich immer neu producirte. Anstatt ihre Kräfte zu verstärkter schaffender Thätigkeit und gewinnreichem Handel zusammenzunehmen, würde die Gesellschaft auf diesem Wege einem fortschreitenden Schwächungsprocesse verfallen, dessen Ende der gänzliche nationale Verfall sein müßte. Kann sich dagegen die Gesellschaft ermannen den umgekehrten Weg einzuschlagen, den nämlich, im gleichen Schritte mit der zunehmenden Bevölkerung ihre Industrie und ihren Handel zu steigern, so heilt sie ihre Uebel durch einen fortschreitenden Stärkungsproceß, welcher zu Reichthum und Macht führen muß.

Um diese Seite der Sache vollständig anzudeuten, darf nicht vergessen werden daß es nicht bloß eine ökonomische Uebervölkerung und einen ökonomischen Arbeitsmangel gibt. Es gibt auch eine Production und einen Verkehr und Austausch sittlich-gesellschaftlicher Kräfte, es gibt auch eine politische Uebervölkerung und einen politischen Arbeitsmangel — einen politischen Hunger und ein Bedürfniß politischer Beschäftigung, welche ebenfalls befriedigt sein wollen wenn die Gesellschaft sich wohl befinden soll. Auch für diese Uebel ist die Auswanderung als Heilmittel empfohlen worden, und ohne allen Zweifel hat auch die deutsche Auswanderung mindestens ebensoviele politische oder sittlich-gesellschaftliche wie ökonomische Beweggründe. Auch in dieser Sphäre aber könnte ein Volk in Gefahr kommen das Heilmittel in einem steigenden Schwächungsprocesse zu suchen, statt sich einem zu Macht und Ehre führenden Stärkungsprocesse anzuvertrauen, indem es in der Entwickelung eines nach innen und außen gerichteten productiven politischen Lebens gleichen Schritt mit den steigenden Bedürfnissen und Kräften zu halten bemüht ist.

Soweit möchte es fast scheinen als wollte ich die Auswanderung vom nationalen Standpunkte für nachtheilig erklären, wovon nur ein Schritt weiter dahin führen würde sie gewaltsam zu verhindern. Von nichts indessen kann ich weiter entfernt sein als von einer solchen Meinung. Die gewaltsame Verhinderung, ganz abgesehen von ihrer Tyrannei, würde die Uebel in noch höherem Grade vermehren als im schlimmsten Falle die Auswanderung sie vermehren könnte. Gegen diese kann sich der Staat in seinem eigenen Interesse nicht anders verhalten als daß er sie gewähren läßt. Indem in der speciellen Beziehung auf die unmittelbare Wirkung des Ausscheidens von Volksgliedern behauptet wird, daß es ein verhängnißvolles System für eine Nation sein würde sich für die Erleichterung innerer Beschwerden auf die Auswanderung zu verlassen, soll keineswegs verkannt werden daß die momentane Erleichterung durch diesen Vorgang zu einem Vortheile von bleibender Wirkung werden kann, sofern man Raum, Zeit und Ruhe benutzt die Heilung an der Wurzel des Uebels zu unternehmen. Es kommt dabei ein wichtiger praktisch-culturhistorischer Satz in Betracht, nämlich der, daß *die* Menschen welche aus fehlerhaften gesellschaftlichen Zuständen hervorgehen, so stark und gewaltsam gerad in ihnen sowohl passiv wie activ das Verbesserungsbedürfniß hervortreten mag, in der Regel doch am wenigsten geeignet sind *selbst* zur Verbesserung dieser Zustände beizutragen, vielmehr als Hinderniß der Verbesserung im Wege stehen. Man könnte diese Art von Menschen, — Menschen, welche durch die Geschichte der Nation gezwungen sind mit dieser Geschichte zu brechen, die natürlichen Ableger eines Volkes, seine normale Emigration nennen. Diese also sollten unter allen

Umständen ausscheiden, und sie gerade sind es welche durch ihren Abgang Raum, Zeit und Ruhe zu eben den Verbesserungen schaffen müssen, die sie fordern oder als nothwendig darthun, jedoch nicht bewirken können. Kein Mißgriff könnte größer sein als diese Elemente an der Auswanderung zu hindern, und höchstens der Mißgriff sie dazu zu zwingen, könnte eine gleich verkehrte Maßregel sein. Wenn aber damit gesagt wird, daß diese Elemente dem Vaterlande nützen indem sie es verlassen, so soll dieß nicht bedeuten daß ihre Kräfte dem Vaterlande verloren gehen sollen. Und hiermit komme ich auf die zweite Seite der Frage, nämlich die, welche Vortheile oder Nachtheile dem Vaterlande der Auswanderer dadurch erwachsen daß diese sich auswärts etabliren und auf jenes zurückwirken.

Nachtheile können dabei wohl nur ausnahmsweise stattfinden. Nicht ohne Gefahr freilich ist es wenn die Auswanderung aus einer eroberten und beherrschten Provinz sich den Feinden des politischen Ganzen zuschlägt dem die Provinz angehört. So machen die amerikanisirten Irländer dasjenige Element in der Bevölkerung der Union aus, in welchem die feindschaftliche Gesinnung gegen England ihre hauptsächlichste Nahrung findet, und dieser irisch-amerikanische Haß gegen England wird vielleicht noch einmal nach hundert Jahren seine Befriedigung suchen. Wenn gewisse Elemente der österreichischen Bevölkerung nach Rußland auswanderten, würde sich ein ähnliches Verhältniß wiederholen. Gegen keinen Staat des europäischen Continentes steht aber die nordamerikanische Union im Verhältnisse einer historisch bedingten Feindschaft oder auch nur Rivalität. Mit Spanien können die Vereinigten Staaten

höchstens vorübergehende Händel haben. Frankreich müßte die Ursache dazu absichtlich erst selbst suchen, und Deutschland verhält sich politisch geradezu indifferent zur angloamerikanischen Föderation wie zu den übrigen Gliedern des amerikanischen Staatensystemes. Man hat freilich den principiellen Gegensatz zwischen dem Republikanismus Amerika's und dem Monarchismus Europa's hervorgehoben, und ich weiß daß es Menschen gibt welche es mehr als bedenklich finden daß monarchische Staaten durch ihre Auswanderung auswärts ein republikanisches Staatensystem sollen groß ziehen helfen. Die hierin ausgesprochene Besorgniß geht aber in der That aus einer oberflächlichen Ansicht von der Weltgeschichte hervor. Die Vereinigten Staaten sind so weit davon entfernt ihre politischen Freundschaften und Feindschaften nach abstracten Principien einzurichten, daß wir sie viel leichter einmal im Bunde mit Rußland als im Principienkriege gegen das monarchische Europa erblicken können. Man weiß in den Vereinigten Staaten so gut wie in Europa, daß Staatsformen nichts sind als der Ausdruck tieferer und allgemeinerer Culturverhältnisse deren Entwickelungsphasen sie von selbst folgen, und daß in ihrer Entwickelung Europa und Amerika sich auf zu verschiedenen Bahnen befinden als daß sie auf einem Punkte zusammentreffen könnten.

Die möglichen nachtheiligen Rückwirkungen welche die Auswanderung von Außen auf das Vaterland üben könnte, bedürfen nach diesen wenigen Bemerkungen wohl keiner weiteren Erörterung. Ist Jemand in dieser Beziehung mit den Resultaten der deutschen Auswanderung unzufrieden, so kann also wohl nur die Rede von geschmälerten oder

entgangenen Vortheilen sein. Damit aber komme ich gerad auf den praktisch wichtigsten Punkt.

Welche Vortheile hätte man ein Recht zu erwarten? — Durch welche Umstände werden dieselben geschmälert? Was läßt sich thun, um sich ihrer in höherem Grade zu versichern? — Dieß sind die drei Fragen welche zur Aufklärung dieser Seite der Sache beantwortet werden müssen.

Die Vortheile, welche ein Land aus der auswärtigen Ansiedelung seiner Auswanderer ziehen kann, sind theils ökonomische, theils politische. Beide können sich gegenseitig verstärken oder widerstreiten. Trägt die Auswanderung zur Entwickelung der Schiffahrt und Seemacht des Vaterlandes bei, so befördert sie Wohlstand und politische Macht zugleich; thut sie dieß aber nur indem sie das Vaterland der Auswanderer zum Mutterlande einer politisch lästigen Kolonie macht, so können ökonomische und politische Vortheile in Conflict kommen.

Die ökonomischen Vortheile der auswärtigen Ansiedelung von Landeskindern bestehen in dem befördernden Einflusse auf Industerie, Handel und Schiffahrt des Vaterlandes. In irgend einem Grade muß dieser Einfluß immer bestehen. Die Auswanderer müssen sich ausrüsten, sie müssen transportirt werden, sie nehmen Producte der vaterländischen Industrie mit sich welche von ihnen in andere Hände übergehen, sie beziehen davon später noch, sei es auch noch so wenig, nach ihrer neuen Heimat, sie führen, wenn es irgend möglich ist, den Geschmack für die Erzeugnisse ihres Vaterlandes in ihrer Umgebung ein. Sei man in dieser national-ökonomischen Hinsicht mit den Folgen der deutschen Auswanderung noch so sehr unzufrieden, so wird doch Niemand behaupten

daß die deutsche Waarenausfuhr und die deutsche Rhederei bei der deutschen Auswanderung nicht interessirt seien. Roscher hat gezeigt daß die Zunahme der deutschen Waarenausfuhr nach den Vereinigten Staaten, mit der entsprechenden Bewegung des französischen und englischen Handels verglichen, nicht in Proportion mit der Zunahme der deutschen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten steht. Aber damit ist nicht gesagt daß ohne die deutsche Auswanderung überhaupt ein nennenswerther Handel mit der nordamerikanischen Union bestehen würde, oder daß nicht doch selbst jene wenig befriedigende Zunahme hauptsächlich der Auswanderung zuzuschreiben sei, sowie auch damit nicht gesagt ist welcher Theil der deutschen Waarenausfuhr nach England und Frankreich der deutschen Auswanderung nach Amerika gutzuschreiben ist. Wird doch z. B. ein sehr großer Theil der Stickereien welche als schweizer Waaren nach Amerika gehen und dort einen so außerordentlichen Absatz haben, für schweizer Häuser auf der deutschen Seite des Bodensees producirt. Gerade die werthvolleren deutschen Waaren müssen in den Vereinigten Staaten am meisten eine fremde Nationalfirma annehmen um den Glauben an ihre Güte hervorzubringen, da weder deutsche Eleganz noch deutsche Solidität und Zweckmäßigkeit da drüben gerade sprichwörtlich sind, weßhalb es auch in den Vereinigten Staaten kaum einen deutschen Schuhmacher oder Schneider gibt der nicht „from Paris“ wäre, dagegen keiner auf sein Schild setzen wird: „from Germany.“

Wenn es aber auch schwer zu beweisen sein möchte daß deutsche Industrie, deutsche Schiffahrt und deutscher Handel nicht aus der deutschen Auswanderung Vortheil gezogen

haben, und fortdauernd wahrscheinlich auch in steigender Proportion Vortheil ziehen, so ist es auf der andern Seite unbestreitbar daß dieser Vortheil nur einen sehr kleinen Theil des Gewinnes ausmacht welchen Deutschland in national-ökonomischer Beziehung aus seinem großen Menschenbeitrage zur Bevölkerung außereuropäischer Länder, namentlich der Vereinigten Staaten, zu ziehen mit Recht erwarten dürfte. In diesem gemilderten Sinne ist es wohl zu verstehen wenn Roscher sagt: „Unsere Auswanderer gehen dem Vaterlande mit allem was sie haben und sind verloren; sie werden Lieferanten fremder Völker, oft genug unserer Nebenbuhler und Feinde," — oder wenn er die spöttische Aeußerung von Say anführt, welcher die deutsche Auswanderung mit der jährlichen Aussendung eines wohlgerüsteten Heeres von mehr als hunderttausend Mann vergleicht, das sowie es die Grenzen überschritten hat davonläuft, — ein Bild dessen Spitze schärfer wäre als sie ist, wenn das national-ökonomische Verhältniß der Völker wirklich ein Krieg wäre.

Die politischen Vortheile welche das Vaterland von der auswärtigen Ansiedelung seiner Kinder erwarten kann, sind weniger klar und weniger untersucht worden als die national-ökonomischen. Die Erwerbung von auswärtigen Territorien und der Besitz von Kolonien müssen an sich nicht nothwendig ein politischer Gewinn sein, und selbst insofern ein solcher durch die national-ökonomischen Vortheile vermittelt würde, wäre er an sich zweideutig. Eine Art von politischer Rückwirkung aber muß eine starke Auswanderung immer haben, nämlich die auf den Volkscharakter, der dadurch nothwendiger Weise gekräftigt, mit praktischen Eigenschaften ausgestattet, muthiger, unternehmender, wehrhafter,

stolzer gemacht wird, kurz die Eigenschaften erhält, welche einer Nation unentbehrlich sind wenn sie in der Weltgeschichte eine politische Stellung einnehmen will. Einer solchen Einwirkung bedarf die deutsche Nation in hohem Grade. Jene Innerlichkeit des Lebens welche wir Gemüth nennen, ist nicht der Geist welcher politische Gestaltungen, politische Geltung, politischen Einfluß auf die Culturgeschichte schafft. Der politische Geist ist vielmehr das was wir im praktisch-sittlichen Sinne des Wortes Charakter nennen. Charakter, sagt Hegel, ist das Gegentheil des Gemüthes. Der Charakter entwickelt sich aber an der Außenwelt, sowie er auch der auf die Außenwelt gerichtete Geist ist. Wer aber irgend einen Grad von Weltkenntniß besitzt, — wer die Geistesrichtungen der Hauptvölker unserer Zeit unter ihnen selbst kennen gelernt und mit einander verglichen hat, — dem muß es klar sein daß das deutsche Volk an einer großen Disharmonie zwischen den nach innen und den nach außen gehenden Lebensrichtungen leidet. Mögen immer andere Völker eine ähnliche Disharmonie nach der entgegengesetzten Seite zeigen, — mögen andere zu äußerlich sein während wir zu innerlich sind, — es macht unsern Zustand nicht besser. Um den Fehler Anderer zu vermeiden, müssen wir nicht in dem umgekehrten verharren. Dieß ist aber das Geringste was sich sagen läßt; denn in den Fehlern der Anderen finden diese die Quelle ihrer Macht, in unserem Fehler können wir nur die Ursache unserer Schwäche finden. Es kann in der Welt gar keine vortheilhaftere Lage geben als die, in welcher sich der gemüthlose Charakter gegen das charakterlose Gemüth befindet. Sagt man hierauf: „Wohlan, es sei so! lassen wir Anderen den weltlichen Vortheil, die

politische Macht. Seien wir zufrieden mit den Werken des Geistes die wir hervorgebracht haben, und mit dem Lohne den das Gemüth in sich selbst findet" — — so sei man auch consequent und sage weiter: „unser Reich ist nicht von dieser Welt." — Dann klage man aber auch nicht daß Deutschland politisch eine so wenig befriedigende Rolle spielt. Dann bedaure man nicht daß Deutschland keine Kolonien hat in denen unsere Auswanderung vortheilhafter verwendet werden könnte als indem sie fremden Kolonien und Staaten zuströmt. Mit Gemüth macht man und hört man Musik, schreibt man und liest man Gedichte, mit Gemüth plaudert man mit seinen Freunden, mit Gemüth geht man spazieren, — mit Gemüth treibt man aber keine Politik, mit Gemüth gründet man keine Kolonien. Wenn daher erst in den letzten Tagen eine Berliner Zeitung darauf aufmerksam gemacht hat daß der Auswanderer in der Fremde unfehlbar an seinem Gemüthe Schaden leide, so sage ich daß ich darin den hauptsächlichsten politischen Gewinn der Auswanderung für Deutschland erkenne; denn ohne allen Zweifel muß das Beispiel eines charaktervolleren, mehr dramatischen Lebens, welchem der Auswanderer sich anvertraut, auf den Geist der Zurückbleibenden einwirken, und ihnen den Geschmack an der lyrischen Seelenstimmung verleiden, die das Unglück des deutschen Volkes ist.

Es ist ein Unglück für ein Volk wie eine Qual für ein Individuum immer auf sich selbst zurückgewiesen zu sein. Der Mangel eines den Kräften und Bedürfnissen entsprechenden Verkehres mit der Außenwelt hat für Nationen wie für Individuen eine unfruchtbare Beschäftigung mit sich selbst zur Folge, welche zu einer Krankheit des Geistes führen müßte wenn sie nicht schon selbst eine wäre. Diese Beschäftigung

mit sich selbst wird um so auffallender und närrischer, je größer die Disharmonie zwischen den nach innen und nach außen gehendenden Lebensrichtungen ist. Welches Volk hat wie das deutsche das Beiwort immer im Munde welches seinen eigenen Charakter bezeichnet? „Deutsche Kraft,“ „deutsche Treue,“ „deutsche Liebe,“ „deutscher Gesang,“ „deutscher Wein,“ „deutsche Tiefe,“ „deutscher Ernst,“ „deutsche Gründlichkeit,“ „deutscher Fleiß,“ „deutsche Frauen,“ „deutsche Jungfrauen,“ „deutsche Männer,“ — — welches Volk braucht solche Bezeichnungen außer das deutsche? — Aber noch mehr, auf Zeitschriften und Büchern die in Deutschland in deutscher Sprache mit deutschen Lettern gedruckt werden, erscheint nicht selten noch das „deutsch“ besonders in den Titel aufgenommen, und man kennt eine „deutsche Vierteljahrschrift,“ „deutsche Monatshefte,“ „deutsche Jahrbücher,“ eine „deutsche Zeitung,“ ꝛc. Der Deutsche verlangt von sich ganz extra daß er „deutsch“ sein soll, als ob es ihm freistünde aus seiner Haut zu fahren, — gerad wie er von seinen Männern extra verlangt „männlich,“ von seinen Weibern „weiblich,“ von seinen Kindern „kindlich,“ von seinen Jungfrauen „jungfräulich“ zu sein. Der deutsche Geist steht gewissermaßen immer vor dem Spiegel und betrachtet sich selbst, und hat er sich hundert Mal besehen und von seinen Vollkommenheiten überzeugt, so treibt ihn ein geheimer Zweifel, in welchem das innerste Geheimniß der Eitelkeit beruht, abermals davor. — Was ist dieß alles anders als die Selbstquälerei eines Hypochonders dem es an Bewegung fehlt, und dem nur durch Bewegung zu helfen ist? — Das Maß dieser Bewegung muß sich nach den Kräften richten welche der Patient zu verarbeiten hat, und diese sind

bei dem deutschen Volke so groß, daß es keine Kleinigkeit ist selbst unter günstigen Bedingungen dafür den Spielraum zu finden. Aus dem deutschen Volke wird in politischer Beziehung entweder niemals viel werden oder noch sehr viel, weil das Maß seiner Kräfte ein sehr großes ist, und es nur darauf ankommen kann wie sie verwendet werden. Dazu gibt nun unsere bisherige Auswanderung eine zwar sehr ungenügende, immer aber schätzenswerthe Vorschule ab. Sie ist der Nation gewissermaßen ein Surrogat der auswärtigen Politik.

Zu einer wahren Befriedigung des Bedürfnisses gehörten freilich ganz andere Gelegenheiten und Bedingungen der Kraftäußerung und Rückwirkung. Um eine vollzählige culturhistorische Stellung einzunehmen, muß eine Nation einen Raum außer sich gefunden haben in welchem sie ihren Geist und ihre Kraft als maßgebend geltend gemacht hat oder noch macht. Der weichliche Liberalismus unserer Zeit, mit den abstracten Lehren hinter denen sich seine Schwäche verbirgt, mag vor diesem Gedanken erschrecken; denn er heißt nichts Anderes als daß Eroberung und Herrschaft über Andere zu den nothwendigen Lebensbedingungen einer Nation ersten Ranges, und zu den unvermeidlichen Consequenzen der Culturgeschichte gehören. Mit der Verdammung solcher Grundsätze wird aber der Entwickelungsgang der Weltgeschichte nicht geändert, welcher die große Thatsache aufweist daß einige wenige Völker die Träger des activen Principes der Weltgeschichte sind, und daß die übrige Welt sich zu ihnen passiv verhält und von ihnen die bestimmenden Gedanken und den bestimmenden Willen erwartet. Für uns ist es die Frage ob die deutsche Nation zu diesen Nationen ersten

Ranges gehört oder nicht. Daß sie dazu gehört hat, steht außer Zweifel. Daß aber ihre Herrschaft sich nie über Europa hinaus ausgedehnt, ist dabei für die Gegenwart und Zukunft ein Uebel von großer Bedeutung. Das Verhältniß von herrschenden und beherrschten Nationen fängt an in Europa seine Wichtigkeit zu verlieren. Die Bildung hat sich allmählig in diesem Welttheile zu einem hohen Grade von Gleichförmigkeit ausgebreitet. Die Erleichterung der Communication hat alle Theile Europa's mit einander in die nächste Berührung gebracht, und nationale Vorurtheile, Gegensätze der Sprachen und Sitten gleichen sich täglich mehr aus. Die Anordnung des europäischen Staatensystems kann sich nicht mehr auf Motive der Herrschaft und des Beherrschtwerdens innerhalb der europäischen Sphäre gründen, sondern ist den Bedingungen eines politischen Gleichgewichtes der Welt unterthan. In diesem größeren politischen Ganzen, welches die active Menschheit umfaßt und in welchem die Vereinigten Staaten, Westeuropa und Rußland die Hauptglieder sind, steht der einzelne europäische Staat, soweit seine Souveränetät auf Europa beschränkt ist, nur als secundäre Macht da, so daß eine bloß europäische Macht nicht eine Macht ersten Ranges sein kann. Es wird die Zeit kommen in welcher die Staaten der civilisirten Welt sich nur über die Rolle streiten werden die ihnen in der Beherrschung, Cultivirung und Bevormundung der übrigen Welt zufällt, und für die deutsche Nation wünschte ich daß sie dann nicht bloß die Schulmeister lieferte welche von andern Nationen angestellt, besoldet und gemaßregelt werden.

Auch in diesen höchsten culturhistorischen Beziehungen stellt sich also die deutsche Auswanderung als ein bloßes

Surrogat für eine nicht existirende auswärtige Politik dar. Wenn aber zur wirklichen Hervorbringung dieser letzteren wichtige Entwickelungen des inneren deutschen Lebens vorausgesetzt werden müssen, so muß für jetzt, bei aller Unzulänglichkeit des Resultates der Auswanderung, doch eingestanden werden daß sie durch ihren Einfluß auf den Volkscharakter die Nation auf solche Entwickelungen hinlenken hilft und sie darauf vorbereitet.

In allen Beziehungen aber, den national-ökonomischen wie den politischen, entspricht die deutsche Auswanderung auch nicht entfernt den Erwartungen welche Deutschland von den vortheilhaften Rückwirkungen eines solchen Menschenbeitrages zur Bevölkerung und Cultivirung außereuropäischer Länder unter anderen Verhältnissen hegen dürfte. Die deutsche Nation sendet eine Menschenmenge aus welche hinreichend ist der nordamerikanischen Union in jedem Jahre einen neuen Staat hinzuzufügen, — sie sendet eine Menschenmenge aus welche hinreichend wäre in zehn Jahren Central-Amerika in ein deutsches Land zu verwandeln. Von den national-ökonomischen und politischen Folgen die ein solches Resultat nach sich ziehen würde, ist natürlich unter gegenwärtigen Umständen kaum ein Schatten zu spüren. Wirft man also die Frage auf, wodurch Deutschland um einen so großen Theil der ihm aus seiner Auswanderung eigentlich zukommenden Vortheile betrogen wird, so ist die Antwort einfach: Dadurch daß die deutsche Auswanderung, anstatt sich an passendem Orte zu eignen Kolonien zu sammeln, sich unter anderen Bevölkerungen zerstreut.

X.

Wenn die sich unter fremden Nationen zerstreuenden deutschen Auswanderer nach Roscher's starkem Ausdrucke für Deutschland verloren gehen, so läßt sich der Grund des Nachtheiles nicht darin finden daß die Länder in welchen sie sich niederlassen für Deutschland fremde sind. Sollten sich die Nachtheile nur durch Gründung eigner, von irgend einem deutschen Staate oder gar vom deutschen Bunde beherrschter deutscher Kolonien beseitigen lassen, so wäre das Uebel allerdings hoffnungslos. Aber es handelt sich zunächst nur um den Unterschied zwischen einer zerstreuten und einer gesammelten Ansiedelung deutscher Auswanderer. Auch für England sind die Vereinigten Staaten gegenwärtig ein fremdes Territorium, und der Handel mit denselben ist für England so gut ein auswärtiger Handel wie für Deutschland. Dennoch weiß Jedermann daß dieser Handel für England in außerordentlichem Grade gewinnbringend ist und sich in fortdauerndem Wachsthume befindet. Jedermann weiß daß nationalökonomisch England durch die Lostrennung der Vereinigten Staaten in außerordentlichem Maße gewonnen hat; denn Niemand setzt voraus daß die englischen Kolonien aus denen die Vereinigten Staaten entstanden sind, ohne ihre Lostrennung sich auch nur entfernt zu der merkantilischen Bedeutung hätten erheben können die sie jetzt haben. Keinem Menschen wird es darum auch in England einfallen von den nach der Union ziehenden britischen Auswanderern zu sagen sie seien für England verloren. Es ist sehr wahrscheinlich daß ein nach den Vereinigten Staaten auswandernder Engländer England mehr nützt, als wenn er nach Canada ginge,

und selbst jene England hassenden Irländer von denen ich an einer früheren Stelle gesprochen habe, gehören doch zu Englands besten Kunden, da es in der Welt keinen verwüsterischeren Consumenten gibt als den aus der Armuth zu Wohlstand gekommenen Irländer. Man kann nun sagen: freilich sind die Vereinigten Staaten jetzt nicht mehr eine britische Kolonie, aber sie sind eine gewesen. Ihre Hauptbevölkerung ist durch das engste historische Band an England geknüpft, und dieses Band ist nach der Trennung des politischen immer noch stark genug gewesen dem englischen Handel die Herrschaft zu sichern. Hierin ist unstreitig etwas Wahres; aber wenn dieß die Sache ganz erklärte, wie käme es daß auch der französische Handel mit den Vereinigten Staaten sich einer so außerordentlichen Blüthe und eines großen Wachsthumes erfreut? In den zwölf Jahren von 1840/1 bis 1852/3 hat die französische Waareneinfuhr nach den Vereinigten Staaten, ohne alle französische Auswanderung dahin, um ungefähr ebenso viel zugenommen, wie die deutsche mit aller deutschen Auswanderung, und die englische um mehr als das Siebenfache. Wie kommt Frankreich dazu Deutschland aus dem Felde zu schlagen, wenn man das historische Band mit England für den britischen Handel als Erklärungsgrund annimmt? Der ehemalige Besitz von Louisiana erklärt die Sache nicht, soviel auch in New-Orleans noch speciell französischer Geschmack übrig sein mag. Louisiana wird in jedem Jahre mehr angloamerikanisch, und es kommt dort die Inferiorität der francoamerikanischen gegen die angloamerikanische Bevölkerung immer deutlicher zum Vorschein. Das deutschamerikanische Element der Vereinigten Staaten kann dem angloamerikanischen mit ganz anderen Prätensionen

eigner Kraft und Lebensfähigkeit gegenübertreten als das francoamerikanische, und dennoch steht der französische Handel mit der Union hoch über dem deutschen.

So wenig in einem noch fortdauernden wie in einem ehemaligen Besitze des Landes als Kolonie liegt also die wesentlichste Bedingung eines blühenden Handels mit den Vereinigten Staaten. Und was könnte die aus Deutschland stammende Bevölkerung der Vereinigten Staaten hindern die „Kunden und Lieferanten“ Deutschlands zu sein, wenn sie darin irgend eine wesentliche, sei es ökonomische, sei es technische, sei es ästhetische Befriedigung fände? Weßhalb also werden die deutschen Auswanderer in den Vereinigten Staaten zu „Kunden und Lieferanten“ fremder Völker, die doch mit ihrer Industrie dort ganz auf neutralem Boden mit der deutschen concurriren? —

Vielleicht bedarf die Lösung dieser Frage einer detaillirteren Sachkenntniß als die welche ich besitze. Ich sehe nur daß competente Beurtheiler die Thatsache constatiren und beklagen, ich erkenne daß sie für Deutschland nachtheilig ist, und aus meiner Kenntniß des amerikanischen Lebens bilde ich mir ein allgemeines Urtheil.

Nach diesem ist die Zerstreuung der Deutschamerikaner unter den Angloamerikanern allerdings einer der Gründe der nachtheiligen Erscheinung, keineswegs aber der erste und hauptsächlichste. Dieser liegt vielmehr in einer zwar sich vermindernden, immer aber noch vorhandenen Unzulänglichkeit der deutschen Industrie selbst, auf dem dortigen Markte mit ihren beiden mächtigeren Rivalinnen den Kampf zu bestehen, und die Zerstreuung der deutschen Auswanderung wirkt hierbei nur in so fern mit, als diese, wenn sie sich in

deutsche Kolonien gesammelt, keine Gelegenheit oder Veranlassung gefunden hätte sich in ähnlichem Maße solcher fremden Waaren zu bedienen welche vollkommner sind als die deutschen. In einer vom Mutterlande abhängigen Kolonie würde die Kolonialpolitik der Heimat sie daran gewaltsam gehindert haben; in einer unabhängigen aber wesentlich deutschen, d. h. in einem außereuropäischen deutschen Staate, würde sie wenigstens nicht durch angloamerikanische Maßstäbe zu der Ungenügsamkeit verleitet werden, durch die sie jetzt getrieben wird englische und französische Waaren den deutschen vorzuziehen. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten kaufen englische und französische Waaren aus dem nämlichen Grunde, aus welchem in Deutschland Die welche dazu die Mittel und den guten Geschmack haben dasselbe thun. Der Unterschied zwischen Deutschland und Amerika ist dabei nur der, daß in ersterem Lande der Mehrzahl dazu die Mittel fehlen, und daß diese in ihrer Zufriedenheit mit dem Geringeren nicht gestört wird, während die Mehrzahl in Amerika dazu die Mittel besitzt, und sich durch angloamerikanisches Beispiel unglaublich schnell daran gewöhnt nur mit dem Besten und Schönsten zufrieden zu sein. Es ist bekannt daß deutsche Producenten sich über die extravaganten Anforderungen des amerikanischen Marktes beklagen. Die höchsten Classen der europäischen Gesellschaft freilich treiben einen Luxus in Toilette, Equipagen, Dienerschaft, Küche und Keller, von der man in Amerika glücklicher Weise noch wenige Beispiele hat, aber die mittleren Ansprüche des durchschnittlichen Lebens einer Nation sind es, welche den Handel weit mehr bedingen als jener exclusive Luxus einer immer nur kleinen Minderheit, und diese mittleren Ansprüche sind es welche zum Ruhme

der Vereinigten Staaten in ihnen hoch über das europäische Niveau gesteigert sind. Wenn nun die Deutschamerikaner in diesen gesteigerten Ansprüchen dem angloamerikanischen Geschmacke folgen, so würde der deutsche Handel offenbar gewonnen haben, hätten die nämlichen Auswanderer welche nach den Vereinigten Staaten gingen und hier zu solcher Ungenügsamkeit „entdeutscht“ wurden, sich in einer deutschen Kolonie gesammelt, also sich nicht dem Einflusse angloamerikanischer Maßstäbe ausgesetzt.

Man kann aber sagen daß die Zerstreuung der deutschen Auswanderung für die deutsche Industrie auch ihren Vortheil gehabt hat, wenn derselbe auch hoffentlich nur einer vorübergehenden Nothwendigkeit entspricht, ich meine den Vortheil zur Erziehung der deutschen Industrie beizutragen, indem sie dieselbe nöthigen hilft den höheren Anforderungen des amerikanischen Marktes zu genügen. Eine deutsche Kolonie welche auch mit dem Geringeren zufrieden gewesen wäre, hätte diese Wirkung nicht ausüben können. Auch die Auswanderer haben gewonnen, denn sie sind durch das angloamerikanische Leben an einen höheren Maßstab gewöhnt, auf eine höhere sociale Stufe gehoben worden. Der Maßstab aber welchen ein Volk von Anbeginn an sein äußeres Leben anlegt, entscheidet mit über seine Zukunft, auch über die geistige. Denn der Mensch cultivirt sich von außen herein. Die Art von Luxus welcher in Europa, und vielleicht nirgends mehr als in Deutschland allgemein ist, der Luxus des Genusses, bezeichnet allerdings ganz das Gegentheil einer großen Zukunft; aber dieser Luxus ist nicht amerikanisch. Die Amerikaner sind keine Schlämmer und keine Vergnügungsjäger; aber sie haben das Bewußtsein daß der Bürger eines wahren politischen Gemeinwesens

kein bloßer Privatmann ist sondern etwas zu repräsentiren hat, und daß das amerikanische Leben nach der Entwickelungsstufe zwar niedriger, nach dem Ausgangspunkte aber höher steht als das europäische, indem es mit einer technischen Vervollkommnung beginnt die in Europa am Ende einer langen Entwicklungsreihe liegt.

Die deutschen Auswanderer hätten, wenn sie eine besondere deutsche Kolonie gebildet, das nicht aus sich machen können was sie in den Vereinigten Staaten aus sich gemacht haben und täglich machen. Man hat eine sehr falsche Vorstellung von dem was mit der deutschamerikanischen Bevölkerung vor sich geht, wenn man meint sie müsse in ihrer Mehrheit, nachdem sie sich entdeutscht, zu Taglöhnern der angloamerikanischen Gutsbesitzer herabsinken. In einer besonderen deutschen Kolonie würden unstreitig sich die Verhältnisse des europäischen Dienstbotenwesens wiederholt haben, und Auswanderer welche in den Vereinigten Staaten selbstständige Farmersleute geworden sind, würden in der deutschen Kolonie nicht selten Knechte und Mägde von großen Landbesitzern geworden und geblieben sein. Diese Seite der Sache ist wichtig, weil sie, wenn irgendwo noch deutsche Niederlassungen möglich sein sollten durch welche Deutschland sich der Vortheile seiner Auswanderung ganz versichern könnte, die wesentlichsten Andeutungen gibt was zu den Bedingungen des Gelingens solcher Unternehmungen gehören würde.

Mit den Vortheilen welche die Niederlassung der deutschen Auswanderer in den Vereinigten Staaten ihrem Geburtslande nicht gewährt, müßten solche Niederlassungen alle die Vortheile verbinden welche die Auswanderer selbst in den Vereinigten Staaten finden, und sie müßten dieselben noch übertreffen.

Was auch für und wider die nationalen Folgen der Zerstreuung deutscher Auswanderer gesagt werden mag, immer bleibt der Satz stehen daß die Sammlung der deutschen Auswanderung in besonderen deutschen Niederlassungen unter den rechten Umständen zum großen Vortheile Deutschlands ausschlagen könnte.

Die Frage ist nur ob der Gedanke nicht unausführbar ist. —

Ich glaube nicht daß die Ausführung ins Gebiet der Unmöglichkeit gehört. — Aber freilich müßte das Unternehmen im rechten Geiste, am rechten Orte, mit dem rechten Materiale begonnen werden. Ich will das was ich als die Hauptbedingungen des Gelingens betrachte, hier einer kurzen Erörterung unterwerfen.

1) Eine deutsche Kolonie dürfte nicht vom Mutterlande politisch abhängig werden sollen, sondern sie müßte den einzigen Zweck haben die deutsche Auswanderung auswärts zu sammeln. Eine von Deutschland aus regierte Kolonie ist schon darum etwas Unausführbares, weil dazu eine geeignete deutsche Macht und ein noch herrenloses Gebiet fehlt. Angenommen aber es wäre ein Territorium käuflich zu erhalten, so könnte dieses nie eins sein wie man es braucht, und die Abhängigkeit vom Mutterlande, sowie die unvermeidlichen Unbeholfenheiten und Mißgriffe einer unerfahrenen, in den Vorurtheilen der Volksbevormundung befangenen Kolonialverwaltung würden das Unternehmen von Anfang an zu einem todtgebornen machen. So lange noch der deutschen Auswanderung unabhängige amerikanische Staaten offen stehen in denen der Ansiedler vom Augenblicke seiner Ankunft die Vortheile einer fast unbeschränkten individuellen Freiheit

genießt und bald in die Rechte eines Bürgers eintritt, würde es nicht gelingen die Auswanderung nach einer noch abhängigen Kolonie zu ziehen. Und mit Recht! Denn diese fast unbeschränkte individuelle Freiheit, so wenig dieselbe in einer alten Gesellschaft denkbar ist, so wenig sie auch an sich das höchste Ideal eines gesellschaftlichen Zustandes darstellt, muß doch als die Grundbedingung großer Erfolge in der Entstehung und ersten Entwickelung neuer Gesellschaften anerkannt werden. Die Beschränkung des Regierens auf sein geringstes Maß ist das Geheimniß der wachsenden Kraft der Vereinigten Staaten.

2) Eine deutsche Kolonie müßte von Anfang an die Möglichkeit einer so weit gehenden Entwickelung enthalten, daß damit dem deutschen Elemente auswärts eine selbstständige historische Bedeutung zugesichert würde. Ich weiß daß es nicht weise ist sich Allzugroßes vorzunehmen, zumal so lange man noch nicht einmal das Kleine vermag. Auch in dieser Beziehung muß ich aber sagen was ich schon früher gesagt habe, daß die deutsche Nation entweder Großes oder Nichts ausführen wird. Wer in der That sollte sich dafür interessiren daß Preußen irgend eine obscure Insel acquirirte und mit einigen Tausend Menschen bevölkerte, womit sich gewisse Privatpolitiker vor vielen Jahren einmal beschäftigt haben? — Nein! — Soll es sich der Mühe verlohnen daß die Nation wesentliche Kräfte auf eine deutsche Kolonie verwendet, so muß diese die geographische und culturhistorische Möglichkeit in sich tragen ein Neudeutschland zu werden, d. h. für den deutschen Geist etwas Aehnliches zu werden wie die Vereinigten Staaten für den englischen. So etwas kann man freilich sich nicht vornehmen wie man sich z. B. vornimmt

einen Krieg zu führen. Das wird aber auch nicht gefordert. Man soll sich nur nicht außer den großen Strom der Weltgeschichte stellen, in welchem allein historische Bildungen von Bedeutung möglich sind.

Auf geographische und politische Verhältnisse kommt hierbei alles an. Ich kenne nur eine Region auf der Erdoberfläche, wo der hier besprochene Zweck in großem Maßstabe verwirklicht werden könnte, nämlich das Gebiet des Platastromes, das südliche Brasilien eingeschlossen. Wer sich die Sache geographisch, politisch, culturhistorisch überlegt, wird finden daß ich Recht habe. Die Gesichtspunkte für die Beurtheilung sind zum Theil in den bisherigen Briefen schon enthalten. Nimmt man aber noch die historischen Bedingungen hinzu, welche in der politischen Organisation Brasiliens als einer monarchischen Föderation republikanischer Staaten liegen, so kann man sich weit reichende Blicke in die Zukunft dieser Länder eröffnen.

Ich weiß daß ich, indem ich mit dieser Zukunft das deutsche Element verflechten möchte, mit Hoffnungen und Aussichten in Gegensatz zu treten scheine, denen ich weit entfernt bin entgegentreten zu wollen. Ich weiß daß in der deutschen Nation das Bewußtsein lebt einen historischen Beruf ostwärts zu erfüllen zu haben. Auch ich gehöre zu Denen welche hoffen daß an der Donau der deutsche Geist, weit entfernt dem Andrange roher und zum Theil hohler Nationalitäten zu weichen, vielmehr seine Herrschaft ausdehnen wird, und daß die Geschichte Oesterreich bestimmt hat diese Ausdehnung zu vermitteln. Sei dieß aber ein richtiger historischer Blick oder sei es die Aussicht auf ein Utopien, — gleichviel für unsere Auswanderungsfrage — immer handelt

es sich ostwärts um Eroberung und Herrschaft, nicht um Kolonisation und Gründung unabhängiger Staaten. Nach Osten kann nur mit den Lebensprincipien des Ostens, nach Westen nur mit denen des Westens operirt werden. Die Reisespesen-Rechnung von Friedrich List, 24 Gulden nach Ungarn und 150 Gulden nach dem westlichen Nordamerika, wird gewiß, darauf kann man sich verlassen, über die Richtung der deutschen Auswanderung im Großen nicht entscheiden. Man unterschätzt in dieser Frage die geistigen Motive des Auswanderers, seien sie auch nur dunkle Instincte, und an der Donau, am Balkan, am schwarzen Meere und am Bosporus ist amerikanische Selbstregierung nicht am Platze. Den nach den Vereinigten Staaten ziehenden Elementen ist selbst das westliche Europa in seinem Charakter zu östlich. Es ist das Lebensprincip des Ostens dem sie entfliehen wollen. Diese Elemente also sind nicht für eine freiwillige Auswanderung nach Osten zu verwenden. Europa, sagt ein deutscher Philosoph, ist der Westen an sich. Aber es gibt doch eine Welt die auch geistig noch westlicher ist als dieser „absolute Westen," und der Californier betrachtet schon den Bewohner der atlantischen Unionsstaaten als eine Art von Orientalen. Wenn also Roscher von der europäischen Türkei sagt: „hier könnte auf dem Wege friedlicher Eroberung ein neues Deutschland entstehen," so sieht man nicht ein wie seine Bedingung, daß vor der beginnenden deutschen Einwanderung „politisch und social der Boden zur Aufnahme der Kolonisten vorbereitet" werden müsse, realisirt werden kann, außer durch die gewaltsamen Mittel der Eroberung und Herrschaft. Zwischen dieser Art Deutschland auswärts politisch zu reproduciren, und der anderen Art welche durch deutsche

Niederlassung in der neuen Welt bewirkt werden könnte, ist ein principieller Unterschied. Beide Arten sind denkbar, beide Arten sind wünschenswerth, und wenn für die Bewegung ostwärts die Anlage in Oesterreich vorhanden ist, so könnte eine gleiche Anlage für die Bewegung westwärts in Preußen gefunden werden. Beide deutsche Großstaaten würden damit dem deutschen Nationalgeiste in hohem Grade entsprechen, würden sich in die Vollbringung großer nationaler Aufgaben theilen, und könnten sich so in ihrem Werke unterstützen anstatt sich gegenseitig im Wege zu stehen.

Welche vaterländische Macht aber auch sich der Gründung einer überseeischen deutschen Kolonie annehmen möchte, jedenfalls müßte diese Macht gleich von Anfang an nur als ein väterlicher Freund über dem Wohle der Auswanderer wachen, und ihnen gegen andere politische Mächte, namentlich die des Landes in welchem die Kolonie gegründet würde, Schutz verleihen, niemals aber den Kolonialherrn spielen. Mit der Regierung eines solchen Landes wären Verträge abzuschließen die unter die Garantie der vaterländischen Schutzmacht zu stellen wären, und deren Erfüllung nöthigenfalls erzwungen werden müßte. Diese Verträge aber müßten den deutschen Kolonisten nach einer gewissen Dauer des Aufenthaltes das volle Bürgerrecht des Landes zusichern. Wenn man zweifelt ob spanischamerikanische Länder auf solche Propositionen eingehen würden, so kennt man weder den hoffnungslosen Zustand vieler derselben, noch den Grad von Selbsterkenntniß zu dem viele ihrer aufgeklärtesten Bewohner gekommen sind, noch auch die Thatsachen welche bereits vorliegen.

3) Eine entscheidende politische Bedingung für das

Gelingen scheint mir in einer Verständigung mit England zu liegen. Eine deutsche Auswanderung nach einem Lande außer den Vereinigten Staaten, stark genug das Land nach welchem sie geht in rasche Blüthe zu bringen, ist so sehr im Interesse Englands, daß nur die Reste alter kolonialpolitischer Vorurtheile dagegen sein könnten dieselbe auf alle Weise zu befördern. Der englische Handel würde hier mit dem deutschen ebenfalls auf neutralem Boden concurriren. Der Unterschied zu Gunsten Deutschlands würde hier nur der sein, daß in dem durch Deutsche zu Blüthe kommenden südamerikanischen Lande der deutsche Handel von vorn herein die aus dem nationalen Bande entspringenden Vortheile hätte, während diese Vortheile in Nordamerika den Engländern zu Gute kommen. In der That würden aber alle Theile gewinnen, wie es bei jedem wahrhaft culturhistorischen Werke auch der Fall sein soll. Britisch Honduras, als Eingang nach Yucatan und Guatemala wäre ein Punkt zum Ansatz eines gemeinsamen deutschenglischen Unternehmens, wenn England sich dazu verstehen könnte unter Bedingungen, z. B. unter einem nach gewisser Zeit erlöschenden englischpreußischen Schutze, diese Kolonie freizugeben. Und wenn England so liberal wäre dieß zu thun, müßte Preußen vorurtheilsfrei genug sein vor der republikanischen Staatsform in diesen Ländern nicht zu erschrecken, da absolut an keine andere zu denken wäre. Sollen vorwärts drängende Volksparteien sich weit genug über beschränkte und fanatische Ansichten erheben, um einzusehen daß Staatsformen nicht zu den principiellen Angelegenheiten gehören, so darf man von Regierungen mindestens den gleichen aufgeklärten Standpunkt erwarten.

4) Und nicht nur die Staatsform, auch den Geist des

amerikanischen Individualismus und Realismus dürfte man nicht fürchten. Ohne diesen ist ebenfalls an kein Gelingen zu denken. Individuelle Sympathien oder Antipathien hochgestellter Personen im Mutterlande müßten vor dem historischen Bedürfnisse schweigen. Die Thatsache ob etwas geht oder nicht geht, enthält für eine historische Angelegenheit ein höheres Urtheil, als die ob es uns gefällt oder nicht gefällt. Die Extreme der amerikanischen Richtung würden sich in der deutschen Kolonie von selbst abstumpfen. Das deutsche Element aber welches sich in den Vereinigten Staaten entwickelt hat, dürfte auch in der deutschen Kolonie in Südamerika nicht fehlen, im Gegentheile müßte gerade auf einen Beitrag deutschamerikanischer Auswanderer aus den Vereinigten Staaten gerechnet werden. Daß dabei das dem deutschen Geiste am meisten Widerstrebende nicht mit herübergenommen werden würde, dafür bürgt schon der Umstand daß nur solche Deutsche welche mit dem Leben in der nördlichen Union nicht zufrieden sind, diese verlassen würden. Eine wiederkehrende nativistische Bewegung in den Vereinigten Staaten, welche nicht ausbleiben kann weil sie in der Natur der Verhältnisse liegt, würde eine hinreichende Zahl amerikanisirter Deutscher in die deutsche Kolonie treiben, um daselbst den Geist zu pflanzen ohne welchen auf keinen Erfolg zu rechnen ist.

XI.

Das eigene Interesse der Länder nach denen sich deutsche Auswanderer begeben oder begeben könnten, ist für

unseren deutschen Standpunkt nur in so fern nicht gleichgiltig, als es auf das Gedeihen unserer dortigen Volksangehörigen und auf allgemeine culturhistorische Verhältnisse Einfluß hat. Das Interesse der menschlichen Cultur überhaupt bildet den gemeinschaftlichen Boden für das Interesse des alten und neuen Vaterlandes der Auswanderer.

Im Allgemeinen ist das Zuströmen von Menschen, und namentlich von so tüchtigen und nützlichen Menschen wie die deutsche Auswanderung sie liefert, so sehr im Vortheil außereuropäischer Kolonien und aus solchen Kolonien entstandener Staaten, daß diese in ihrem Gedeihen und ihrer politischen und national-ökonomischen Concurrenz unter einander geradezu davon abhängig sind. Eines Zuflusses von Menschen aus Europa bedürfen diese Länder alle zu ihrer geistigen und materiellen Entwickelung, und Deutschland ist nun einmal in der Lage dazu den stärksten und werthvollsten Beitrag zu liefern. Mehr oder minder bewerben sich daher auch alle amerikanischen Länder und alle europäischen Besitzer außereuropäischer Kolonien um deutsche Ansiedler. Weil aber die deutsche Auswanderung durch Zahl und innere Eigenschaften so stark ist, zeigt sich auch auf der anderen Seite eine Opposition gegen das zu mächtige Eindringen dieses fremden Elementes, oder eine solche Opposition ist naturgemäß zu erwarten, sobald unsere Auswanderung an irgend einem auswärtigen Punkte ihre Kraft entfaltet. Die nativistische Reaction in den Vereinigten Staaten ist zu allgemein bekannt und zu vielfach besprochen worden, als daß ich mich hier noch damit zu beschäftigen brauchte. Es mag mir gestattet sein meine Ueberzeugung auszusprechen, daß die Conflicte zu denen diese Reaction Veranlassung gab, von Zeit zu Zeit neu

hervortreten und einen wesentlichen Einfluß auf die Bewegung der deutschen Auswanderung ausüben werden. Im Uebrigen möge diese Angelegenheit der inneren Entwickelung des nordamerikanischen Lebens überlassen bleiben. Hier ist es mein Zweck die Aufmerksamkeit auf das Interesse der übrigen Länder zu richten, nach denen sich ein wesentlicher Theil der deutschen Auswanderung wendet oder zu wenden Veranlassung finden könnte.

Dieses Interesse — das muß auf das stärkste hervorgehoben werden, und die südamerikanischen Länder welche deutsche Einwanderer suchen, sollten es sich ganz klar machen — dieses Interesse ist ein gänzlich mißverstandenes, wenn man damit umgeht sich durch einwandernde deutsche Bauern und Proletarier eine Bevölkerung von Taglöhnern oder gar Peonen (zur Arbeit verpflichteten Schuldnern) zu verschaffen. Die deutsche Auswanderung ist zu gut dazu diese Rolle zu spielen, und so lange ihr die Vereinigten Staaten offen stehen, könnte auch nur die absolute Unwissenheit sich in eine solche Situation verlocken lassen, wie sie z. B. in Peru den deutschen Arbeiter erwartet. Die südamerikanischen Länder brauchen — man möchte sagen: um jeden Preis — fremde Arbeitskräfte. Sie sollen sich aber klar machen unter welchen Bedingungen sie allein auf deutsche Einwanderer rechnen dürfen. Niemand kann es diesen Ländern verdenken daß sie, wenn sie Fremde in ihr Land ziehen, dabei ihren eigenen Vortheil suchen. Das ist ganz in der Ordnung. So lange sie aber diesen Vortheil nur vom Standpunkte des Privatinteresses großer Landeigenthümer auffassen, statt ihn im politischen und national-ökonomischen Sinne zu verstehen, — so lange sie im Interesse des einzelnen großen Besitzers

Taglöhner und Peonen zu gewinnen suchen, statt im Interesse des Staates unabhängige und fleißige kleinere Landeigenthümer, — so lange werden sie ihren Zweck nicht erreichen und sollen sie ihn nicht erreichen.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß z. B. auch die vielbesprochene Auswanderung nach Brasilien beurtheilt werden. Alles kommt dabei auf die Frage an, in welchem Grade es hier auch dem mittellosen deutschen Auswanderer leicht wird sich durch seine Arbeit ökonomisch selbstständig zu machen. Nach einem Lande in welchem ein kräftiger und gesunder Mensch nicht hoffen könnte durch die Arbeit einiger Jahre sein eigner Herr zu werden, d. h. der Nothwendigkeit überhoben zu sein für fremde Rechnung zu arbeiten, muß man nicht auswandern. Es kommt hier nicht darauf an, ob die Brasilianer deutsche Einwanderer suchen damit diese mit ihrer Arbeit an die Stelle der Neger treten. Das versteht sich von selbst; denn welchen Grund sollten sie sonst haben deutsche Einwanderung zu wünschen. Die Deutschen in Texas welche Landbau treiben, verrichten auch eine Arbeit die bei ihren Nachbarn von Negern verrichtet wird, und sie glauben nichts weniger als daß sie dadurch herabgewürdigt seien. Sie verrichten aber diese Arbeit für eigene Rechnung; sie arbeiten nicht als Knechte und Mägde, sondern als Herren. Das ist der Punkt um den sich die Frage dreht. Die Vereinigten Staaten müssen in dieser Beziehung das Musterland bleiben dem die anderen Länder nachzustreben haben. Meint man es aber in Brasilien ernstlich damit an die Stelle der Sklavenarbeit nicht die Arbeit weißer Tagelöhner sondern die Arbeit einer fleißigen Bevölkerung selbstständiger kleiner Landbesitzer zu setzen, dann ist man auf dem

rechten Wege, — dann kann vom deutschen wie vom brasilianischen und vom philanthropischen Standpunkt aus nur Glück dazu gewünscht werden.

Von den spanischamerikanischen Ländern sind einige zu einer ziemlich klaren Einsicht in ihre Bedürfnisse gelangt, und es fällt weder Venezuela noch Neu-Granada, Costarica oder Guatemala ein, deutsche Einwanderer als Taglöhner oder Peonen zu suchen. Dazu fehlt diesen Ländern der Dünkel, die Ignoranz, und die aus der weiten Entfernung hervorgehende Sicherheit, welche z. B. in Peru zu finden sind. Bis zu welchem Grade die Erkenntniß eigener Hilflosigkeit und der absoluten Nothwendigkeit fremder Elemente z. B. in Honduras gediehen ist, mag man aus einigen Artikeln des Vertrages ersehen welcher zwischen diesem Staate und der Honduras-Eisenbahn-Compagnie abgeschlossen worden war.

Artikel 5, Section 2, dieses Vertrages besagte daß Fremde welche im Dienste der Compagnie stehen, dadurch das Bürgerrecht des Landes und daneben Freiheit von allen Abgaben und öffentlichen Lasten erhalten.

Artikel 2, Section 5, bestimmte daß Fremde welche sich auf den der Compagnie durch den Vertrag oder durch Ankauf gehörigen Ländereien ansiedeln, alle Rechte geborner Hondurenser, und dazu noch auf zehn Jahre Freiheit von Abgaben, Militärdienst und bürgerlichen Dienstleistungen haben sollen.[1]

[1] Charter of the Honduras Interoceanic Railway. Section V, Article 2. — „And with the view to encourage emigration to the country, it is provided that the foreigners who may settle on the lands of the company, shall enjoy all the rights and privileges of native-born citizens of Honduras, and be exempt, for ten years, from all taxes and contributions, and all civil and military service, except with their own consent."

Artikel 8, Section 6, setzte fest daß fremde Handwerker welche für die Compagnie gearbeitet haben und darüber ein Zeugniß besitzen, und welche sich vornehmen hondurensische Bürger zu werden, wenn sie allein sind fünfzig, wenn sie verheirathet sind fünf und siebzig Acker Land frei erhalten.

Diese Concessionen, durch welche Fremde unter den leichtesten denkbaren Bedingungen nicht nur Bürgerrecht sondern sogar Vorrecht vor den eingebornen Bürgern erhalten sollten, beweisen daß ich mich nicht zu stark ausdrücke wenn ich sage, daß sie eine vollkommene Verzweiflung an der eigenen Kraft beurkunden. Ein ähnliches Gefühl lebt im Herzen aller spanischamerikanischen Bevölkerungen und weicht nur zuweilen auf Augenblicke vor der Reaction eines tief verletzten altspanischen Dünkels. Weiß eine deutsche Einwanderung in ein spanischamerikanisches Land diesen letzteren zu schonen und seinen gewaltsamen Ausbrüchen aus dem Wege zu gehen, auf der anderen Seite aber der Hilflosigkeit durch Gewährung reeller Vortheile entgegenzukommen, so ist die Ueberwindung jedes Bedenkens als sicheres Ergebniß vorauszusetzen.

Die wichtigste Frage bei dieser Seite der Angelegenheit ist aber für uns das Interesse der Länder welche sich zu einer massenhaften deutschen Ansiedelung eignen und in welchen der deutsche Geist in Amerika zu eigener Geltung gelangen könnte.

Als die einzige Region zur Verwirklichung des Gedankens im großen Maßstabe habe ich das Gebiet des Platastromes mit den angrenzenden Ländern bezeichnet. Wie verhalten sich die eigenen Interessen dieser Region zu unserem Gedanken? Das ist für uns die wichtige Frage.

Es unterliegt keinem Zweifel daß gegen übermächtige

Anhäufung des deutschen Elementes der dortige Volksgeist stark sich sträuben würde; allein dieses Widerstreben würde durch das Gewicht der reellen Vortheile niedergeschlagen werden. Man braucht sich nur die Sachlage klar zu machen. Im Süden stehen die Plataſtaaten gegen die Angriffe der Pampas-Indianer offen, welche die Straße von Buenos Ayres nach Chili und Bolivia unsicher machen und diese Gegenden am Aufblühen verhindern. Diese Straßen sind von der Natur bestimmt einst von wichtigen Eisenbahnen durchschnitten zu werden. Große Entwickelungen stehen hier in Aussicht, so groß wie irgend etwas das auf der nördlichen Hälfte des Continents vorgegangen ist und noch vorgeht. Aber die Einwanderung von mehreren hunderttausend Menschen ist eine Vorbedingung der Möglichkeit. Es gibt zu Buenos Ayres so gut wie in Valparaiso Personen die dieses einsehen, und andere die es einsehen lernen sowie die Verhältnisse den Gedanken näher bringen. Der Platastrom, Parana und Paraguay, mit verschiedenen großen Nebenflüssen, bilden sodann Wasserstraßen tief in das Innere des Continents nach reichen und fruchtbaren Gegenden von außerordentlicher Ausdehnung, denen es sämmtlich an Menschen fehlt. Welche überwältigenden Vortheile stehen hier für Buenos Ayres und die Hauptpunkte an diesen Flüssen in Aussicht, wenn eine starke Auswanderung aus der alten Welt, die, wenn sie Massen liefern soll, nur eine deutsche sein kann, sich dieser Regionen bemächtigt! Solche Vortheile sind Realitäten, während die Nachtheile für die hispano-indianische Nationalität der Gauchos auf keinen Realitäten beruhen.

Ein wichtiges Interesse dieser Regionen muß besonders hervorgehoben werden, nämlich das des Verhältnisses zwischen

den Plataſtaaten, Paraguay und Uruguay auf der einen, und Braſilien auf der andern Seite. Die Plataſtaaten — Paraguay und die Banda Oriental eingerechnet — ſtehen zu Braſilien in einem ähnlichen Verhältniſſe in welchem Mexiko zu den Vereinigten Staaten ſteht. Braſilien hat die Bahn einer raſcheren Machtentwickelung betreten, und die Plataſtaaten ſind damit zu einer Concurrenz der politiſchen Machtausbildung gezwungen die ihnen keine Wahl läßt. Wie Mexiko und Centralamerika, welche ſich ohne die Nachbarſchaft der Vereinigten Staaten zu ihrer Entwickelung hätten alle Zeit nehmen können, durch dieſe Nachbarſchaft zu einem inhaltsſchweren „Entweder — Oder" gedrängt werden, ſo werden durch die Entwickelung Braſiliens auch die Plataſtaaten zur Entſcheidung über das gedrängt was ſie aus ſich zu machen wiſſen werden. Und nehmen ſie nicht eine ſtarke deutſche Einwanderung auf, ſo wird eine ſolche ſich im ſüdlichen Braſilien anhäufen, und die Kräfte welche ſie hätten an ſich ziehen können, werden dem an ſich ſchon mächtigen Rivalen zu gute kommen.

So ſpricht denn alſo der reelle Vortheil entſchieden zu Gunſten der deutſchen Einwanderung, während dieſe, bei der natürlichen Milde des von Herrſchſucht weit entfernten deutſchen Charakters, zu keiner der Beſorgniſſe Veranlaſſung gibt die bei einer gleichſtarken Einwanderung britiſcher oder angloamerikaniſcher Elemente begründet ſein würden.

Auch in Bezug auf eine zweite Gegend die ich zu einer deutſchen Niederlaſſung als geeignet bezeichnet habe, will ich einige Bemerkungen machen, — ich meine Belize, Yucatan und Vera Paz.

Die engliſchen Intereſſen habe ich in Bezug auf die

Angelegenheit schon berührt. Sie können einer deutschen Einwanderung in das Innere von Britisch Honduras und die anstoßenden Gegenden nur im höchsten Grade günstig seyn.

Yucatan befindet sich in einer so desperaten Lage, daß weder der schwache Ueberrest des spanischen und halbspanischen Elementes, noch die mexikanische Centralregierung Etwas dagegen haben könnten wenn die Halbinsel durch Ansiedelung einer starken deutschen Bevölkerung vor gänzlicher Verwüstung und Verwilderung geschützt würde.[1] Schon früher waren hier große Grundbesitzer bereit Tausende von Ackern Landes zu verschenken, wenn nur ein Europäer oder Amerikaner sich darauf hätte niederlassen wollen. Jetzt ist das Land thatsächlich ein herrenloses, und die Reste der alten Maya-Bevölkerung, welche gegenwärtig auch noch die der spanischen Zeit angehörige Cultur zerstören nachdem vorher die Spanier die alte indianische Cultur vernichtet haben, sind nicht im Stande den hundertsten Theil des Landes zu benutzen dessen Culturfähigkeit sich aus den berühmten Ruinen seiner alten Städte, Tempel und Paläste ergibt. Der Anbau verschiedener Varietäten der Agave, namentlich der Arten welche die allerfeinste Faser liefert, die zu mannigfachem Gebrauche jede andere Pflanzenfaser übertrifft und aus der die kostbaren Hängematten von Yucatan verfertigt werden, würde hier dem Ansiedler unmittelbar einen im höchsten Grade lohnenden und jede Ausdehnung zulassenden Zweig der Bodencultur eröffnen, und einen Stapelartikel von den gesuchtesten Eigenschaften in den Handel bringen.

[1] Ich lasse diese Stelle unverändert, trotz der großen Veränderung die mit Mexico vorgegangen ist.

Die Interessen der Culturgeschichte im Großen concentriren sich nach der praktischen Seite hin immer in der Idee des politischen Gleichgewichtes. Welche Erscheinung des Geistes auch in der Geschichte auftreten mag, *praktisch* fragt es sich immer, zu welcher Zeit, an welchem Orte und mit welcher bewirkenden Kraft sie auftritt. Die rechte historische Idee, zur rechten Zeit am rechten Orte mit der rechten Kraft in der rechten Form zur Erscheinung gebracht — — — das ist das politische Gleichgewicht im höheren Sinne. Die Formen historischer Ideen sind die Staaten, die Träger historischer Ideen sind die Racen und Völker. Daher bedarf die Culturgeschichte zu bestimmter Zeit bestimmter Racen oder Völker an bestimmten Orten, und die Wanderungen der Völker gehorchen diesem Bedürfnisse.

So muß auch die deutsche Auswanderung culturhistorisch betrachtet werden.

Der Auswanderer löst sich als Produkt des Lebens seiner Nation von dieser ab, wie eine sei es reife und gesunde sei es verkümmerte oder wurmstichige Frucht vom Baume sich ablöst. Seine Ablösung ist der Lauf der Natur, in ihr erreicht er seine Bestimmung, — eine Bestimmung die er auf keine andere Weise erreichen könnte. Er bringt, soviel daran keimfähig sein mag, den Samen zu neuen Culturgestaltungen in einen neuen Boden, dessen neue Bedingungen nicht eine Wiederholung sondern eine Variation und Fortentwickelung bewirken. Mit einem solchen guten Samen soll auch der deutsche Auswanderer einen guten Boden bestellen, und so das Gewicht des Geistes den er mit sich bringt in die Wagschale des politischen Gleichgewichtes der Zukunft legen.

Dieses kann nicht ein bloß europäisches bleiben, es muß

zu einem politischen Gleichgewichte der historisch-activen Völker und Racen werden, in welchem, als wesentlich neues Moment und polarischer Gegensatz zu Rußland, das Staatensystem Amerika's hinzutritt.

Dem ganzen europäischen Staatensysteme gegenüber hat das amerikanische seine eigene Culturidee zu repräsentiren. Es würde nutzlos sein diese hier selbst zu entwickeln. Sie wird für jetzt einseitig durch die Vereinigten Staaten, also durch den anglo-amerikanischen Geist vertreten, in welchem der Gegensatz gegen Europa die schneidendste Form annimmt. Aber innerhalb des amerikanischen Geistes müssen gleichfalls Gegensätze hervortreten, in denen dieser sich selbst specificirt und der Einseitigkeit des Angloamerikanerthums ihr Gegengewicht gegeben wird. Dazu ist der deutsche Geist berufen, und um diesen Beruf ganz erfüllen zu können, sollte er sich für seine selbstständige Entwickelung zum Deutschamerikanerthum ein eigenes Gebiet erwerben. Ich habe bezeichnet welches dieses Gebiet allein sein kann. Das hispano-amerikanische Element ist unzureichend, für sich diesen Gegensatz gegen das anglo-amerikanische geltend zu machen. Wo sich aber das deutsche in hinreichender Stärke mit dem hispano-amerikanischen verbindet, muß es das maßgebende werden. Der anglo-amerikanische Geist Nordamerika's, als die stärkere Macht, assimilirt sich den deutschen; der hispano-amerikanische Geist Südamerika's, als die schwächere Macht, wird vom deutschen assimilirt werden.

So habe ich die Aufgabe welche ich mir in dieser Abhandlung gestellt zu Ende gebracht, und es bleibt mir nichts übrig als zum Schlusse auf den dauernden Zusammenhang des Auswanderers mit der Nation der er seiner Abstimmung nach angehört, hinzuweisen.

Da eine Nation durch ihre Auswanderer auf sich selbst zurückwirkt, so kann man mit einem gewissen Rechte die Auswanderung als einen Vorgang innerhalb des nationalen Lebens betrachten, und demgemäß behaupten daß der ausgewanderte und der daheimgebliebene Theil der Nation bis zu gewissen Grenzen dieses Zusammenhanges noch ein gemeinsames nationales Leben fortsetzen, ungefähr so wie auch räumlich getrennte und selbstständig etablirte Familienglieder immer noch zu gemeinsamem Vortheile unter sich den Familienzusammenhang aufrecht erhalten können. Der deutsche Auswanderer ist in diesem dauernden Verwandtschaftsverhältnisse nur in der wunderlichen Lage zwar einen Vater aber keine Mutter zu haben. Wie die Minerva, ist er vom Vater allein erzeugt. So sehr aber dieser Vergleich ehrenvoll sein mag, und so sehr er dem idealistischen Wesen des deutschen Geistes entspricht, so wäre es für die reellen Interessen der Betheiligten sowohl zu Hause wie in der Fremde doch wohl besser wenn unsere Auswanderer außer einem Vaterlande, wie andere ehrliche Kolonisten, auch ein Mutterland hätten; denn das Land in welchem sie sich niederlassen, können sie immer nur als ihr angetrautes Weib lieben.

Wie diesem Wunsche aber auch entsprochen werden mag, — immer bleibt es natürlich, menschlich, und darum die Regel, daß der Auswanderer, auch der welcher sich auswärts eingebürgert hat, durch ein Band der Anhänglichkeit, der Volksthümlichkeit, der historischen Verflechtung, der Liebe und des Wohlwollens für zurückgelassene Verwandte und Freunde, an das alte Vaterland gebunden bleibt. Nicht nur der Deutsche in Amerika hat sein „deutsches Vaterland“ auf der andern Seite des Meeres, auch der Angloamerikaner

spricht von „the old home“ mit Pietät, und erkennt mit Verehrung in Europa das Mutterland der höchsten Bildung welche bisher von der Menschheit erreicht worden ist. Und umgekehrt kann die Nation in der alten Heimat nicht aufhören sich für ihre ausgewanderten Kinder zu interessiren, selbst nicht für die welche in Unfrieden geschieden sind. In jedem ihrer Schicksale liegt eine Lehre für das Vaterland. Ihr Unglück ist für dasselbe eine Demüthigung und gereicht ihm zum Nachtheile. Auf ihr Gedeihen ist es stolz, aus ihren Erfolgen zieht es Vortheil.

Sehen wir auf England und die Vereinigten Staaten. Auf nichts, unter so vielen großen Dingen die es vollbracht, hat England so große Ursache stolz zu sein wie auf das Dasein der Vereinigten Staaten. Ihre Hervorbringung ist Englands größte That. Vieles was im englischen Geiste nur in der Intention gelebt hat, ist in den Vereinigten Staaten realisirt, und sollte jemals England von Nordamerika überflügelt werden, so darf, mit einem Selbstgefühle dem Weniges in der Geschichte gleichkommt, der englische Geist lächelnd sagen: *ich konnte nur durch mich selbst überwunden werden.*

Sollte es für Deutschland ganz unmöglich sein ein historisches Gebilde außer sich hinzustellen, in welchem der deutsche Geist auf ähnliche Weise sich selbst in der zweiten Potenz wiederfände?

III.

Deutschland und der Friede von Villafranca.

Vorrede.

Die Flugschrift welche hier wieder abgedruckt wird, war halb geschrieben als die Nachricht vom Abschlusse des Friedens von Villafranca der Welt verkündet wurde. Sie hat durch diese Thatsache nur einen andern Eingang und einige hinzukommende Beziehungen erhalten.

Die Gefahren des Augenblicks sind beseitigt und die Besorgnisse der Kurzsichtigen gehoben, aber vermehrte Gefahren bereiten sich vor und einige Hoffnungen sind vernichtet.

Sei es! — wenn nur die vermehrten Gefahren uns besser vorbereitet finden, und die Vernichtung trügerischer Hoffnungen auf den rechten Weg führt.

Die beiden Mächte welche Europa mit der allgemeinen Mediatisirung bedrohen, Rußland und Frankreich, sind ihrem Ziele vorläufig um einen Schritt näher gekommen.

Einen andern Zweck als einen Schritt zu thun, haben

sie für den Augenblick wohl schwerlich gehabt, wenn auch die Weite dieses Schrittes den Umständen überlassen blieb. Beide sind zu vorsichtig um zu viel auf einmal zu wollen.

Und ist nicht der Schritt welchen sie gethan ein großer?

Ist nicht Oesterreich, unser Grenzvogt im Südosten, auf dessen Dasein und Kraft der größte Theil unserer Sicherheit beruht, geschwächt und damit die Gesammtsumme deutscher Nationalmacht verringert worden?

Sind nicht die Gründe des inneren Mißbehagens im österreichischen Staate vermehrt worden?

Sind nicht die Bedingungen weiterer italienischer Wirren statt beseitigt zu werden erhalten worden?

Ist nicht die Kluft zwischen Oesterreich und Preußen erweitert worden?

Ist nicht Preußen, auf dessen Ansehen wir so viel halten wie auf die Integrität Oesterreichs, moralisch noch tiefer geschädigt worden als Oesterreich materiell?

Ist nicht Preußen, welches sich vom russischen Einflusse zu emancipiren begonnen, der Gefahr ausgesetzt worden sich diesem Einflusse wieder anvertrauen zu müssen?

Ist nicht der Deutsche Bund in seiner ganzen Ohnmacht und Unfähigkeit dargestellt, und doch zugleich die Hoffnung verringert worden ihn durch etwas Besseres zu ersetzen?

Ist nicht der Glaube der deutschen Nation an sich selbst wieder wesentlich geschwächt, nicht jede Hoffnung auf politische Einigung Deutschlands tief erschüttert worden?

Soll man etwa voraussetzen unsere Feinde hätten mit *einem* Schritte noch mehr als dieß erreichen wollen?

O nein! — unsere Feinde haben leider ihren Zweck für dießmal ganz erreicht. Was sie mehr erreicht haben könnten, würde das Erreichte wieder gefährdet haben. Für uns hätte die Sache nicht schlimmer ausfallen können. Die deutschen Interessen haben eine empfindliche Schlappe erlitten! —

Ich weiß daß es Deutsche gibt die dieß nicht finden können. Von anderen Nationen wird es gefunden werden, und ihr Spott wird uns doppelt treffen wenn es unter uns selbst Leute gibt die mit dem Ausgange zufrieden sind. Schon andere Helden haben vordem empfangene Ohrfeigen abgeleugnet, ich habe aber nie gehört daß ihre Ehre dadurch gerettet worden wäre.

Wie es aber auch beurtheilt werden mag, — das Geschehene ist nicht wieder rückgängig zu machen. Heilsam nur wird es für uns sein die Irrthümer zu bezeichnen aus denen die verfehlte Haltung Deutschlands hervorgegangen, damit die Zukunft uns weiser und zum Handeln geschickter finde.

Unsere Irrthümer sind nicht minder solche der öffentlichen Meinung wie solche maßgebender Persönlichkeiten gewesen. Beide haben auf einander eingewirkt und haben sich gegenseitig bestärkt. Wie fast immer ist auch hier ein Regierungsprogramm, geheim oder offen, nichts als der Ausdruck einer im Volke vertretenen Meinung gewesen, aber freilich nicht einer Meinung welche frei von Doctrinen und fixen Ideen mit geradem Sinne das Rechte erkannte. Den klaren praktischen Anforderungen des Augenblicks stellten sich Systeme und Theorien, nicht-ausgesprochene Gedanken und transcendentale Zwecke, die Ansprüche provinzieller

Ueberschätzung und die großen Erwartungen der Eitelkeit gegenüber.

Die öffentliche Meinung Deutschlands indessen, so lange sie nicht durch die Einflüsse dieser intellectuellen und moralischen Schwachheiten, und durch die dem Auslande bewußt oder unbewußt dienenden Federn irregeleitet worden war, hatte sich, dem natürlichen Urtheile des Volkes folgend, zu Gunsten Oesterreichs entschieden.

Was hatte auch das schlechte System seiner Regierung, was die italienische Freiheit, was die zukünftige Verfassung Deutschlands mit der Frage zu thun ob es einem Fremden gestattet sein soll einen der Inhaber und Verwalter deutscher Nationalmacht zu bedrohen, ohne daß der Angriff im Namen der ganzen Nation zurückgewiesen wird? Nicht einmal die Frage kam in Betracht ob Oesterreich die Hilfe brauchte oder verlangte. Die deutsche Nation hatte eine Satisfaction zu fordern und sich zu verschaffen. Wo ein deutscher Staat über außerdeutsches Gebiet herrscht, da herrscht die deutsche Nation über eine andere Nationalität, und diese Herrschaft ist Nationalangelegenheit. Die deutsche Nation mag es vielleicht gerecht oder klug finden eine solche Herrschaft aufzugeben, oder die welche ihr unterworfen sind mögen ihr Heil versuchen sich davon frei zu machen. Hierüber sind verschiedene Ansichten möglich. Einer fremden Macht aber durfte es nicht gestattet werden das Verhältniß entscheiden zu wollen. Es war eine Angelegenheit verletzter Nationalehre, gefährdeter Nationalmacht, bedrohter Nationalexistenz, um die es sich handelte, — eine Angelegenheit vor der alle Weisheit politischer Klugthuer, alle Gerechtigkeit demokratischer Principreiter, alle Sympathien und Antipathien eines

unpolitischen Liberalismus nichts zu sagen hatten. Aber der politisch unfähige Charakter einer in ihrer theoretischen und literarischen Eitelkeit alt und kindisch gewordenen Bildung drückt seinem Einflusse auf die Nation überall den Stempel der Unfruchtbarkeit und Thatlosigkeit auf. Und unsere Nationalfeinde kennen unsere nationalen Verkehrtheiten. Seit lange haben sie den Repräsentanten und Professoren derselben zu schmeicheln gesucht, und sie haben diese überall zu finden und ihren Zwecken dienstbar zu machen gewußt. Demokratische Marionetten, zu eingebildet um sich denken zu können daß sie ihre Sprünge machen weil man in Paris oder Petersburg am Fädchen zieht, — abstrakte Thoren, die bereit sind sich ein gesundes Glied abschneiden zu lassen wenn ein chirurgischer Charlatan ihnen die „principielle" Nothwendigkeit beweist, — Kunstenthusiasten, die sich einbilden ein Volk könne sich durch Gemäldegalerien, Musik und Antiquitäten zur politischen Existenz legitimiren, — — welches Feld bot die öffentliche Meinung Deutschlands dem Einflusse dieser und anderer Edlen dar! — In anderen Völkern verzichten vor jedem großen Interesse der praktischen Politik die Individuen und Parteien auf ihre theoretischen Rechthabereien oder ferner liegenden Absichten. Mag dieß in den despotisch beherrschten Nationen auf Commando geschehen — besser auf Commando als gar nicht! denn ein Volk in welchem nicht im Falle der Noth die widerstreitenden Meinungen entweder freiwillig zu schweigen wissen oder durch irgend ein Mittel zum Schweigen gebracht werden können, ist auf dem Wege zu innerer Zerrüttung und äußerer Abhängigkeit. Freie Nationen sind frei weil sie Verstand genug haben sich diese Beschränkung selbst aufzuerlegen. In Deutschland aber

bemächtigt sich das theoretische Genie der Nation auch der einfachsten praktischen Frage, und wo für unser Gesammtwohl kein Augenblick zu verlieren wäre, da bleibt keine Einwendung ungemacht, kein Bedenken verschwiegen, keine Vermuthung ungeäußert, keine Schwierigkeit unerhoben, keine Meinung hält sich für dümmer oder schlechter als die andere, bis über der gründlichen Discussion die Zeit zum Handeln verstrichen ist, und nichts als ein Ekel an all' dem vergeudeten Witze übrig bleibt. Welche wohlfeile Gelegenheit bietet ein solcher Nationalcharakter der fremden Intrigue dar! Und sie hat auch in diesem Falle, wie 1848 und 49, das ihrige gethan!

Diese Anarchie der öffentlichen Meinungen mit ihren Folgen wäre indessen nicht möglich, wenn die Hoffnungen und Wünsche, in denen das deutsche Nationalgefühl in jedem Herzen der Unsrigen lebt, wenigstens theoretisch eine gemeinsame von Allen anerkannte Form angenommen hätten. Diese Wünsche und Hoffnungen erfüllen dermaßen alle Gemüther daß sie sich in jede Thätigkeit des deutschen Volksgeistes mischen, und indem sie da auftreten wo sie weder an der Zeit noch am rechten Orte sind, verstricken sie die einfachsten Fragen in die Schwierigkeiten ihrer eignen Unklarheit. So lange wir uns daher nicht über ein Programm unserer Zukunft geeinigt, sind wir auch in der klarsten Situation der Gefahr ausgesetzt uns auf die gefährlichsten Abwege verleiten zu lassen.

In der gouvernementalen Sphäre aus der die entscheidende That hätte rechtzeitig hervorgehen sollen, standen dem raschen Ergreifen des Augenblickes die nämlichen Hindernisse im Wege wie dem sicheren Urtheile in der Sphäre der

öffentlichen Meinung, und hier war natürlich die Wirkung auf das Schicksal Deutschlands entscheidend. Das Schwanken des Volksurtheiles wäre verschwunden gewesen, sowie sich von oben herab eine feste Richtung geradaus auf das vor aller Augen liegende Ziel gezeigt hätte.

Ich bin überzeugt daß auch in dieser Sphäre wie in der der Volksstimmung ein im Allgemeinen guter patriotischer Wille geherrscht hat; aber der Patriotismus hat hier von Anfang an die Färbung einer Doctrin angenommen die mit den augenblicklichen Bedürfnissen der Nation nichts zu thun hatte. Man verfuhr in Berlin wie man in einer Familie verfährt, in welcher man eine gemeinsame Bedrohung als eine passende Gelegenheit zur Erörterung alles dessen betrachtet was man gegen einander auf dem Herzen haben mag, und in der ein Familienglied gegen das andere gerade dann seine Prätensionen durchsetzen zu können glaubt. Die Forderung den Feind Oesterreichs als den Feind der deutschen Nation zu behandeln, war für eine richtige deutsche, für eine richtige europäische, also auch für eine richtige preußische Politik eine kategorische. Ihr gegenüber gab es keine Bedingungen. Ob Oesterreich Hilfe brauchte, Hilfe verlangte, Hilfe verdiente, ist gänzlich ohne Belang in der Sache. Oesterreich sollte nicht um sein selbst willen, es sollte im Interesse der deutschen Nation, im Interesse Europa's, und von Preußen vornehmlich, ja wenn man will ganz allein, im preußischen Interesse unterstützt werden. Selbst wenn Oesterreich gar keine deutsche Macht wäre, wenn nicht Theile der Monarchie zum Deutschen Bunde gehörten: — bei dem Stande der europäischen Verhältnisse wäre die Aufforderung für Preußen als europäische Macht die nämliche geblieben. Unter kleinen

Gesichtspunkten mochte dieß anders erscheinen, in der großen Verbindung mit den dominirenden Interessen war es einerlei ob Preußen sich zu Oesterreich in das Verhältniß eines deutschen Staates zum andern oder einer europäischen Großmacht zur andern stellte; oder war es ein Unterschied, so war die letztere Stellung für die Sache wie für Preußen sogar die vortheilhaftere. Die hemmenden Verhältnisse der deutschen Bundesverfassung waren damit durch einen einzigen Schritt überwunden. Als europäischer Großmacht standen Preußens Betheiligung am Kriege keine Hindernisse im Wege. Und würden etwa die kleinen deutschen Staaten nicht von selbst gekommen und mit gutwilliger Unterordnung die gegen den Feind geführte Macht verstärkt haben? In acht Tagen hätte man auf diesem Wege mehr erreichen können, als Preußen seit Friedrich dem Großen erreicht hat. Hätte nicht die ganze deutsche Nation Preußen zugejauchzt? Die deutsche Nation ist der Principien und Doctrinen, der literarischen Größe und der theoretischen Existenz satt. Was sie verlangt, ist Macht. Und wer ihr Macht gibt, dem wird sie Ehre geben. Aber freilich Kühnheit wird nicht durch Bildung erworben, und für Genialität haben die Universitäten keine Lehrstühle. An die Stelle einer Partei ist in Preußen eine andere, gewiß eine den Bedürfnissen der Zeit näherstehende getreten; aber Staatsmänner sollten über allen Parteien, auch über den besten stehen.

Es lassen sich vier politische Irrthümer unterscheiden, welche die Schuld des geschehenen Unheils tragen. Sie sind: erstens die Unterschätzung des Ranges derjenigen Erwägungen welche aus dem Verhältnisse Rußlands zu Deutschland und zum europäischen Occidente überhaupt hervorgehen; zweitens

die sonderbare und gänzlich unpolitische Einmischung in das österreichische Regierungssystem zu dem man sich in Berlin berufen fühlte; drittens die fixe Idee des Nationalitätsprincipes, und viertens das unausführbare Programm für die Zukunft Deutschlands. Jeder dieser vier Punkte soll in Kürze näher beleuchtet werden.

Was den ersten betrifft, so überragt von Natur die Beziehung auf die russische Politik alle anderen Rücksichten in den europäischen Staatenverhältnissen. Dies liegt schon in dem Umstande, daß die russische Macht in der gegenwärtigen Welt die einzige ist welche mit Bewußtsein und unerhörter Consequenz, langsam, vorsichtig und nach tief durchdachtem Systeme die zukünftige Herrschaft über Europa erstrebt. Dies ist keine allgemeine Befürchtung wie die welche uns an ein mögliches Ende der Welt mahnt, keine Unglücksverkündung eines politischen Strafpredigers, keine fanatische Hoffnung eines rabbiaten Panslavisten, sondern das unabänderliche und traditionelle Dogma der russischen Regierung selbst, das politische Glaubensbekenntniß in welchem die allgemeine Instruction für jeden russischen Diplomaten enthalten ist. Nur die Weltherrschaftsbestrebungen der römischen Kirche würden eine Vergleichung zulassen, wenn nicht durch Rußland die Welt mit einer strafferen, mechanischeren und darum geistloseren Centralisation bedroht würde, und in unserer Zeit durch größere Energie, feinere Intrigue und unendlich mächtigere Mittel viel gefährlicher wäre. Aber diese schwach rivalisirende Macht der römischen Kirche abgerechnet, sind die Streberichtungen jeder anderen politischen Macht verhältnißmäßig unbedeutend, schon darum weil sie nur vorübergehend sind und gegen das wechsellos andauernde nichts vermögen. In diesem

Verhältnisse in Verbindung mit der geographischen Lage, die in der Politik die Grundbedingung aller Bedeutung ist, liegt die absolute Unentbehrlichkeit Oesterreichs im europäischen Staatensysteme. Wer diese Unentbehrlichkeit nicht anerkennt, ist entweder nicht zum Politiker geeignet, oder er ist im russischen Interesse und gehört zu den Feinden Europa's.

Dies zu verstehen und demgemäß zu handeln, mußte vor allen anderen Dingen von Preußen verlangt werden, und daß es nicht verstanden oder daß nicht danach gehandelt wurde, enthält den Grundirrthum der preußischen Politik. Preußen hätte wissen müssen, daß ihm selbst von der Aufgabe Europa an der Ostsee vor Rußland zu schützen, — eine Aufgabe aus der es allein der deutschen Nation gegenüber ein historisches Recht auf seine Existenz ableiten kann, — Preußen hätte wissen müssen daß ihm selbst von dieser Aufgabe mehr zufällt als es wahrscheinlich zu übernehmen im Stande sein wird, und daß es nicht auch noch die Grenzvogtei an der Donau und im adriatischen Meere übernehmen kann, es müßte denn vorher ganz Oesterreich absorbirt haben; denn selbst der Besitz aller deutsch-österreichischen Länder würde noch nicht dazu befähigen. Vor diesen Erwägungen mußte jede andere Rücksicht schwinden.

Wie kam man also, um zum zweiten Punkte überzugehen, in Berlin dazu den Hauptzweck in zweite Linie zu stellen, und dessen Erreichung an Bedingungen zu knüpfen die sich auf das österreichische Regierungssystem bezogen? Ich will nicht bestreiten daß auch die Mängel und Fehler dieses Systems für Europa's, für Deutschlands, für Preußens Sicherheit nicht gleichgiltig waren; folgt aber daraus daß man den Augenblick der Bedrängniß wählen mußte um einen Bekehrungsversuch zu

machen, und erinnert dies nicht an den frommen Eifer welcher einen Kranken in der Stunde der Noth mit der Zumuthung des Religionswechsels quält? Es war ein wohlgemeinter, aber ein sehr unpolitischer Eifer, durch den man sich auf dem Wege zum wesentlicheren Ziele aufhalten ließ. Und wie kam man dazu an Oesterreichs freiwilliger Besserung zu zweifeln, da doch Preußen selbst erst vor Kurzem der Welt das ruhmwürdige und ermuthigende Beispiel gegeben, wie ein schlechtes System ohne äußeren Druck durch einen guten Willen reformirt werden kann? Glaubte man an der Existenz eines solchen Willens in Oesterreich zweifeln zu dürfen, welches Gute hoffte man ohne dessen Vorhandensein der Noth abzuzwingen? —

Noch nachtheiliger war der Einfluß des Nationalitätsprincipes auf die preußische Politik.

Wenn deutsche Demokraten im Jahre 1848 ernsthaft geglaubt haben, das Bestreben die Staaten nach Abstammung und Sprache abzurunden sei ein Fortschritt der Cultur, und die Vereinigung verschiedener Nationalitäten zu einem Reiche nur ein Ueberrest alter Barbarei, in seinem Ursprunge eine der tausend höllischen Erfindungen des Despotismus, so ist dies in manchen Beziehungen zu entschuldigen. Das demokratische System hat in seiner Grundlage den redlichen Willen der Gerechtigkeit und Humanität gegen alle Menschen für sich; es ist aber zur weiteren Entwickelung des sehr einfachen Grundgedankens nur mit sehr mäßigem Verstande ausgerüstet worden, und kann kaum Ansprüche darauf machen über das ABC der Politik hinauf zu reichen. Nicht so tolerant kann man eine Staatsregierung beurtheilen die im Jahre 1859 jene kindliche Idee zu adoptiren geneigt scheint.

Wenn man in Berlin im Namen des Nationalitätsprincipes mit den Italienern sympathisirte, so möchte ich in der That wissen was man zu den Polen sagen würde wenn diese die Vortheile einer Anwendung auf ihre Situation in Anspruch nehmen wollten. Oder meinte man es an der Spree mit dem Principe wirklich ehrlich und war auch seinerseits zu den Opfern bereit die es verlangt? — O, dann befand sich Preußen auf dem Gebiete moralischer Ueberlegenheit in einer beneidenswerthen Lage. „Du hast in der That mit der Befreiung Italiens recht!“ — hätte es dann nur zu Frankreich zu sagen gebraucht. „Das höhere sittliche Bewußtsein der Zeit verlangt von Oesterreich das Opfer, und ich werde deine Forderung unterstützen. Es muß in der Welt besser werden. Elsaß gibst du natürlich an den Deutschen Bund zurück, welcher dermalen die Souveränetät der deutschen Nation darstellt.“ — „Und auch du hast Recht,“ — hätte es nur zu Rußland zu sagen gebraucht — „daß du den edlen Bestrebungen Frankreichs beistimmst und sein stiller Bundesgenosse in der Weltbefreiung bist. Preußen gedenkt seinen Antheil Polens freizugeben. Ohne Zweifel wirst du mit Vergnügen das nämliche thun, und Oesterreich wollen wir mit einander zur Vernunft bringen. Es ist ja früher ein paar Mal schon sogar bereit gewesen freiwillig zur Herstellung Polens die Hand zu bieten. Es ist klar daß mit einem gebildeten Zeitalter seine aus allen Nationalitäten zusammengeflickte Existenz sich überhaupt nicht mehr verträgt, und wir hoffen es ihm principiell deutlich zu machen daß es seine Pflicht ist sich zertrümmern zu lassen. Was dich selbst betrifft, so hast du natürlich deine Interessen in Holstein und was daran hängt längst aufgegeben. Von den Ostsee-

provinzen und von Finnland, von den Samojeden und Ostiaken, Kirgisen und Kosaken, Baschkiren und Kalmücken sprechen wir später. Wie erhebend ist es, im Guten und Edlen dem Jahrhundert vorauszugehen!" — — Was hätten Frankreich und Rußland antworten können? Sie wären in der größten Verlegenheit gewesen! Und wie trefflich hätte diese hochherzige Haltung der schönen Verbrüderung mit dem edlen Geiste des „freien Albions" entsprochen (man wird bei der Beschäftigung mit solchen erhabenen Gedanken unwillkürlich in die „gedoppelte Poesie" gewisser Zeitungsschreiber fortgerissen!) — Schwärmt nicht das ganze Volk der „edlen Britten," vom Lord Palmerston herab bis zu seinem schmutzigsten diplomatischen Handlanger, für die italienische Freiheit? — O'Connel wird sich aus dem Grabe emporrichten: Irland wird emancipirt! — Die Jonischen Inseln, noch kürzlich mit ihrem Emancipationsverlangen so schnöde abgefertigt, vereinigen sich mit Griechenland — sagen wir Hellas! — Das Blut in Indien ist zwar vergossen worden, aber Indien wird frei, unzweifelhaft in Kurzem auch protestantisch! — Auch die Nordamerikaner sympathisiren von ganzer Seele mit den Italienern. Die von Mexiko losgerissenen Gebietstheile werden natürlich der latino-amerikanischen Nationalität zurückgegeben. Lousiana kann als kaiserlich französische Republik mit Cayenne einen Bund schließen! In Illinois, Wisconsin, Jowa u. s. w. werden deutsche Staaten errichtet! Pennsylvanien wird nach den Nationalitäten getheilt! — Siegreich zieht das Princip der Racen-Unabhängigkeit über die Welt und erlöst die unterdrückten Völker! —

Es ist schwer über große Thorheiten ernsthaft zu sprechen, denn man schämt sich des vergeudeten Ernstes, und es ist

schwer über große Thorheiten zu scherzen, denn man läuft Gefahr über dem Scherze die Thränen der Wuth in die Augen zu bekommen!

Oder hat man etwa in Preußen die Ansprüche Italiens nicht rein abstract nach dem Nationalitätsprincipe beurtheilt? — Man hat vielleicht die Bildung mit in die Wagschaale gelegt? Das ungebildete Oesterreich ist nicht berufen ein gebildetes Volk wie das italienische zu beherrschen! — Ist es etwa so? Ist dies der eigentliche preußische Gedanke, dessen Weise der deutschen Nation anrathen ganze Provinzen fahren zu lassen? In der That muß man dann sagen, — das fehlt uns noch, daß die Interessen der politischen Weltordnung nach dem Gesichtspunkte einer Berliner Schulprüfungscommission geordnet werden! —

Ich muß auf das Nationalitätsprincip zurückkommen, da es nicht nur die Mitschuld an einer falschen äußeren Politik trägt, sondern auch die deutsche Nation in ihren inneren politischen Bestrebungen auf falsche Wege verleitet und in Unmöglichkeiten verstrickt.

An sich betrachtet, ist das Nationalitätsprincip ein theoretischer Irrthum.

Ein Recht auf politische Selbstständigkeit kommt an sich keiner Nationalität zu; eine jede muß sich dazu erst durch die Befähigung und den Willen legitimiren gewisse Functionen in einem größeren Culturkreise zu erfüllen. Nationalitäten sind für die Politik nichts anderes als Stoffe und Kräfte aus denen sich historische Mächte — Staaten oder Staatengruppen — zusammensetzen. Das Band welches sie in einer solchen Zusammensetzung hält, ist ein sittliches, und als solches ein höheres als das was in dem physischen Verhältnisse der

Völkergenealogie gefunden werden kann. Ist, um dieses Band am rechten Orte um eine Gruppe von Nationalitäten zu schlingen, Gewalt nöthig, so ist die Gewalt gerechtfertigt. Auf das „*am rechten Orte*“ kommt hier alles an: das Recht ist in dieser Sache von der Geographie abhängig, welche erklärt daß an der Stelle wo Oesterreich besteht, eine Großmacht ersten Ranges bestehen muß, die im Interesse Europa's und der Welt überhaupt eher vergrößert als verkleinert werden soll. Ist dies nicht demokratisch, so ist es mir leid um der Demokratie willen. Racen haben ihren Beruf wie Individuen, und nicht jedes Individuum ist zum Regieren berufen. Für uns Deutsche ist es die Frage was wir von uns selbst halten. Wie wir aber auch diese Frage entscheiden mögen, — jedenfalls — seien wir Monarchisten oder Republikaner — ist die österreichische Macht *unsere* Macht, und wir werden wohlthun zu bedenken, daß *Macht* ein anvertrautes Gut ist, auf das man nicht verzichten kann ohne damit zu erklären daß man unwürdig ist es zu besitzen, — wir werden wohlthun zu bedenken daß *Verschleuderung der Macht* der vollste Beweis innerer Unwürdigkeit ist, wie Verschleuderung des Vermögens ein Beweis innerer Zwecklosigkeit des Individuums, und daß auf beiden übereinstimmenden Wegen, hier der Bürger dort der Staat oder die Nation, zu dem gleichen Ziele gelangen: — *unter Vormundschaft gesetzt zu werden.*

Als historischer Vorgang ist die Zersetzung größerer politischer Gebilde in ihre Racenbestandtheile, dieses Zurücksinken von einem *sittlichen* in ein *naturhistorisches* Verhältniß, eine Erscheinung des europäischen Verfalles die zu den trübsten Gedanken veranlaßt. Das Nationalitätsprincip, von

einem oberflächlichen Liberalismus als ein Pfand der Hoffnung auf bessere Tage begrüßt, ist in Wahrheit ein Gift von welchem das europäische Abendland mit der Auflösung bei lebendigem Leibe bedroht wird. Wenn die Elemente der Verbindung nach Freiheit streben, ist der Organismus im Begriffe der Vernichtung anheim zu fallen, und es ist dem Kenner nicht schwer sich der einzelnen Bestandtheile zu bemächtigen und sie zu beliebigen Operationen zu benutzen.

Das Ziel aber auf welches der ganze Vorgang wenn ihm nicht Einhalt gethan wird hinausläuft, ist kein anderes als diese Elemente des abendländischen Staatensystems später einmal im großen russischen Mörser zum Völkerbrei zu zerstampfen, aus welchem das Material der slavischen Weltherrschaft geknetet werden soll. Dem Vorgange Einhalt zu thun, wäre ein hoffnungsloses Unternehmen, wenn er nicht, von der griechischen Revolution bis auf das was heute in Italien vorgeht, zum größten Theile das Werk künstlicher Agitation wäre. Diese Thatsache klar zu machen und mit Documenten zu belegen, gehört zu den wichtigsten Aufgaben welche zur Rettung Europa's verrichtet werden müssen.

Wie die fixe Idee des Nationalitätsprincipes von unseren Feinden benutzt wird uns äußerer Macht zu entkleiden und in Verwicklungen mit anwohnenden Völkern zu bringen, so ist sie uns auch ein wesentliches Hinderniß zu innerlicher Kraft und politischer Organisation zu gelangen. Dieß führt mich auf den vierten und letzten Hauptpunkt meiner Betrachtung: — auf den Mangel eines verständigen Programmes für unsere politische Zukunft.

Das Nationalitätsprincip, auf Deutschlands politische Organisation angewandt, bedeutet die Zertrümmerung Oester=

reichs und die Vereinigung seiner deutschen Provinzen mit den übrigen deutschen Ländern zu einem einheitlichen Staatsganzen. Dies ist die fixe Idee in ihrer kühneren und consequenteren Form. Schüchtern tritt sie auf, wenn sie bloß die Vereinigung des außerösterreichischen Deutschlands unter preußischem Scepter bedeuten soll. In Berlin hat man auf beide Möglichkeiten, — die der kühneren und die der bescheideneren Verwirklichung zugleich speculirt, denn das ganze Deutschland, nach Zertrümmerung Oesterreichs, hätte doch nur ein preußisches Deutschland werden können. Aber das großdeutsche wie das kleindeutsche Programm, als politische Centralisirung Deutschlands mit Verzichtleistung auf die fremden Nationalitäten welche jetzt an unsere Schicksale gebunden sind, ist, ganz abgesehen von der Gedankenlosigkeit mit der man Projecte gebildet hat ohne sich die Bedingungen der Ausführung klar zu machen, in gleichem Grade dem inneren Geiste der Nation, der gesonderten aber parallelen und übereinstimmenden Aufgabe Oesterreichs und Preußens, und den wohlbegründeten historischen Ansprüchen der deutschen Kleinstaaten widersprechend.

Was zuerst die Centralisirung Deutschlands betrifft, so werden wir in der an sich bedauernswerthen und dem Absterben der Völker angehörenden centralistischen Richtung es glücklicherweise niemals Frankreich auf der einen und Rußland auf der andern Seite gleichthun können; besser also überhaupt etwas nicht zu wollen, in welchem es uns nicht zu excelliren vergönnt ist. Unsere Unfähigkeit zu dem äußeren Vorzug ist der Beweis unserer inneren Ueberlegenheit. Weit entfernt daher daß es wünschenswerth wäre den bureaukratischen Centralismus des preußischen Systemes zur Musterform

für ein einheitliches Deutschland zu machen, wird es vielmehr die Aufgabe der kleinern deutschen Staaten werden müssen, decentralisirend und örtliche Selbstregierung befördernd auf Preußen einzuwirken. Auf der andern Seite wird auch gerade die Zusammensetzung Oesterreichs aus seinen verschiedenen Nationalitäten den Kaiserstaat zwingen, in der Gewährung provinzieller Autonomie eine Quelle der Sicherheit und Kraft zu suchen die im entgegengesetzten Systeme nicht zu finden ist. Durch die Existenz der kleineren Staaten in Verbindung mit dieser historisch gegebenen Anlage Oesterreichs, wird nicht nur Deutschland sondern Europa vor dem politischen Tode bewahrt werden, der ihm auf der einen Seite von Frankreich, auf der anderen von Rußland durch den Centralismus droht. Haben wir, da wir nicht rivalisiren können, den Muth dem undeutschen Systeme das deutsche entgegenzustellen! Wir werden es nie zu bereuen haben.

Der zweite Fehler des großdeutschen wie des kleindeutschen Programmes liegt in der Verzichtung auf die politische Verbindung mit anderen Nationalitäten, ist also der zweite unglückliche Einfluß des Nationalitätsprincipes auf die deutschen Angelegenheiten. Ein Volk welches sich mit dieser willkürlichen aber zweideutigen Bescheidenheit auf sich selbst beschränken wollte, würde auf dem großen politischen Gebiete nur die Rolle jener Spießbürger spielen, welche ihren gesellschaftlichen Umgang auf die Verwandtschaft einschränken. Die bloße Thatsache nur einer einzigen Nationalität anzugehören, ist schon hinreichend einen Staat vom eigentlichen großstaatlichen Charakter auszuschließen. Der wahre Großstaat ist ein Reich. Nur Reiche zählen im Großen in der

Culturgeschichte, und der Begriff eines Reiches schließt den der Einfachheit aus. Seinen höheren culturhistorischen Rang erhält ein Reich eben dadurch, daß in ihm die politischen und nationalen Einheiten welche es in sich schließt, durch ein höheres Interesse zu einem bedeutungsvolleren Ganzen vereinigt sind. Nur eine Nation die ein Reich gegründet, ist eine vollzählige Nation. Oesterreich also mit allen seinen Nationalitäten und Provinzen brauchen wir, wenn es uns gelingen soll ein neues Reich Deutscher Nation zu gründen, und weniger als dieß können wir, zwischen Frankreich und Rußland gestellt, nicht wollen, wenn wir uns sollen auf die Dauer behaupten können.

Mit allem nationalen Unglück ist uns neuerdings in einer Beziehung das Geschick günstig gewesen: das Unzweckmäßige, das schon im Gedanken Verfehlte, hat sich bei uns auch immer als das praktisch Unmögliche erwiesen. In diesem negativen Sinne haben wir großes Glück gehabt. Benutzen wir die Belehrung! — Und wenn wir so vieles Verkehrte ausgedacht haben um den Beweis zu führen daß das Verkehrte unmöglich ist, — drehen wir einmal die Sache um und suchen wir auf was unmöglich, um zu beweisen daß es verkehrt ist. Bleibt uns dann das Mögliche übrig, so wird es wohl auch das Rechte für uns sein. Unsere politische Existenz ist eine absolut ungenügende, — eine ungenügende für unsere Bedürfnisse im Innern, eine ungenügende für unsere Action nach Außen. Untersuchen wir welche Wege zu einem befriedigenden Zustande uns verschlossen, welche Ziele für uns unerreichbar sind! Wir ersparen uns damit die weiteren Discussionen über das was mehr oder minder wünschenswerth wäre, denn auf dem Felde

der Politik beschäftigt sich nur ein Thor mit etwas anderem als dem Erreichbaren.

1. Deutschland hat nicht ohne Erfolg den Weg der langsamen Umgestaltung seiner inneren Verhältnisse betreten. Ohne an der Bundesverfassung zu rütteln und dadurch das noch übrige schwache Band der Nation zu gefährden, sind erfolgreiche Schritte zur besseren Einigung in wichtigen Nationalangelegenheiten gethan worden. Es wäre nicht unmöglich auf diesem Wege zu einem befriedigenden Ziele zu gelangen, und der Weg würde sich durch seine Sicherheit in hohem Grade empfehlen, wenn uns ein halbes oder ganzes Jahrhundert der Ruhe vergönnt wäre. Wir können statt dessen vielleicht kaum auf ein halbes oder ganzes Jahrzehnt rechnen. Wir müssen unsere Angelegenheit schnell, wir müssen sie augenblicklich ordnen, wenn wir auf unausbleibliche Gefahren vorbereitet sein wollen. Der langsame Gang der allmähligen Entwicklung, an sich unstreitig am meisten zu empfehlen weil er zu den dauerhaftesten Zuständen führt, ist für uns ohne Hoffnung.

2. Deutschland kann nicht unter einer Reichsverfassung ähnlich der von 1849 constituirt werden, auch wenn dies von irgend einer Seite her beabsichtigt werden sollte. Zwar haben wir unlängst eine Stimme aus der Wüste gehört, die uns verkündet daß jenes verfehlte Erzeugniß verworrener Bestrebungen, die Reichsverfassung von 1849 selbst, noch heutigen Tages zu Recht bestehe. Rechtsgiltig aber oder nicht rechtsgiltig, das Verkehrte und Halbe wird die deutsche Nation so viel Kampf und Blut kosten wie das Rechte und Ganze, und das beabsichtigte Ergebniß wird damit dennoch nicht erzielt werden.

3. Was in Bezug auf die Reichsverfassung von 1849 gesagt worden ist, gilt von den Leistungen jeder constituirenden Nationalversammlung. Schon mit der Zusammenberufung eines neuen deutschen Parlamentes würden die Verwirrung der Ansichten, der Widerstreit der Zwecke, die Hemmungen durch bedrohte Interessen, die Intriguen der Eifersucht und die Einflüsse des Auslandes beginnen, und sie würden sich zu einer Confusion gestalten, oder umgekehrt eine Schärfe der Gegensätze annehmen, welche, wie jetzt die europäischen Verhältnisse liegen, unsere Nationalexistenz überhaupt gefährden würde. Ein Bürgerkrieg im eigentlichen Sinne des Wortes, nicht zwischen Volk und Regierungen, sondern zwischen Partei und Partei, Regierung und Regierung, würde die Folge sein, und wenn auch wir selbst es darauf ankommen lassen wollten ob eine solche Periode einen Washington, einen Cromwell, einen Napoleon I. oder Napoleon III. hervorbringen würde, so würden es andere Mächte, welche jeden unserer Schritte im Auge haben, nicht darauf ankommen lassen.

Ein neues deutsches Nationalparlament hätte nur unter der Voraussetzung Verstand daß die deutschen Regierungen sich vor der Zusammenberufung schon über einen die Interessen des Volkes befriedigenden Entwurf verständigt hätten. Man hat Zeit und Gelegenheit genug gehabt diese Interessen kennen zu lernen. Die Kluft des Mißtrauens, welche Volk und Regierung getrennt hatte, ist durch beiderseitigen guten Willen ausgefüllt worden. Unser Nationalwohl verlangt von unseren Fürsten keine Opfer, sondern nur Verstand und den Willen welcher zu Entschlüssen nöthig ist. Weßhalb also sollte nicht von oben herab ein Einverständniß möglich sein?

Die nöthigen Schritte müßten im Stillen, rasch, mit Entschiedenheit gethan und mit Eifer zum Ziele geführt werden. Können sich unsere Fürsten unter einander verständigen und ohne Zuzug und Kenntniß des Auslandes einen Plan zu Stande bringen der ihren eignen wahren Interessen und damit von selbst den Interessen der Nation entspricht, — dann können sie, wie sich die Einsicht und Stimmung des Volkes den europäischen Verhältnissen gegenüber ausgebildet hat, es auch ruhig wagen ihren Plan der Nation vorzulegen und auf deren Zustimmung rechnen. Dann würde die Zeit gekommen sein ein neues deutsches Nationalparlament zusammenzurufen.

Die zu Anfang des Krieges in Deutschland selbst, sowie auswärts im Kreise deutscher Flüchtlinge an's Licht getretene Anregung des Gedankens hätte, so gut sie gemeint war, unmöglich zu etwas Gutem führen können. Während der Berathungen einer solchen Versammlung würde nicht nur über Italien sondern auch über Deutschland verfügt worden sein, und seine Mitglieder, so viele die unvermeidliche Katastrophe überlebt hätten, würden bald irgendwo bei den Antipoden Zeit gefunden haben zu überlegen, ob es nicht zuweilen weiser ist seinem Bruder zuzugeben zweimal zwei sei fünf, als mit ihm zu disputiren während es sich um wichtigere Dinge handelt. Ausländer haben verstanden welche Gefahr für Deutschland in dem Gedanken liegt, und haben deßhalb ihn auf das wärmste empfohlen!

4. Deutschland kann nicht unter preußischem Scepter vereinigt werden. Vorher müßte Oesterreich vernichtet sein, und dazu ist glücklicher Weise keine Aussicht vorhanden. Zugleich müßten die übrigen europäischen Mächte vollkommen

paralysirt sein, ehe sie es zu einem solchen Ergebniß kommen ließen. Jede von diesen Bedingungen enthält schon für sich allein eine Unmöglichkeit, zusammen bilden sie eine gedoppelte.

5. Auch das außer-österreichische Deutschland kann nicht unter preußischem Scepter vereinigt werden. Vorher müßte Oesterreich mindestens auf das äußerste geschwächt sein, und der Widerstand der übrigen europäischen Mächte würde derselbe bleiben wie für das umfassendere Project. Die Mittel- und Kleinstaaten würden Schutz suchen wo sie ihn finden könnten, und sie würden ihn finden.

6. Die Vereinigung Deutschlands unter österreichischem Scepter — ein Gedanke der gar nicht in Oesterreichs Charakter liegt — ist ebenfalls eine Unmöglichkeit. Vorher müßte Preußen vernichtet, der Geist Norddeutschlands erdrückt, Rußland wie Frankreich bis zur Ohnmacht gelähmt, — kurz die übrige politische Welt auf die eine oder die andere Weise zur Unthätigkeit verurtheilt sein.

7. Deutschland kann auch nicht zwischen Oesterreich und Preußen getheilt werden. Dazu gehört zunächst ein Einverständniß zwischen diesen beiden Mächten welches schwer zu erzielen sein möchte, auch wenn beide im gewaltthätigen Willen übereinstimmten. Sodann würden natürlich die sämmtlichen Mittel- und Kleinstaaten dieser Absicht gegenüber sich zu einem Bunde vereinigen dem es nicht an mächtigen Protectoren fehlen würde. Der Versuch würde muthmaßlich zu einem unheilbaren Verderben der ganzen deutschen Nation ausschlagen.

8. „Nun! wenn alles nicht möglich ist was durch eine vorhandene Macht bewirkt werden könnte“ — höre ich rufen

— „wenn alles Bestehende einer gerechten Forderung feindlich gegenüber steht — dann möge uns eine postdiluvianische Schöpfung retten! Eine politische Sündfluth möge alle gegenwärtigen Staatenverhältnisse hinwegschwemmen, und auf dem rein gewaschenen Boden wollen wir der verjüngten deutschen Nation eine Wohnung bauen!“ — Ich habe oft schon diese Sprache gehört. — Wohl! — Eine solche Katastrophe ist nicht unmöglich. Aber auch der fanatischste Revolutionär wird mir zugeben, daß einer Politik die keine andere Basis als die einer solchen Hoffnung hat, weniger Aussicht auf Erfolg zugesprochen werden kann als einem ökonomischen Unternehmen welches sich auf einen gehofften Lotteriegewinn gründet. Die erwartete Katastrophe kann ausbleiben oder der Berg kann eine Maus gebären, wie der Lotteriespieler eine Niete ziehen oder ein Trinkgeld gewinnen kann. Die Katastrophe kann auch vor sich gehen, — in ihrer ganzen Größe und Allgemeinheit vor sich gehen, und der Erfolg kann Finis Germaniae heißen. Neubildungen freilich, werden auf den Umsturz des Alten folgen; aber sie werden muthmaßlich etwas ganz Anderes darstellen als die Umsturzpolitiker sich gedacht haben. Der Umsturz kann in Tagen und Stunden vor sich gehen; die Neubildungen werden sich allmählig in Jahrhunderten der Verwirrung gestalten, und den revolutionären Sanguinikern wird weder die Erfüllung ihrer Hoffnungen, noch selbst die Belehrung über ihre Täuschungen zu Theil werden. Eine politische Rechnung, selbst die ungewöhnlichste, wie sie Louis Napoleon zu machen weiß, muß sich auf die gegebenen Weltverhältnisse, nicht auf die Voraussetzung ihrer Vernichtung gründen. Vernünftige politische Bestrebungen müssen aus diesen Verhältnissen heraus

etwas zu entwickeln, mit den in ihnen enthaltenen Stoffen und Kräften zu operiren suchen. An das Bestehende müssen auch die politischen Hoffnungen der deutschen Nation anknüpfen, aus dem Bestehenden heraus muß die Erfüllung dieser Hoffnungen quellen. Welche gewaltsame Wendung unseres Geschickes aus einem unerhörten Wechsel der Dinge hervorgehen könnte, muß von einer verständigen Rechnung ausgeschlossen bleiben. Will man aber Wahrscheinlichkeiten sprechen lassen, so ist keine größer als daß eine tief gehende Revolution welche in Deutschland die bestehenden Gewalten hinwegräumte, zum Untergange Deutschlands führen und die deutsche Nation dauernd unter fremde Herrschaft bringen würde. Eine Rettung wie die welche es für Frankreich gab, gäbe es für uns nicht. Die deutsche Nation muß sich in dieser Beziehung ihre Lage ganz klar machen. Ihre zunehmende Prosperität in allen Sphären des praktischen Lebens, die nicht unwesentlichen Schritte welche im letzten Jahrzehent zur Einigung der politischen Interessen geschehen sind, das steigende Selbstgefühl welches damit Hand in Hand gegangen, — dieser ganze innere Fortschritt hat die Besorgnisse derer erregt deren Kraft in unserer Schwäche beruht, und es ist mehr als bloße Vermuthung daß diese Besorgnisse einen wesentlichen Antheil an dem Einverständnisse Frankreichs und Rußlands gehabt haben, ohne welches der so eben beendigte Krieg nicht begonnen worden wäre.

Unser Mangel an Einigkeit ist Schuld daß unsere Feinde ihren Zweck erreicht haben. Welche Stellung ferner Rußland und Frankreich auch zu einander und gegen Deutschland einnehmen werden, sie werden sich immer damit beschäftigen — vereint oder gesondert — gegen uns Unheil zu ersinnen,

und sie werden immer ihren Zweck erreichen wenn wir uneinig sind, sei es die Uneinigkeit unserer Staaten, sei es die Uneinigkeit unserer Parteien, sei es endlich die gefährlichste aller Uneinigkeiten, die zwischen unserem Volke und seinen Regierungen. Die Revolution ist das große Mittel der Russificirung Europa's, der die Gallificirung nur vorausgeht, und nach meiner innigsten Ueberzeugung, geschöpft aus dem was in allen europäischen Ländern vorgegangen ist und noch vorgeht, beruht das Heil der deutschen Nation in der Vermeidung derselben.

9. Ich komme zum Schlusse meiner negativen Sätze: In der Erkenntniß, daß die deutsche Bundesverfassung untauglich ist den Bedürfnissen unserer Nationalexistenz zu genügen, sind alle Deutsche einig. Regierende und Regierte, welcher Partei sie angehören, welche besondere Interessen sie haben mögen, stimmen darin überein, und hätte diese Uebereinstimmung noch nicht bestanden, sie wäre durch die letzten Monate hervorgebracht worden. Wäre man nur halb so einig in der Meinung über das was an die Stelle gesetzt werden soll, die Reform wäre schon längst vor sich gegangen, und unstreitig ist es eine große Ungerechtigkeit und Unüberlegtheit die Regierungen der Bundesstaaten ausschließlich des üblen Willens anzuklagen und sie für die Mängel des Bestehenden verantwortlich zu machen. Von denen welche diese Anklage erheben, ist meines Wissens bis jetzt noch kein Reformvorschlag ausgegangen welcher vor politischem Verstande Stich gehalten hätte. Es ist vorgeschlagen worden dem Bundestage als einem allgemeinen deutschen Herrenhause eine allgemeine deutsche Volksrepräsentation beizufügen, und auf dem Gebiete der Vollziehungsgewalt die Bundesbefugnisse zu erweitern

und mit der entsprechenden Macht zu begleiten. Der Vorschlag erinnert an die nordamerikanische und andere Bundesverfassungen. Allein die wesentlichsten Gründe der Untauglichkeit der jetzigen Bundesverfassung würden auch für diese neue gelten. Das Mißverhältniß zwischen den großen und den kleinen Bundesgliedern, die Herrschsucht und Eifersucht der ersten und die Schwäche und Angst der letzten, würden nach wie vor Mittel und Ursache finden sich fühlbar zu machen und damit jede heilsame Kraftäußerung hemmen. Die Bundesvollziehungsgewalt würde, so stark man sie auch macht, nicht stark genug sein. Sie würde Alle bedrohen, und doch weder den Einzelnen noch dem Ganzen den nöthigen Schutz gewähren. Sie würde dem Auslande ärgerlich sein, ohne die Macht zu haben uns vor diplomatischen Gaunereien sicher zu stellen, oder den Gefahren offener Angriffe gewachsen zu sein. Eine solche Reform — aller Wahrscheinlichkeit nach die welche uns im Nothfalle das Ausland anempfehlen würde — müßte entweder zu Revolution, Auflösung und Bürgerkrieg, oder zur Erschöpfung der Nation durch innere Reibungen führen.

Was bleibt dem deutschen Volke übrig?

Es ist für uns nur ein Weg offen, und wenn wir es versäumen ihn zu gehen, sind wir entweder verloren, oder die Rettung kann im günstigsten Falle nur hinter einer Zeit der Leiden und der Noth liegen.

Dieser eine Weg ist durch die gegebenen Verhältnisse bezeichnet.

Das deutsche Staatensystem hat drei natürliche Hauptglieder: Oesterreich, Preußen und die Gesammtheit der Mittel- und Kleinstaaten. Unter Oesterreich ist hier ganz Oesterreich,

unter Preußen ganz Preußen verstanden, und was die Mittel- und Kleinstaaten betrifft, so ist ihre Zusammenfassung die einzige Form, in der sie nicht nur dem Rechte, sondern auch der Macht nach ebenbürtig neben die beiden großen gestellt werden können. Diese politisch natürliche Auffassung, von der die Dinge genommen werden wie wir sie vorfinden, hat nichts mit dem Nationalitätsprincipe, nichts mit der ganzen Sophistik zu thun die auf die Unmöglichkeit jeder verständigen Einrichtung berechnet ist. Wir nehmen Oesterreich als diesen Staat wie er ist, ohne auf die Sprachen, den Schädel und das Costüm der Bewohner seiner verschiedenen Provinzen zu achten, die wir den Linguisten, den Zoologen, den Genremalern und der literarischen Industrie der Monographien und Bilderbücher überlassen. Wir machen es mit Preußen ebenso. Wir nehmen die Mittel- und Kleinstaaten als eine Gruppe die den beiden großen gegenüber ein gemeinsames Interesse hat, und im Gegensatze gegen Einförmigkeit und centralisirten Staatsmechanismus das politische Leben nach der Seite des Volkes und seiner localen Lebensinteressen repräsentirt.

Dieser letzte Umstand zeigt daß die Gruppe der Mittel- und Kleinstaaten dem Ganzen so unentbehrlich ist wie jedem der beiden großen Mächte. Man hat den Constitutionalismus der Kleinen mit Geringschätzung besprochen, und Diezel hat nicht Unrecht gehabt wenn er denselben als Beförderung eines separatistischen Geistes ungünstig beurtheilt hat. Allein ist nicht am Ende Preußen auch dahin gekommen in der Nachahmung von Institutionen einen Fortschritt zu erkennen, die Württemberg, Baden, Bayern, Sachsen und andere auf die ein Preuße mit Geringschätzung herabsieht, lange vorher

besessen und zu Zeiten mit großen Ehren gehandhabt haben? Und verlangt man nicht von Oesterreich daß es dem Beispiele ebenfalls folge? — Von der Rolle welche die kleinen Staaten in unserer Literatur gespielt, in der sie die dominirende Macht sind, brauche ich nicht zu sprechen. Jeder Deutsche kennt sie, und weiß daß Geist und Bildung nicht nach Quadratmeilen oder Stärke des Bundescontingentes gemessen werden können.

Jedes der drei Hauptglieder des deutschen Staatensystems ist in der That der Nation in gleichem Grade nothwendig und der Entfaltung des nationalen Lebens in gleichem Grade förderlich. Die strategische Aufstellung unserer geistigen Kräfte ist ein Dreieck dessen Spitzen nicht nur auf die Hauptverhältnisse der europäischen Politik deuten, sondern auch die großen Charakterzüge im deutschen Volksgeiste bezeichnen. Wir sind freilich „Norddeutsche“ und „Süddeutsche,“ wie wir auch Ostdeutsche und Westdeutsche sind; aber ungleich bedeutungsvoller ist es, daß wir Oesterreicher, Preußen und deutsche Kleinstaatler sind, und daß der welchen das letzte trifft, sich dessen nicht zu schämen hat.

Die Mittel- und Kleinstaaten haben die wichtige Aufgabe zu verhindern daß Deutschland, sei es unter Preußen oder unter Oesterreich, dem Centralismus verfalle. Ist die Zersetzung der politischen Völkerverbindungen in ihre naturhistorischen Elemente die eine Gefahr welche Europa und damit auch uns bedroht, so besteht die zweite in der alle politische Selbstthätigkeit des Bürgers ertödtenden Centralisation, in der Allgemeinheit eines Regierungsmechanismus, wie er nur in centralisirten Großstaaten seine Vollkommenheit erreicht. Diese zweite Gefahr ist nicht minder groß.

Was auch auf der einen Seite der abstracte Einheitseifer oder was auf der anderen die verständige Erkenntniß der Nothwendigkeit größerer Einheit für die deutsche Nation sagen mag, — einen wesentlichen Theil unserer höchsten geistigen Vorzüge, und fast unsere ganze politische Vorschule, verdanken wir der politischen Getheiltheit. Eine allgemeine Durchbildung der Nation wie sie nur in der deutschen und in keiner anderen existirt, wäre ohne diese Getheiltheit nicht möglich geworden. Der Vortheil darf nun weder in dieser noch in einer andern Beziehung aufgegeben, aber die Nachtheile müssen beseitigt werden.

Einzeln den beiden deutschen Großstaaten gegenüber gestellt, machen die Mittel- und Kleinstaaten jede zweckmäßige Organisation des Ganzen unmöglich. Besorgniß für ihre Existenz und Eifersucht auf ihre Selbstständigkeit müssen naturgemäß die Beweggründe ihrer Politik sein. Das Mißverhältniß der Macht unter den Bundesgliedern gibt diesen Beweggründen, die bald von der einen bald von der anderen Großmacht, bald endlich vom Auslande benutzt werden, den Ausschlag in der ganzen Bundespolitik, und verdammt diese zur Nichtigkeit und Lächerlichkeit, ohne daß irgend ein einzelnes Bundesglied für das Uebel verantwortlich gemacht werden könnte.

Für die Mittel- und Kleinstaaten muß also eine andere Sicherung des Bestandes und der Unabhängigkeit gefunden werden, als die in der jetzigen Bundesverfassung enthaltene, eine Sicherung durch die sie in das richtige Verhältniß nicht nur des Rechtes, sondern auch der Macht mit den beiden deutschen Großstaaten treten.

Dieser Zweck wird erreicht wenn die deutschen Mittel-

und Kleinstaaten unter sich zu einem engeren Bunde zusammentreten, der sich nach eigenem Interesse und Gutdünken zur dritten deutschen Macht organisirt, und als solche mit Oesterreich und Preußen ebenbürtig zu einer deutschen Dreiherrschaft vereinigt. An diese durch den engeren Bund der Mittel- und Kleinstaaten gebildete dritte deutsche Macht dürfte von Seiten der beiden anderen keine die innere Organisation beschränkende Anforderung gestellt werden, außer daß sie sich eine die Einheit und Kraft der Action nach außen zulassende Bundesgewalt schaffe, die im Stande sei den Souveränen von Oesterreich und Preußen würdig an die Seite zu treten. Von abgesondertem Heerwesen und abgesondertem diplomatischem Verkehre der einzelnen Staaten im engeren Bunde der Kleinen dürfte also natürlich nicht die Rede sein, aber die Union der deutschen Mittel- und Kleinstaaten würde dadurch als Ganzes eine politische Stellung gewinnen deren Ehre und Macht auf jedes, auch das kleinste seiner Glieder zurückfiele, und damit Vortheile gewährte die in der jetzigen unmittelbaren Bundesgenossenschaft der Kleinen mit Preußen und Oesterreich geradezu unmöglich sind.

Oesterreich, Pieußen und die deutsche Union würden zusammen die deutsche Dreiherrschaft darstellen.

Mit dieser politischen Schöpfung wären die Gründe der Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen beseitigt, und das von der Dreiherrschaft repräsentirte gemeinsame mitteleuropäische Interesse, in Verbindung mit der Einheit des deutschen Nationalbewußtseins, würde die drei Glieder eng zusammenhalten. Die Nation würde bald an der Donau und weiter südwärts, in den dänischen Verhältnissen sowie am Rheine, genug zu thun bekommen um jedem Ehrgeize

der drei Glieder einen besonderen Zielpunkt zu geben, für das Ganze aber die geeinte Kraft nöthig zu machen.

Oesterreich müßte natürlich dem Ganzen alle seine Völker zuführen, und die Vortheile welche die Vereinigung gewährte, wären auch so groß und überwiegend daß sie alle zufrieden gestellt werden könnten. Es ist keine Kunst liberal zu sein, wenn man sich in der richtigen politischen Stellung befindet es ohne Gefährdung sein zu können.

Man könnte gegen den Gedanken der engeren Vereinigung der Mittel- und Kleinstaaten einwenden, daß sich im Kreise ihres engeren Bundes das nämliche Mißverhältniß der Macht und Größe darstellen würde welches dem gegenwärtigen Deutschen Bunde so nachtheilig ist. Der Einwand hat indessen kein Gewicht. Es wird vorausgesetzt daß die einzelnen Glieder der Union die Ausübung einzelner Souveränetätsrechte, wie namentlich die Unterhaltung und Wahrung internationaler Beziehungen, ihrer Bundesregierung übertragen. Ihre Souveränetät bliebe ein gesichertes Rechtsverhältniß, hörte aber in allen Beziehungen unter einander und nach außen auf, ein Machtverhältniß zu sein. In diesem Geiste könnte der jetzige Bund nicht reformirt werden, weil damit an die beiden deutschen Großmächte Zumuthungen kämen deren Annahme vernünftiger Weise nicht vorausgesetzt werden kann. Unter den Mittel- und Kleinstaaten kann dagegen auch der größte für sich keine europäische Macht sein und wahrscheinlich auch nicht werden. Dies ändert das ganze Verhältniß und läßt sämmtliche Mittel- und Kleinstaaten in der Vereinigung außerordentliche Vortheile ohne irgend reelle Opfer erkennen.

Welche Form sich die Vereinigung der drei großen Glieder

des ganzen politischen Organismus geben müsse dessen Umrisse ich hier, ich möchte sagen in den Nebel einer nahen Zukunft zeichne, bin ich klug genug nicht zu genau andeuten zu wollen, so klar die Ansichten sind die ich mir selbst darüber gebildet habe. Von der Noth der Zeit würde die Innigkeit der Verbindung und der Grad der für unerläßlich erkannten Einheit der Action abhängen. Jedes der drei Glieder möchte abwechselnd auf bestimmte Zeit und mit berathender Betheiligung der beiden übrigen die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten haben und das Ganze dem Auslande gegenüber vertreten. In seinen inneren Angelegenheiten müßte jedes derselben vollständig souverän sein. Dem diplomatischen Verkehre — und dies wäre eine Lebensfrage — müßte eine Organisation gegeben werden die eine gleiche und gemeinsame Betheiligung der drei Glieder der deutschen Dreiherrschaft bedingte und sicherte. Das entspricht allerdings keinem herkömmlichen Verhältnisse, ist aber darum nicht minder möglich.

Der hier ausgesprochene Gedanke für die politische Organisation Deutschlands und derjenigen Theile Centraleuropa's deren Schicksal an das der deutschen Staatengruppe geknüpft ist, nimmt freiwillig und ohne Murren den Antheil von Spott auf sich dem der machtlose Gedanke, widerspenstigen und schwierigen Verhältnissen gegenüber, nicht entgehen kann. Ich ziehe indessen nur den Antheil in Betracht welcher von der deutschen Nation selbst mir allfällig zuerkannt werden mag. Andere Nationen gehören weder zu meinem Publikum, noch zu den von mir anerkannten Kritikern. Was wir als Deutsche auch über unsere nationalen Fragen denken mögen, — vereinigen wir uns den übrigen Nationen gegenüber,

indem wir ihnen zurufen was der österreichische General den Italienern zugerufen hat: „Wir trauen keinem unter euch allen!“

Dies dem Auslande! — Unter uns selbst dagegen muß Vergessen und Vergeben des Geschehenen, Zügelung des Ehrgeizes, und gegenseitiger guter Wille herrschen, damit wir den Fremden als Gegensatz zurufen dürfen: „Wir unter uns trauen uns alle.“

Ein anderer Weg führt zu unseliger Zwietracht, vielleicht zum Bürgerkrieg und zum Untergange der Nation.

IV.

Briefe über die neuesten Flugschriften der deutschen Parteien.

1859—60.

Vorwort.

Die folgenden politisch-literarischen Briefe sind, bis auf den letzten, ursprünglich in einem thüringischen Blatte — dem „Beobachter an der Saale" — erschienen, deren Verleger aber zugleich einen besonderen Abdruck unter dem Titel: „Die Bestandtheile der deutschen Parteien und die politische Literatur des letzten Jahres," Rudolstadt 1860 — veranstaltete. Für gegenwärtigen neuen Abdruck wurden diese Briefe von einigem Unwesentlichen gereinigt was durchaus dem Augenblick angehörte. Den Anhang aus der Frankfurter Postzeitung würde der Verfasser weggelassen haben, wenn er nicht der Meinung wäre daß die politischen Verkehrtheiten und Verirrungen vor denen Geist und Bildung nicht bewahrt, am allermeisten verdienen in ihr rechtes Licht gestellt zu werden.

I.

Heidelberg, 6. April 1859.

Deutschland ist unstreitig das Land in welchem am meisten gedruckt, schwerlich das Land in welchem am meisten gelesen wird, und ganz gewiß nicht das Land in welchem schreiben, drucken und lesen am meisten hilft.

Auch diese Erkenntniß, geschrieben, gedruckt und gelesen, wird nicht viel helfen. Eine Nation kann so wenig wie ein einzelner Mensch aus der eigenen Haut fahren, es sei denn sie habe sich vorher als Puppe eingesponnen um als Schmetterling die alte Rinde zu durchbrechen. Vielleicht ist das literarische Ausspinnen unserer Gedanken nichts als das Einspinnen des deutschen Bücherwurms in den bewegungslosen Zustand der einer letzten glänzenden Metamorphose vorausgeht. Sei es so! — und ich spinne mit! —

Auf meinem Schreibtische liegt ein Stoß von einigen sechzig politischen Flugschriften, mit einigen dickeren Heften die auf den Namen von Büchern Anspruch machen können. Auf allen diesen trägt der Umschlag das Zeichen daß ich sie gelesen habe, — gelesen im Laufe der letzten zehn Monate. Ohne das Zeichen wäre ich selbst nicht im Stande in jedem einzelnen Falle sicher zu sein ob ich als politisches Publikum meine Pflicht erfüllt. Daneben liegt ein zweiter zum Glücke kleinerer Stoß von Schriften welche ich noch lesen will, obschon ich die welche mir uninteressant schienen in ansehnlicher Zahl sogleich meinem Buchhändler remittirt habe. „Hat denn der Mann nichts Gescheidteres zu thun?“ werden vielleicht Ihre Leser fragen. Ich fühle den Vorwurf welcher in der Frage liegt. Wollte Gott er träfe meine kleinste Sünde. Ich habe aber nicht nur alle diese politischen Broschüren seit zehn Monaten gelesen, ich habe sogar eine selber geschrieben, was nur insofern verzeihlich genannt werden kann als es mir den Vortheil gewährte daß ich sie nicht zu lesen brauchte.

Man muß gestehen daß eine Production politischer Gedanken wie sie in allen diesen Schriften zu Tage liegt, in einem unpolitischen Volke wie das deutsche erstaunlich ist. Wie

viele Menschen aber, lassen Sie mich fragen, gibt es unter den vierzig Millionen Deutschen welche diesem Zweige unserer Literatur mit der Aufmerksamkeit folgen mit der ich ihr gefolgt bin? — Sind es wohl Tausend? — Wo denke ich hin? — Sind es wohl Hundert? — Vielleicht! aber sehr wahrscheinlich ist es nicht.

Was ist nun ein Glück, was ein Unglück für Deutschland? — daß so zahlreiche politische Schriften gedruckt oder daß so wenige derselben gelesen werden? — Ich wage es nicht zu entscheiden. Erlauben Sie mir indessen einen Vergleich zu ziehen. In den Vereinigten Staaten sind Broschüren eine große Seltenheit weil die Discussion öffentlicher Interessen ganz von den Zeitungen in Besitz genommen ist. Die bedeutendsten Zeitungen dort erscheinen in Auflagen welche hunderttausend erreichen wenn nicht überschreiten, und eine Broschüre druckt man nur wenn man dem was man zu sagen hat eine noch größere Verbreitung geben will. Bei der letzten Präsidentenwahl erschienen in dieser Absicht einige Parteiflugschriften. Sie wurden vom Verleger mit Preisansatz „per Tausend" angekündigt.

Vielleicht liest man in Amerika gerade darum so viel weil man so wenig schreibt, während man in Deutschland so wenig liest weil man so viel schreibt. Wir sind ein Volk von Schriftstellern; und wie der Schuster der schlechteste Kunde des Schusters ist, so kann einem Volke von Schriftstellern nicht zugemuthet werden viele Bücher zu lesen, höchstens darin zu blättern.

Und dennoch liest der Deutsche im Fache der Politik im Durchschnitte nur was ihm gefällt, natürlich also nur das was mit seinen Ansichten übereinstimmt, eigentlich also

nur das was er schon weiß. Dies liest er gern in einem Journale bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre, mit dem angenehmen Bewußtsein daß es Luxus ist, weil er es eigentlich nicht nöthig hat, eben weil er es schon weiß. Er sucht in den raisonnirenden Artikeln der Zeitungen seine politische Lieblingsmelodie, die ihm um so besser gefällt je öfter er sie hört. Er schafft eine Zeitung ab sobald sie zwei- oder dreimal einen ihm mißfälligen Artikel bringt, d. h. einen Artikel in welchem er andere als seine eigenen Ansichten entdeckt. Er schafft sie also ab wo erst der Grund beginnt weßhalb er sie vernünftigerweise angeschafft haben sollte. So verfährt der Einzelne welcher sich zu Hause seine Zeitung hält, und so verfahren selbst Lesegesellschaften in aufgeklärten Städten, als ob in der Politik die Gedanken des Gegners nicht das hauptsächlich Wissenswürdige wären.

Diese Auffassung der politischen Lectüre, bei welcher es nicht auf Belehrung sondern auf politische Erbauung abgesehen ist, sei es auch nur auf eine Erbauung wie die welche durch ein auf eine Leierorgel gesetztes Vaterlandslied bewirkt wird, ist der Wirksamkeit der selbstständigen politischen Tagesliteratur besonders ungünstig. Den Zeitungen ist jener Leierorgelton in der Regel mehr oder minder eigen. Eine selbstständige politische Schrift tritt dagegen zu bestimmt auf um ein musikalisch-patriotrisches Bedürfniß befriedigen zu können. Man blättert ein wenig, und man merkt bald wohin der Mann will, vielleicht sogar woher der Mann kommt. Was braucht man mehr zu wissen. Enthält seine Schrift unsere eigenen Ideen, so lesen wir sie nicht weil wir diese Ideen schon kennen; enthält sie andere Ideen, so lesen wir sie nicht weil wir sie nicht kennen wollen. Also nicht etwa

darum weil man in Deutschland der Discussion müde wäre und endlich zur That übergehen möchte — denn von beidem ist bis jetzt wenig zu merken, — sondern gerade umgekehrt, weil in den selbstständigen politischen Schriften mit zu großer Bestimmtheit auf praktische Ziele hingearbeitet wird: aus diesem Grunde werden sie nicht von der Zahl und mit der Aufmerksamkeit gelesen die ihrem massenhaften Erscheinen und dem wirklichen Bedürfnisse der Nation entspricht.

Und was erklärt unter diesen Umständen die fortdauernde große Fruchtbarkeit auf diesem Felde der Literatur? — Der Grund der Erscheinung ist zusammengesetzt aus einem Bedürfnisse und der Unmöglichkeit es auf die richtige Weise zu befriedigen. Noch fehlen uns in Deutschland die ständigen Organe der öffentlichen Meinung, wie sie in unseren Tagen eine sich dem politischen Bewußtseyn auch nur annähernde Nation bedarf. Daß wir Zeitungen haben welche in vielen und wichtigen Beziehungen alles Lob verdienen, hilft dem Bedürfnisse nicht ab. Gut oder schlecht, — wir haben keine Zeitungen die als anerkannte Organe bestimmter politischer Parteien und Mächte, mit dem sicheren Bewußtsein einen wesentlichen und oft entscheidenden Einfluß auszuüben, für das ganze Land von einer Grenze zur andern die Discussion der nationalen Angelegenheiten führen und zwischen sich theoretisch zum Schlusse bringen könnten. So weit in Deutschland Parteien im nationalen und praktischen Sinne existiren, müssen sie bis jetzt kukuksartig ihre Eier in zahlreiche Nester kleiner Vögelchen legen, und ein Gedanke der sich nicht als Kukuksei legitimiren kann, ist nirgends unterzubringen. Der Kukuk ist in Verschwörung mit der Grasmücke, dem Zaunkönig und dem gemeinen Sperling, und wer nicht zu dieser

Verschwörung gehört, muß sein Ei da oder dort auf den Boden fallen lassen, und man nennt es dann eine Broschüre. Zuweilen freilich paßt es auch dem Kukuk selbst, — dem leibhaftigen Erzkukuk, der in Frankreich zu Hause ist, den Schein ehrlicher Verlegenheit anzunehmen und die Zahl dieser Findeleier vermehren zu helfen. Aus denen die er bei uns auf der Gasse verloren hat, ist die Theorie des Nationalitätsstaates und die Lehre von der nothwendigen Zertrümmerung Oesterreichs ausgeschlüpft.

II.

Heidelberg, 13. April.

Um aus dieser Literatur nicht bloß Einzelnes nach ganz individuellem Urtheil und mehr oder minder auf Gerathewohl herauszugreifen, wird ein Eingehen auf die Parteien unerläßlich deren Standpunkte und Ziele sich in den Schriften abspiegeln. Die ganze Zerfahrenheit und Rathlosigkeit der deutschen Politik — wenn man es überhaupt wagen darf diesen Ausdruck zu gebrauchen — legt sich in der Unmöglichkeit an den Tag, diese Standpunkte und Ziele auf irgend einen die gesammten Nationalinteressen umfassenden praktischen Gegensatz zu bringen. Theilt sich etwa die deutsche Nation, wie man vermuthen könnte, einfach in eine preußische und eine österreichische Partei? — Theilt sie sich in eine republikanische und eine monarchistische? — in eine demokratische und eine aristokratische? — in eine revolutionäre und eine conservative? — in eine centralistische und eine föderalistische? — in eine protestantische und eine katholische? — Nein! — Keiner dieser

Gegensätze kann sich rühmen mehr als ein Element der Verwirrung zu sein. Keiner hat ein solches praktisches Uebergewicht daß die anderen sich ihm unterordnen müßten. Daher denkt, redet, schreibt, liest, wünscht, hofft, fürchtet, behauptet, bestreitet, erklärt, beweist, incriminirt und recriminirt, sympathisirt und antipathisirt Alles durcheinander, und nur auf dem Gebiete der That gibt es als Gegensatz gegen dieses theoretische Gewimmel eine bewundernswürdige Einheit, welche darin besteht daß auf allen Seiten in gleicher Weise nichts gethan wird. — Doch nein! — Schillerfeste feiern, Denkmale errichten — ist das nicht auch etwas gethan? — Ganz gewiß — es sind treffliche Vorstudien zur Errichtung und Einweihung eines Denkmals für die ganze deutsche Nation, welche, auf die bisherige Weise fortfahrend, sehr bald eines Denkmales für sich selbst bedürfen wird.

Indessen eine Classification unserer Parteien und Partei-Unterabtheilungen, sei es nach dem Linnéischen oder irgend einem andern, natürlichen oder unnatürlichen Systeme, ist für meinen Zweck unerläßlich. Und weil es denn sein muß, so soll zunächst eine Fortschrittspartei, eine Stillstandspartei und eine Rückschrittspartei unterschieden, dann diese in ihre Hauptbestandtheile zerlegt, und an jeder Stelle sollen die Schriften erwähnt werden, welche dahin gehören und erwähnenswerth scheinen. Eine Bemerkung muß nur im Allgemeinen vorausgeschickt werden. Wenn hier von „Parteien" überhaupt die Rede ist, so ist im strengeren Sinne der Ausdruck nur auf einzelne Fractionen anwendbar. Im Uebrigen ist er nichts als die Bezeichnung eines abstracten Begriffes. Die Personen in welchen die Ansichten, Wünsche und Bestrebungen eines gewissen politischen Standpunktes

leben, bilden in Deutschland nicht wie in anderen Ländern organisirte und als Gesammtheiten wirkende Körper; mit einer einzigen in Betracht kommenden Ausnahme. Im Uebrigen hat man es in Deutschland bis jetzt in dieser Beziehung nur mit den Individuen zu thun. Man sollte also eigentlich eintheilen: 1) Fortschrittsmenschen, 2) Stillstandsmenschen, 3) Rückschrittsmenschen. Es sei uns indessen nichtsdestoweniger die vorgreifende Einbildung des Vorhandenseins wirklicher Parteien gestattet, weil die Zeit des Handelns, des gezwungenen wenn nicht des freiwilligen, immer näher rückt, und am Ende die Individuen aus ihrer Vereinzelung heraus zur Vereinigung für bestimmte Zwecke treiben muß.

Ich beginne demnach mit der Fortschrittspartei, welche unstreitig aus dem bei Weitem größeren Theile der Nation besteht. Wenn nicht allen Menschen klar ist daß man weder stillstehen noch rückschreiten soll, so unterliegt es keinem Zweifel daß die außerordentliche Mehrheit des deutschen Volkes weder stillstehen noch rückschreiten will, und daß selbst die welche einsehen daß man beides nicht kann, noch eine große Mehrheit bilden, die zugleich den Verstand für sich hat. Daß es „anders werden“ muß, das ist wieder, wie in allen Zeiten nationaler Aufregungen, das Gefühl von welchem das Volk durchdrungen ist. Anders — darin stimmen, man möchte sagen Alle überein: — denn die welchen es so recht ist wie es ist, bilden kaum mehr als eine Ausnahme von der Regel. Noch nie ist wohl eine Nation weniger mit ihrem politischen Zustande zufrieden gewesen als gegenwärtig die deutsche; und bestände eine auch nur annähernde Uebereinstimmung der Gemüther darin wie es werden soll, — das Verlangen wäre unwiderstehlich, und der ausgesprochene Wunsch

würde schon die Erfüllung enthalten. Leider aber findet in Bezug auf dieses „wie" gerade die äußerste und hartnäckigste Verschiedenheit der Ansichten Statt, und alle die Millionen welche in der negativen Richtung ihres Urtheils und Willens einmüthig sind, laufen in der positiven nach allen Himmelsgegenden auseinander. Es ist dieß für ein Volk ein Krankheitssymptom der schlimmsten Art. — Jedoch zur Sache! —

Ich beginne in der Unterscheidung der Hauptelemente der Fortschrittspartei mit der äußersten Linken, welche aus den revolutionären Ultras oder Männern des radicalen Umsturzes besteht, aus denen welche das Heil von einer gewaltsamen Veränderung der deutschen wie der europäischen Verhältnisse erwarten. Es ist natürlich daß dieses Element vorzugsweise als politische Emigration im Auslande, in Frankreich, in der Schweiz, in England und Amerika existirt, oder in der Heimath wenigstens seine Aeußerungen zurückhält. Was davon in Amerika ist, hat sich den Verhältnissen des Vaterlandes viel zu sehr entlebt um sie noch richtig beurtheilen und auf dieselben publicistisch einwirken zu können. Dagegen ist dieß keineswegs der Fall bei den Bestandtheilen welche sich mehr in der Nähe gehalten haben, und welche im Conflicte der deutschen mit den französischen Interessen selbst im feindlichen Lager den Angelegenheiten nicht minder nahe stehen als im Lager des eigenen Volkes.

In dieser revolutionären Emigration und ihren politischen Freunden in der Heimat lassen sich wieder drei Fractionen unterscheiden, deren Auseinanderlaufen sich neuerdings in einem bekannten publicistischen Streite deutlich an den Tag gelegt hat. Die äußerste Fraction ist die socialistische, namentlich durch einige zu London lebende Deutsche repräsentirt.

Es sind mir, mit Ausnahme einzelner zu London gedruckter Zeitungsartikel, keine öffentlichen Aeußerungen über die deutschen Angelegenheiten aus diesem Kreise bekannt geworden.

Die mittlere Fraction muß die streng republikanische genannt werden. Diesem Kreise gehören die meist zu London gedruckten, durch Klarheit, politischen Verstand und untadelhaften deutschen Patriotismus ausgezeichneten Flugschriften von Karl Blind an. Dahin gehören: „Ueber Staat und Nationalität," Leipzig und London 1859, — „Rußlands Herrschaftsplane und seine kaukasischen Kriege," London 1860, — „Die flämische Sprachbewegung in Belgien," London 1860, — und andere. Alle beziehen sich auf die Tagesfragen in ihrer unmittelbaren Anwendung auf die deutschen Interessen.

Die Schrift über Staat und Nationalität, welche ursprünglich in Kolatschek's „Stimmen der Zeit" erschien, ist wohl das Klarste was über diesen Gegenstand jemals geschrieben worden ist. Obgleich Demokrat und entschiedenster Feind dynastischer Politik, hat doch Blind durch den Nationalitätsschwindel sich keinen Augenblick im Urtheile des politischen Verstandes irre machen lassen. Ich will bei dem viel besprochenen Gegenstande hier nicht besonders verweilen, sondern nur noch darauf aufmerksam machen daß Blind, wie er zu verständig und auch zu charakterfest war sich für die Agitation zu Gunsten des Nationalitätsstaates oder für die Mitarbeitung an der „Zertrümmerung Oesterreichs" gewinnen zu lassen, auch ebensowenig sich durch die Lehre vom allgemeinen Stimmrechte Sand in die Augen streuen ließ. „Der demokratischen Partei," sagt er in der erwähnten Schrift, „ging es in diesen Dingen (der Lehre

von der Begründung des Staates aus dem Principe der Nationalität) wie mit der allzu formalistischen Ausbildung der Lehre vom allgemeinen Stimmrechte. Die Freiheit ist nicht bloß formelles Recht der Stimmabgabe, ohne Rücksicht auf die Sache für die gestimmt wird. Die Freiheit hat einen Kern, einen Inhalt: sie ist gleichbedeutend mit menschlichem Fortschritte, mit Aufklärung, mit wahrer Gesittung, mit Entwickelung des Denkens, mit edlem Wollen. Erklärt sich auch ein Neuseeländer Stamm in vollzähliger Landesversammlung für die Schmackhaftigkeit des Menschenfleisches, so ist und bleibt der Act des Menschenfressens doch eine That des Cannibalismus und nicht der Freiheit. Gegen solche Unthaten gibt es ein höheres Recht als das der Mehrheit." —

Die dritte Fraction, die vorgeschobene rechte Schulter der äußersten Linken der deutschen Bewegungspartei will ich die imperialistischen Demokraten oder die kaiserlich-französisch-kleindeutschen Patrioten nennen. Von diesen und ihren Werken einige Worte in meinem nächsten Briefe.

III.

Heidelberg, 23. April.

Die imperialistischen Demokraten habe ich auch die kaiserlich-französisch-kleindeutschen Patrioten genannt. Sollte man in der einen wie in der anderen dieser beiden Bezeichnungen den Ernst vermissen welcher dem Gegenstande gebührt, so ist es nicht meine Schuld. Die Herren aus welchen diese Parteifraction besteht, haben es selbst niemals mit der Welt ernsthaft genommen, und ihre Schriften

beweisen daß sie sich hierin treu geblieben sind. Innerhalb der Demokratie von 1848 suchten sie eine Aristokratie der Frivolität darzustellen und wußten damit den bescheideneren Capacitäten der Partei nicht wenig zu imponiren, was nicht nur ein humoristisches Unternehmen, sondern auch, und noch viel mehr, ein humoristischer Erfolg war. Nachher sind einige von ihnen unter dem Schirme des französischen Kaiserthums revolutionäre Banquiers geworden, was wieder von einer echt humoristischen Weltansicht zeugt. Einer dieser Banquiers ist der Verfasser des Schriftchens „Juchhe nach Italia!" welches im vorigen Sommer erschien und in Stil und Gehalt an die Wirthshauspolitik von 1848 erinnert. Dabei ist die kleine Broschüre voll sittlicher Entrüstung, was doch sicherlich einen bewunderungswürdigen Humor beurkundet. Eben so verhält es sich mit der Flugschrift „Deutschlands Noth und Aerzte," von B. Oppenheim. Aus der gleichen politischen Werkstätte hervorgegangen, ist mir ein Schriftchen: „die Garantiefrage," in die Hände gefallen, aus welchem ich mich einer einzigen bemerkenswerthen Stelle entsinne. Der Verfasser, „ein Unterthan Oesterreichs," nennt „Deutschland eine Nation ohne Staat — Oesterreich einen Staat ohne Nation." Das kann doch auch nur humoristisch gemeint sein. Deutschland, welches aus so vielen Staaten besteht, soll ohne Staat, — Oesterreich, welches aus so vielen Nationen besteht, ohne Nation sein? — Thäte man also Oesterreich und Deutschland zusammen, so hätte man ein Land ohne Staat und Nation zugleich, eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, die sich nur zufällig nicht bloß in den Vereinigten Staaten von Amerika sondern auch im britischen Reiche wiederholt.

Der einzige ernsthafte Schriftsteller dieser Partei-Abtheilung scheint Carl Vogt zu sein, der ja in seinen „Studien zur gegenwärtigen Lage Europas“ die Verhältnisse einer gründlichen Prüfung unterworfen. Da kennt aber der geneigte Leser den Mann schlecht. Der Humor steckt hier in dem Bewußtsein, daß die Welt einfältig genug ist einen solchen Ernst ernsthaft aufzunehmen.

Nichtsdestoweniger hat die ganze Thätigkeit dieser Abtheilung unserer revolutionären Emigration auch für uns eine ernsthafte Seite. Nicht etwa daß ich hier eine Veranlassung zum moralisiren fände, sondern ich möchte die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen die praktische Form in der sich uns die große Frage der Gegenwart darstellt auf einen einfachen und scharfen Ausdruck zu bringen.

Die Verhältnisse liegen für Deutschland einfach so: Wie sehr sich auch unsere Conservativen in Verbindung mit den Conservativen anderer Länder dagegen sträuben mögen: — das europäische Staatensystem geht einer vollständigen Umgestaltung entgegen bei der es sich für uns um die Regeneration oder den Untergang der deutschen Nation handelt. Die Nationen des europäischen Westens welche zur Zeit der Blüthe des deutschen Reiches und der päpstlichen Macht ein mehr oder minder zusammenhängendes Ganze bildeten, sind im Verlaufe der neueren Zeit auseinandergefallen. Nun tritt das absolute Bedürfniß ihrer Wiedervereinigung im Geiste der Gegenwart mit täglich zunehmender Nöthigung auf, und es liegen zwei verschiedene Wege vor uns welche zur Befriedigung zu führen scheinen: der Weg des französischen Imperialismus und der des deutschen Föderalismus. Unsere kaiserlich-französisch-kleindeutschen Patrioten in Paris

und Genf und wo sie sonst stecken mögen, empfehlen uns den ersten Weg, — wir dagegen geben dem zweiten den Vorzug. Das ist zwischen uns und ihnen der Unterschied, — ein Unterschied freilich der aus einer so tiefen Verschiedenheit des Geschmackes hervorgeht daß von beiden Theilen jeder seines Weges gehen muß und nichts wünschen kann als dem andern nicht zu begegnen.

Ich will hiermit meine Bemerkungen über die drei Unterabtheilungen der radicalen Revolutionspartei schließen und werde in meinem nächsten Briefe zunächst auf die sogenannte deutsche Nationalpartei, oder die deutschen Centralisten übergehen, deren linker Flügel sich in mehreren Beziehungen an die imperialistischen Demokraten anschließt.

IV.

Berlin, den 5. Mai.

Indem ich von der sogenannten deutschen Nationalpartei zu sprechen beginne, muß ich zuerst gegen die Anmaßung eines Namens Einsprache thun auf welchen andere Leute gleich gute Ansprüche haben. Wenn freilich der „Grundsatz der Nationalität" im Sinne der Racenpolitik das unterscheidende Merkmal der bezeichneten Partei sein soll, so ist dagegen nichts einzuwenden als daß sie sich die Nationalpartei und nicht die Nationalitätspartei nennt. Denn allerdings ist es der neu- wie der altgothaischen Partei eigenthümlich, daß sie die Nationalität in dem bezeichneten Sinne, welche für den Politiker sonst nur den Werth theils einer thatsächlichen Voraussetzung theils einer thatsächlichen

Folge des Staatslebens hat, zum Principe der Staatenbildung macht. Es ist dieß in der Schrift: „Der Grundsatz der Nationalität und das europäische Staatensystem," — welche zwar einen sehr wenig politischen Verfasser zu haben scheint aber dennoch als eine Darstellung politischer Doctrinen dieser Partei angesehen werden darf, — in sehr bestimmter Weise geschehen. Nur ist damit streng genommen nicht eine politische Partei sondern eine politische Schule oder Secte bezeichnet; denn politische Parteien bilden sich nicht nach Principien. Zum mindesten muß man sagen daß der Partei, wenn sie als solche gelten soll, noch immer das professorenhafte Wesen anklebt durch welches sie sich 1848 im Volke unbeliebt gemacht hat.

Die Begriffe von Nation und Nationalität sind im allgemeinen Sprachgebrauche zweideutig; im politischen Sprachgebrauche sind sie aber politische und nicht ethnographische oder naturhistorische Begriffe, und die vorzugsweise politischen Völker verstehen unter einer Nation immer nur ein politisches Wesen. Will man das Wort nach seiner Ableitung erklären, so ist für den Politiker die Nation ein politisch gewordenes, also nicht ein natürlich gewordenes Volksganze. Die Ethnographie hat es mit Racen, Völkern und Stämmen zu thun, — Menschengruppen, die sich den naturhistorischen Begriffen des Genus, der Species und der Varietät unterordnen. Nur für die Politik gibt es Nationen. So wenigstens wird der Ausdruck von allen den Völkern verstanden deren politischer Verstand außer Zweifel steht. So sprechen Engländer, Schottländer und Irländer gemeinsam von der britischen Nation — „the British nation." Aber es gibt für sie allerdings eine

angelsächsische, eine gälische und irische oder celtische Race. — So wird auch der Franzose einräumen daß die Elsaßer der Race oder dem Stamme nach Deutsche sind, niemals aber wird er zugeben daß sie zur deutschen Nation gehören. Denn mit dem nämlichen Rechte mit welchem die Basken in den französischen Pyrenäen und die celtischen Bewohner der Niederbretagne zur „nation française“ gehören, mit dem nämlichen Rechte gehören auch die Elsaßer dazu. Wollen wir die Elsaßer wieder der deutschen Nation einverleiben zu der sie jetzt nicht mehr gehören, so müssen wir sie nach Deutschland verpflanzen oder das Elsaß wieder für Deutschland erobern. Bis dahin aber machen wir uns nur lächerlich mit unserem rein in der Luft schwebenden Nationalitätsprincipe. — So sagt ferner der Bürger der Vereinigten Staaten daß er der „amerikanischen Nation“ angehört — „the American nation,“ — und mit Recht empört sich sein Patriotismus dagegen daß eingewanderte Europäer, auch nachdem sie Bürger der Union geworden, noch immer den Nationen angehören wollen denen sie vor ihrer Auswanderung angehörten. In der That zeigt ein solches Bestreben entweder den politischen Unverstand oder die politische Gewissenlosigkeit derer die es hegen. Wer in einem fremden Lande als Glied der Nation fortleben will in der er geboren ist, muß in dem fremden Lande auch ein Fremder bleiben. Bürgert er sich dagegen ein mit dem Gedanken in nationaler Beziehung zu bleiben was er vorher war, so begeht er entweder eine unverständige Handlung oder einen politischen Betrug. Wo das Bürgerrecht die politischen Rechte in vollem Sinne bedeutet, wie in der Schweiz, in England, in Amerika, — da bedeutet seine Erwerbung

für den Ausländer den Austritt aus der Nation der er bis dahin angehörte, und den Eintritt in eine neue. Die britische Nationalität wurde früher als unverlierbar betrachtet — obschon auch dies nicht im Sinne unserer Racenpolitiker; denn selbst ein auf britischem Schiffe geborenes Negerkind gehört der britischen Nation an; — aber in neuerer Zeit versagt die britische Regierung mit Recht gebornen Briten welche anderwärts das Staatsbürgerrecht erworben haben, ihren weiteren Schutz.

Dies ist der Sinn welchen der Politiker mit dem Worte „Nation" verbindet. National, im politischen Sinne, ist was den Interessen der Nation, also denen des Staates oder der Staatengruppe angehört oder entspricht, von deren Bevölkerung die Nation ausgemacht wird. National, mit einer kleinen Schattirung des Sinnes, ist so viel wie patriotisch. Eine Partei also welche sich die deutsche Nationalpartei nennt, behauptet durch ihren Namen daß sie ein Recht habe den deutschen Patriotismus für sich als Unterscheidungsmerkmal in Anspruch zu nehmen. Und dies ist es wogegen andere Menschen — Personen die nicht zu dieser Partei gehören — ein Recht haben Einsprache zu thun.

Will man der Partei von welcher hier die Rede ist einen Namen geben der ihr politisches Wesen scharf und richtig bezeichnet, so muß man sie die Partei der deutschen Centralisten oder Unitarier nennen. Daß sie zugleich die preußische und die kleindeutsche Partei ist, kann nicht als ursprüngliches Wesen sondern nur als Folge dieses Wesens in seiner Beziehung auf die gegebenen Verhältnisse betrachtet werden. Preußisch ist die Partei weil der centralistische Gedanke nur mit Hilfe der preußischen

Staatsmacht ausführbar erscheint. Kleindeutsch ist die Partei weil Centralisation eine Einschränkung und Verzichtleistung voraussetzt.

Ich würde im Folgenden für sie gern den deutschen Namen „Einheitspartei" gebrauchen, wenn er nicht, namentlich mit Bezug auf seinen Gegensatz, zweideutig wäre. Der Gegensatz der „Einheitspartei" wäre die „Bundespartei;" aber eine „deutsche Bundespartei" könnte leicht als eine Partei des deutschen Bundes wie er besteht angesehen werden, und das wäre ein großer Irrthum. Zugleich haben auch viele deutsche Männer die nicht zur Partei der deutschen Centralisten, nicht zur preußischen und nicht zur kleindeutschen Partei gehören, dennoch ebenfalls die deutsche Einheit im Sinne, nur in einer andern Form.

Den deutschen Centralisten stehen die deutschen Föderalisten gegenüber, womit der Parteigegensatz rein auf das politische Feld gebracht und anderen Nationen verständlich gemacht ist. Der gleiche Gegensatz besteht mehr oder minder ausgeprägt in jeder politisch bewegten Nation. Er besteht in den Vereinigten Staaten seit ihrem Beginne, wo die Centralisten die waren welche man im Anfange Föderalisten nannte, weil ihre Gegner die getrennte Unabhängigkeit der einzelnen Kolonien beabsichtigten, also in Wahrheit Separatisten waren. Gegenwärtig ist in den Vereinigten Staaten die centralistische Richtung in den „Whigs" oder „Republikanern," die föderalistische aber in den „Demokraten" vertreten, Benennungen, bei welchen man nicht an den Sinn denken muß den diese Ausdrücke in Europa haben. Allein abgesehen von den Namen, bestehen zwischen unsern deutschen und den nordamerikanischen Parteiverhältnissen

Vergleichungspunkte welche sehr lehrreich werden können. Wie unsere Centralisten „kleindeutsch" und unsere Föderalisten „großdeutsch" sind, so ist die „demokratische" Partei der Vereinigten Staaten, — nach deren Glaubensbekenntnisse die Union nicht ein Bundesstaat sondern ein Staatenbund sein soll, — für Aufnahme fremder Volkselemente und für Anschluß neuer Gebietstheile, während die Partei welche sich jetzt in den Vereinigten Staaten die „republikanische" nennt, gegen das zu reichliche Einströmen fremder Einwanderer und gegen eine weitere Ausdehnung der Union ist. Die nordamerikanischen Föderalisten also sind großamerikanisch, die nordamerikanischen Centralisten kleinamerikanisch, so daß sich ganz das deutsche Parteiverhältniß wiederholt, so sehr daß man sogar in den Knownothings der Vereinigten Staaten das engherzige Ebenbild unserer Gothaer erkennen muß.

V.

Heidelberg, 20. Mai.

Wir müssen in der Partei unserer Centrallisten einen linken Flügel, eine Mitte und einen rechten Flügel unterscheiden, zwischen denen natürlich vielfache Zwischenglieder vorhanden sind. Man muß indessen dieser Partei das für ihre Disciplin ehrenvolle Zeugniß geben, daß sie die Unterschiede der individuellen Anschauungen dem praktischen Hauptgedanken gegenüber zu übersehen und den individuellsten Unsinn unbemerkt zu lassen weiß.

Der linke Flügel besteht zum Theil aus Trümmern

der deutschen Demokratie von 1848, welche sich den Alt-Gothaern angeschlossen und durch diesen Anschluß die neugothaische Partei hervorgebracht haben. In dieser Gruppe sind die eigentlich revolutionären Elemente der Partei enthalten welche sich der preußischen Regierung für ihre Absichten bedienen zu können glaubt, welche aber, wenn dies nicht gelingt, auch über diese Regierung hinwegzugehen versuchen wird. Zu den alten Demokraten sind gewisse Alt-Gothaer übergegangen welche unterdessen Demokraten geworden sind: Leute die wie Mohammet zu dem Berge gehen wenn der Berg nicht zu ihnen kommt, die aber wie Mohammet immerhin Propheten bleiben.

Unter den hierher gehörigen Flugschriften ist vor allen „Preußen und die italienische Frage“ zu nennen, welche vier Auflagen erlebt hat, daher als eine hervorstechende Erscheinung in dieser Literatur betrachtet werden muß. Es ist vermuthet worden daß eine neuere Schrift deren ich schon Erwähnung gethan, „der Grundsatz der Nationalität und das europäische Staatensystem,“ den nämlichen Verfasser habe. Wie dies auch sein mag, — beide Schriften, welche bei Julius Springer in Berlin erschienen sind, zeichnen sich durch einen vollständigen Mangel politischer Weltkenntniß und eine dem entsprechende Unschuld der Gedanken aus welche dem Unterrichteten wahrhaft interessant wird. Die erste derselben hat durch die Voraussagungen der napoleonischen Operationen und durch die positive Sprache des Verfassers Aufsehen und sogar Verdacht erweckt. Beides mit Unrecht; denn wer die imperialistischen Broschüren studirt hatte, konnte alles Das sagen, und auf die vielfachste Weise hatte außerdem der Kaiser der Franzosen dafür gesorgt daß

seine Absichten der Welt bekannt geworden waren. Was die Unschuld der Gedanken betrifft, so wollen wir dafür nur zwei Beispiele geben: 1) der Verfasser von „Preußen und die italienische Frage" glaubt wirklich daß Oesterreich wegen der Unterdrückung der ungarischen Revolution Rußland Dank schuldig gewesen sei; er weiß also nicht wie viel Rußland selbst dazu beigetragen diese Revolution anzuschüren, — er weiß nicht was verschiedene Personen der revolutionären Emigration so gut wissen wie die österreichische Regierung es weiß, und was man wissen muß wenn man die Aeußerung des Fürsten Schwarzenberg: „die Welt soll erstaunen wie vortrefflich wir uns auf den Undank verstehen" — in ihrem wahren Sinne auffassen will. Indem der Verfasser diese Aeußerung als Motto für seine Schrift gebraucht, trägt er die Unzulänglichkeit seiner Sachkenntniß auf dem Titelblatte zur Schau. 2) S. 33 kann man folgende Stelle lesen: „Wohl aber kann Rußland durch Begünstigung des französischen Unternehmens einen unschätzbaren Vortheil erlangen, eine vorläufige Hafenstellung im Mittelmeere. Ein unschätzbarer Vortheil, weil Rußland vorläufig im schwarzen Meere keine Kriegsschiffe halten kann, und weil das Wasser der russischen Häfen der Haltbarkeit der Schiffe so nachtheilig ist." Das sagt der Verfasser in voller Gemüthsruhe und schreibt in Deutschland zu Gunsten der italienischen Sache! — Mir fällt dabei jener deutsche Ritter zur Zeit Heinrichs des Seefahrers ein, der als echte Landratte sich mit großer Theilnahme für einen Seesturm interessirte, und, um einen solchen mit anzusehen, eine der portugiesischen Entdeckungsfahrten mitmachte, bei welcher Gelegenheit er denn auch glücklich ersoffen ist.

Nach dem Frieden erschien bei G. Reimer in Berlin „Preußen und der Friede von Villafranca," eine Vertheidigung der preußischen Politik. Wir wollen hier nicht auf den viel verhandelten Gegenstand eingehen. Es gibt eine ganze Literatur für und wider, die man genau studiren muß wenn man im Einzelnen ganz orientirt sein will. Dem nämlichen Verfasser ist mit Recht oder Unrecht, wer er auch sei, von Einigen auch die später erschienene ausführlichere „Geschichte der deutschen Politik unter dem Einflusse des italienischen Krieges," (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung) zugeschrieben worden. Der Stil läßt nicht gerade auf einen Staatsmann schließen. So z. B. S. 105: „Das Staatenhaus mit der oben erwähnten famosen Stimmenvertheilung." Oder Seite 104—105: „Welches Interesse hatten Baiern, Sachsen, Württemberg ꝛc. an diesem polypenartigen Gewächs mit mehreren Seelen, an diesem Organismus ohne centrales Nerven- und Muskelsystem, an diesem Körper ohne den Halt eines festen, von einem Centrum aus sich aufbauenden Knochengerüstes, kurz an dieser vastesten aller politischen Combinationen, dem Staatenbunde von 70 Millionen?" — Das ist weder der Gedankengang noch die Sprache eines Staatsmannes, sondern eines in der Politik dilettirenden schlechten Journalisten. Oder S. 70: „Erinnern wir uns der Thatsachen die nach dem vorigen festgestellt sind: Preußen wollte kämpfen für den habsburgischen Besitz, aber nicht für sein (sic!) System." N. N. war bereit das Haus seines Nachbarn beim Brande retten zu helfen, verlangte aber daß dessen Dienstboten in Zukunft Zucker zum Kaffee bekommen sollten, widrigenfalls er entschlossen sei es brennen zu lassen. — Doch

das geht auf die Sache selbst ein, was hier nicht beabsichtigt wird.

In diese Gruppe muß auch das Schriftchen: „Oesterreich keine deutsche Großmacht! auf Grund unumstößlicher Thatsachen erwiesen,“ Berlin, Verlag von Ferdinand Riegel, gestellt werden. Der Verfasser hat die Entdeckung gemacht, daß in Oesterreich in einer Gesammtbevölkerung von 39 bis 40 Mill. nur etwa 8 Mill. Deutsche sind, und daß es also ein Mißbrauch und gänzlich irrig sei Oesterreich eine deutsche Macht zu nennen. Oesterreich ist vielmehr ein „aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengewürfelter Staat,“ ein „durchaus einheitsloser Staat.“ Das hat man bisher nicht gewußt, und so ist es gekommen daß man die irrige Bezeichnung angewandt hat. — Wie doch oft die Welt über die einfachste Sache so lange im Irrthume sein kann! — Da haben wir immer von den „britischen“ Besitzungen in Indien gesprochen. Zählen wir aber die Leute, so finden wir unter mehr als hundert Millionen Hindus und anderen Asiaten eine kaum in Betracht kommende Anzahl von Engländern, so klein daß sie unter jener Menge verschwindet wie ein Tropfen Wasser im Rheine. Und das untersteht man sich eine „britische“ Kolonie zu nennen? Das ist ein Mißbrauch der Sprache den nur die Unterdrücker der Menschheit in böser Absicht erfunden haben können. Der Name ist falsch; und weil der Name falsch ist, muß auch die Sache selbst abgeschafft werden. — — Das ist ungefähr die Logik nach der das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland vom Gothaismus beurtheilt wird. Sonderbar! — Wenn Glieder einer Familie persönliches Eigenthum besitzen, der eine eine Million, der andere zwei Millionen,

der dritte drei Millionen, setzt dieß nicht ein Familieneigenthum von sechs Millionen zusammen? — Da sind die Schweizer praktischer gewesen. Es hatten die kleinen Cantone für sich erobert, es hatte Bern für sich erobert 2c. Man hat die Eidgenossenschaft gebildet mit allen diesen Eroberungen, aus denen die neueren Cantone entsprungen sind.

Doch thun wir dem Verfasser des Schriftchens nicht allzuviel Ehre an indem wir an seinen Narrheiten zu viele Worte verlieren. Wie es mit seinem Berufe zum politischen Schriftsteller steht, möge der Leser aus folgenden Stellen ersehen. Seite 4: „Preußen steht mit seinem Heere groß da und seine Bewaffnung ist die vollkommenste auf Erden, also sein Wort gestützt auf seine Kraft ein gewaltiges." — O du gewaltiges preußisches Wort, und o du gewaltiger preußischer Politikus! — Trotz diesem gewaltigen Worte aber und der vollkommensten Bewaffnung auf Erden ist der Verfasser doch nicht unempfänglich für die Weisheit welche in dem bekannten „Hahnemann, geh' du voran, du hast die großen Stiefeln an!" liegt. Für den italienischen Krieg hatte er drei mögliche Fälle vorausgesetzt — den vierten, den welcher wirklich eingetreten ist, natürlich nicht — und der erste von diesen Fällen war (Seite 27, 28):

„1) Frankreich und Oesterreich haben abwechselnde Vortheile und Nachtheile, ohne einen entscheidenden, vernichtenden Schlag führen zu können, und schwächen sich so daß beide den Frieden wünschen. In diesem für uns glücklichsten Falle würde Deutschland, wenn es mittlerweile den Ausbau seines Staatsgebäudes wohl besorgt hat, hinzutreten, wie jener Mann, der auf dem Kampfplatze zweier Löwen nur ihre Wedel fand. Zwar würden die Wedel noch groß genug

sein, allein Deutschland könnte mit seiner ungeschwächten, schreckengebietenden (!) Kraft beim Friedensschlusse eine entscheidende Stimme sprechen." Also abermals das gewaltige Wort, und von Seiten des Verfassers das große Maul. Welche Zustände in Deutschland, daß solche Faselhänse sich für Politiker halten können und daß es in Berlin einen Verleger gibt der solches Zeug druckt und versendet!

Indem ich dieses schreibe, fällt mir, gleich in zweiter Auflage, eine in anspruchsvollem Formate gedruckte Schrift: „Die Savoyer Frage, Denkschrift an Preußens Staatsmänner," Weimar, bei Hermann Böhlau, in die Hände. Die erste Auflage habe ich nicht gesehen; ob auch sie, wie die zweite, Senf nach dem Rindfleische war, weiß ich nicht. Merkwürdig aber ist die Einbildung eines deutschen Broschürenschreibers mit seinen Rathschlägen in einer solchen Sache irgend eine Wirkung ausüben zu können, als ob das Zuspätkommen, selbst wenn man im deutschen Buchhandel zehnmal weniger langsam und langweilig wäre als man ist, sich nicht von selbst verstünde. Wie lächerlich ist es die ausgezeichneten Reflexionen zu lesen über das was geschehen könnte und geschehen sollte, nachdem alles vorüber ist. „Er (Louis Napoleon) streckt die Hand nach Savoyen aus" — wie schrecklich! — aber er hat sie ausgestreckt, und die Geschichte ist vor sich gegangen ehe das gedruckte Wort der Hofbuchdruckerei in Weimar bis nach Heidelberg kam.

Wenn ich indessen diese Schrift der vorigen anreihe so geschieht es nur weil sie im Gebrauche „gewaltiger Worte" eine gewisse Aehnlichkeit mit ihr hat. „Preußen," sagt der Verfasser auf der ersten Seite, „Preußen, als eine europäische Großmacht, hat den Beruf, für das gefährdete

Gleichgewicht Europa's aufzutreten." Das ist zu viel gesagt. Daß Preußen eine europäische Großmacht sei, ist die bekannte pentarchistische Fiction, welche anderen Gliedern der Pentarchie sehr bequem gewesen ist, weil Preußen, eine Großmacht vorstellend, in Wahrheit aber eine Kleinmacht darstellend, auf diese Weise bequem zu benutzen war. Seitdem die Unwahrheit der Pentarchie klar geworden, ist es auch mit der fingirten Großmachtstellung Preußens ein Ende, und es muß damit ein Ende sein wenn jemals aus Deutschland etwas werden soll. Denn wenn Preußen eine Großmacht sein will, kann Deutschland keine Großmacht werden. Und wenn es Preußens Beruf wäre für das gefährdete Gleichgewicht Europa's einzutreten, so weiß ich nicht wann es die Waffen hätte niederlegen können.

Im Uebrigen meint es der Verfasser gut, und der Weg welchen er Preußen am Schlusse seiner Schrift vorzeichnet, wäre im vorigen Jahre der richtige gewesen und hätte zum Ziele geführt. Jetzt dürfte es zu spät sein ihn zu betreten, obschon nicht geleugnet werden soll daß wenn die Mittel- und Kleinstaaten nicht mit einer unsere ganze Lage entscheidenden patriotischen That sich beeilen, die Noth der Zeit keinen anderen Ausweg offen lassen wird als den welchen der Verfasser bezeichnet, ohne jedoch, wie man glauben muß, die Gefahren zu würdigen welche derselbe für die Existenz der Nation in sich schließt. Der Verfasser verlangt nichts Geringeres als daß Preußen Frankreich den Krieg erkläre, am Bundestage peremptorisch die militärische und diplomatische Leitung der deutschen Nationalangelegenheiten und die Zusammenberufung eines deutschen Parlamentes beantrage, gleichzeitig aber mit einem Manifeste vor das deutsche Volk

trete, um mit dessen Hilfe jeden Widerstand gegen seine Führerschaft zu brechen.

So etwas geht in einem Augenblicke in welchem die Nationalexistenz bedroht ist oder bedroht zu sein scheint, und es geht nur wenn der unmittelbare und vollständige Erfolg sicher ist. Es ist der Weg der Revolution, der, wenn die Absicht mißlingt, wie es für uns in diesem Augenblicke sicher ist, zum Bürgerkriege, zur fremden Besitznahme von Gebietstheilen, möglicherweise zum Untergange führt.

Vor allen Dingen steht diesem Wege ein Hinderniß entgegen, — das Hinderniß daß die preußische Regierung ihn nicht betreten wird. Der gute Rath setzt nichts Geringeres als eine Revolution in Preußen selbst voraus.

VI.

Heidelberg, 23. Mai.

Die mittere Gruppe unserer Centralisten besteht aus den Doctrinärs altgothaischen Stils, deren Geist uns von 1848 und den nächst darauf folgenden Jahren her wohl bekannt ist. Dieser Geist hat sich im Wesentlichen nicht verändert. Niemand zweifelt an der Reinheit des Patriotismus und den mancherlei persönlichen Verdiensten der Männer welche dieser Schule angehören; aber schon der Umstand daß wir sie als Schule bezeichnen dürfen, ist bedenklich für ihre politischen Fähigkeiten. Diese letzteren sind ausschließlich auf zwei Formen der Wirksamkeit berechnet: auf die der Belehrung und die des Rechtsgutachtens. Es ist und bleibt der Professor und der Jurist welcher spricht, und fast niemals hören wir den Politiker.

Unter den Schriften in welchen sich die Ansichten dieser Schule über die Tagesfragen aussprechen, sind vier Broschüren von Wilhelm Beseler hervorzuheben, sämmtlich im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschienen. Zuerst noch während des italienischen Krieges: „Das deutsche Interesse an der italienischen Frage.“ Darauf folgt im August: „Das deutsche Verfassungswerk nach dem Kriege;“ ferner im Januar des gegenwärtigen Jahres: „Ein Mahnruf an das deutsche Volk“ (in der schleswig-holsteinischen Sache), und im Februar: „Zur österreichischen Frage.“

Die erste Schrift sollte von der Theilnahme am Kriege abmahnen. Der Verfasser ging von der Ansicht aus daß Louis Napoleon in uneigennütziger Weise die Freiheit und nationale Einheit Italiens wolle. Sollte sich dieß freilich als falsch erweisen, — dann — verlangte auch Wilhelm Beseler den Krieg. „Italien,“ sagte er S. 40, „darf nicht den Herrn wechseln, der europäische Krieg wäre in einem solchen Falle eine gebotene Sache.“ — Nun, Italien hat freilich bis jetzt noch nicht vollständig den Herrn gewechselt. Nizza ist nur ein kleines Stückchen Land, und Savoyen — die Savoyarden sprechen ja nicht italienisch, sondern provenzalisch. Sie sprechen die Mundart des Volkes im Canton Waadt, im Unterwallis und in der Provence, die freilich der Pariser nicht versteht, die aber doch den Kaminfegern und Murmelthierjungen es leichter macht sich in Paris zu verständigen als wenn sie Römer oder Florentiner wären. Aber auch in Piemont spricht das Volk nicht italienisch sondern provenzalisch, und die Bewohner der Thäler auf beiden Seiten der penninischen Alpen sind die nämlichen Menschen.

Daraus könnten von französischer Seite weitere bedenkliche Folgerungen gezogen werden, wenn nicht Louis Napoleon, der Nationalitäts-Schulfuchsereien längst müde die ausdrücklich für die deutschen Professoren und Doctrinärs erfunden worden sind, offen das politische Bedürfniß als Richtschnur seiner Handlungen bekannt hätte. Wir wären begierig zu wissen, was Wilhelm Beseler verlangt ehe er zu bekennen bereit ist daß Italien den Herrn gewechselt hat, und daß demgemäß nun auf allerhöchste gothaische Erlaubniß der allgemeine Krieg beginnen darf. Seine politische Weltanschauung ist ausnehmend unschuldig. S. 21 der ersten Schrift lesen wir: „oder existirte auch nur ein Vertrag zwischen Frankreich und Rußland von einem für die Selbstständigkeit der europäischen Staaten bedrohlichen Inhalte, dann wäre für Deutschland kein Augenblick zu verlieren an der Seite Oesterreichs für die Freiheit Europa's ins Feld zu ziehen, selbst wenn England vor der Hand noch zögerte aus seiner Neutralität herauszutreten." Als ob zu so etwas ein ausdrücklicher Vertrag nöthig wäre! —

An einer einzigen Stelle in den vier Schriften können wir den Verfasser auf einem eigentlich politischen Standpunkte entdecken. Es ist S. 19 der ersten Schrift, wo er, der doch zwischen Oesterreich und Italien für letzteres Partei nimmt, dennoch sich nicht zu bekennen scheut: „daß sich Oesterreich von Rechtswegen im Besitze der Lombardei und Venedigs befindet, wird Keiner in Abrede stellen." Er erklärt also daß es im italienischen Kriege auf die Rechtsfrage nicht ankam. Und in der That war die Angelegenheit eine Machtfrage, nur scheint der Verfasser nicht der Meinung gewesen zu sein daß diese Machtfrage eine Frage

deutscher Macht war und ist. Demungeachtet nimmt er hier einen höheren Standpunkt ein als in seinem „Mahnrufe" in der schleswig-holsteinischen Sache, wo immer und ewig nur von dem „gebeugten Rechte" Schleswig-Holsteins die Rede ist, als ob sich die Welt um die bestehende oder nicht bestehende Realunion von Schleswig und Holstein drehte, und nicht vielmehr die Frage der Erbfolge der ganzen dänischen Monarchie mit Bezug auf die Aussichten der russischen Dynastie der einzige wichtige Gesichtspunkt wäre. Das erkennt aber Wilhelm Beseler keineswegs an; denn ausdrücklich erklärt er (S. 21 ff.), daß der Londoner Tractat vom 8. Mai 1852, welcher die Integrität der dänischen Monarchie zu erhalten sucht und die Zahl der möglichen Thronerben zu Gunsten Rußlands verringert, minder wichtig sei als das Patent vom 28. Januar desselben Jahres, welches die althergebrachte Realunion Holsteins mit Schleswig vernichtete. Die dänische Monarchie, hofft man, werde trotz dem Londoner Tractate in Stücken gehen, und wenn dann Deutschland sein Holstein an sich nehme, so werde das mit ihm durch Realunion verbundene Schleswig von selbst mit daran hängen bleiben. Während der Verfasser in Dänemark wie in Oesterreich in gleicher Weise Zertrümmerungs-Politik treibt, kommt ihm in der Lombardei auf den Rechtspunkt nichts, in Schleswig-Holstein auf den Rechtspunkt alles an. Diese Inconsequenz spräche für die politischen Fähigkeiten des Verfassers, wenn nur damit etwas auszurichten wäre. Aber nicht nur unsere deutschen Gothaer können in Bezug auf das österreichische Recht in Italien für sich anführen:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.

Auch Louis Napoleon hat den Faust gelesen; die ganze Welt hat ihn gelesen und möchte heut zu Tage der „ewigen Krankheit“ los sein.

Zwischen den Aeußerungen einer unglaublich unschuldigen politischen Weltansicht laufen in den Beseler'schen Flugschriften treffende und nützliche Bemerkungen hindurch. So wollen wir z. B. S. 16 der ersten Schrift anführen, wo der Verfasser sagt: „Die Italiener und andere Fremde sind durchaus berechtigt die deutsche Entwickelung als ein Produkt des deutschen Geistes zu betrachten, und es für leere Ausrede zu erklären wenn wir die Schuld auf Metternich oder wohl gar auf Hassenpflug und andere Dii minorum gentium zu wälzen suchen.“ Wenn aber die Fremden, wie Beseler sagt, „berechtigt“ sind so zu urtheilen, so sind wir selbst verpflichtet uns diese wichtige Wahrheit einzugestehen. Das Volk freilich verlangt immer einen Sündenbock, und in den kleinen Fürsten und ihren Ministern hält es sich eine ganze Heerde solcher Böcke, während Habsburg als ein Riesenbock, als Elephant dasteht, auf dessen Rücken die Sünden der Welt gepackt werden. Wenn diese Hekatombe geopfert wäre! nicht wahr! da wäre uns geholfen. — Wir stünden rein und fleckenlos da, und die deutsche Einheit wäre fertig! —

Die beiden Herzogthümer Coburg und Gotha stehen im Verhältnisse der Personalunion unter einem patriotischen Fürsten welcher vor einiger Zeit sie zu einem Staate zu verschmelzen suchte. Gewiß war dieses im Interesse der deutschen Nation, welche zwar keine französische Centralisation brauchen kann, bei einer Verminderung der Zahl kleinster Staaten aber nur zu gewinnen hat. Was thaten die Coburger und

Gothaer — wir meinen hier die wirklichen, nicht die welche in Heidelberg oder sonst wo in Deutschland wohnen? Sie wollten nicht verschmolzen sein. Welcher tückische Streich des Schicksals, daß unter solchen Umständen die centralistische Partei die gothaische heißen und daß der Nationalverein seinen Hauptsitz in Coburg haben muß! Seien wir doch ehrlich gegen uns selbst. Unstreitig tragen Fürsten und Minister einen Theil der allgemeinen Schuld der Nation, aber keinen größeren als nach einer billigen Repartition auf sie fällt. Aber man braucht einen Sündenbock und findet ihn so bequem wie einen Tezel'schen Ablaßzettel. Man schlachtet ihn ab wie man es mit dem Herrn von Borries gethan, und steht nach diesem Reinigungsopfer fehlerlos da, wenn man auch bereit sein sollte, wie unser Verfasser, die deutsch-österreichischen Länder von der Vereinheitlichung Deutschlands auszuschließen und sie dem „nichtdeutschen" Oesterreich, — also dem leibhaftigen Gottseibeiuns — zu überlassen.

Freilich, es ist wahr, dieß geschieht nicht ohne den laut ausgesprochenen geheimen Hintergedanken daß dieses Oesterreich bald zu Grunde gehen werde. Der Verfasser beweist daß dieß unvermeidlich ist, und nirgends sagt er daß es ihm leid thue, was auch nicht verlangt werden kann. Und wie der welcher von einem Bankhause das Gerücht aussprengt daß es am Rande des Bankrotts stehe, wirklich am Sturze desselben mitarbeitet, so arbeitet auch der Verfasser mit an der Zertrümmerung Oesterreichs. Wilhelm Beseler und Carl Vogt wirken mit einander für die gleiche Sache, und ohne Zweifel glauben beide ein gutes Werk zu thun. Daran daß das geeinte Kleindeutschland die deutsch-österreichischen Länder später an sich ziehen werde, finden wir bei

bei unserem Verfasser so wenig einen Zweifel, daß er sogar schon der Ueberlegenheit deutschen Einflusses in den Donauländern nach dem Untergange Oesterreichs sicher ist. „In einer solchen Stellung zu den Magyaren, durch einsichtsvolle Behandlung der Slaven und Rumänen, durch umsichtige Hervorhebung und Förderung von Interessen welche diesen und den Deuschen auf den materiellen Gebieten gemeinsam sind, würde Deutschland getrosten Muthes den Wettkampf mit Rußland um den vorwiegenden Einfluß in den weiten Ländern zwischen der deutschen Grenze und den Donaumündungen aufnehmen können." Man sieht die Politik des Verfassers sinkt hier zur gewöhnlichen Kannegießerei herab.

Ein gothaischer Freund, der mir wahrscheinlich eine Liebhaberei an gewaltthätiger Politik und an Herrschaft unserer Nation über andere Völker zuschreibt, worin er in so fern Recht hat als ich viel lieber Hammer als Amboß sein will, — dieser Freund suchte mich dieser Tage für seine Anschauungsweise zu gewinnen, indem er mir erklärte wie wir, wenn nur erst einmal die Habsburgische Herrschaft gebrochen und Deutschland unter Preußens Scepter geeinigt sei, alle außerdeutschen Besitzungen Oesterreichs, und noch viele andere dazu, auf das allerleichteste erobern könnten. Der Gedanke hat etwas Verführerisches. Vielleicht denken unsere heimlichen Rheinbündler, wenn es solche geben sollte, auch daran durch einen vorübergehenden Verrath an der Nation den Weg zum Wiedererwerbe von Elsaß und Lothringen, Holland, Belgien und der Schweiz zu bahnen. Wer kann behaupten daß es nicht ein pfiffiger Gedanke wäre? Wenn ein Verrath, und dabei zugleich eine Dummheit, im Osten so wünschenswerthe Folgen haben

kann, weßhalb nicht auch im Westen? Jedenfalls liegt die Möglichkeit die eben genannten Länder auf dem Wege der Bundesgenossenschaft einer westdeutschen Union anzuschließen, die mit Preußen und Oesterreich als drittes Glied die sogenannte Trias darstellen würde — einen Kern um den sich Europa nach langer Verwirrung wieder ordnen könnte — viel näher als die Eroberung der Donauländer, oder auch nur das Ueberwiegen des deutschen Einflusses in denselben, nach der Vernichtung Oesterreichs. Einer Vernichtung Oesterreichs würde unmittelbar die Erklärung folgen daß auch der größte Theil der deutsch-österreichischen Länder slavisches Gebiet sei. Und nicht nur Leipzig und Dresden sind ursprünglich slavische Städte und slavische Namen. Slavisches Volk und slavische Namen reichen bis an den Fuß des Thüringer Waldes, wo Leutnitz, Gölitz, Groschwitz und ähnliche Ortschaften liegen, und auch Berlin ist ursprünglich slavisch, und Brandenburg gar kein deutsches Wort, sondern aus Brannibor ins deutsche umgestaltet. Glaubt man diese obscuren Thatsachen seien den Russen auf der einen und den Tschechen und Südslaven auf der anderen Seite nicht eben so gut bekannt wie uns? Nicht nur Oesterreich, sondern auch Preußen und das jetzige Sachsen waren deutsche Marken in slavischem Lande. Die Zertrümmerung Oesterreichs wäre der Anfang unseres Rückzuges aus diesen Marken, — eines Rückzuges der nicht bei Oesterreich stehen bleiben würde. Haben mir nicht tschechische Mitglieder des Wiener Reichstages 1848 erklärt, sächsische Abgeordnete gehörten so wenig wie böhmische in das Frankfurter Parlament, weil Sachsen slavisches Gebiet sei? Und waren das etwa Schwätzer? Nein, es waren Männer deren Namen in den slavischen Völkern vom ersten Range sind.

In Bezug auf die Zertrümmerung Oesterreichs spricht sich Wilhelm Beseler freilich sehr gemäßigt aus. „Es ist tief zu beklagen“ — lesen wir S. 61 der Schrift „das deutsche Verfassungswerk“ — daß das Heldenland der Hofer und Speckbacher und die anderen deutschen Länder (Oesterreichs) mit ihren von der Natur reich ausgestatteten und der schönsten Entwickelung harrenden Bevölkerungen zur Zeit einem deutschen Staate nicht angehören können.“ .... Aber, fährt der Verfasser fort, haben die Deutsch-Oesterreicher ein Interesse, unsere nationale Wiedergeburt, an der sie „zur Zeit“ nicht theilnehmen können, zu verhindern? „Sie werden dadurch um nichts ärmer aber um eine große Hoffnung reicher, daß nämlich ein höherer und stärkerer deutscher Geist, trotz der Schranken welche man gegen uns errichtet, auch sie anwehen und erheben, daß der Tag kommen wird an welchem jene Schranken fallen. Darnach ist dann zu ermessen, daß es nur eine Phrase ist, wenn man den Vertretern des deutschen Staats vorwirft sie wollten die Oesterreicher aus Deutschland vertreiben.“ — Diese Stelle zeigt daß Wilhelm Beseler zwar einen entfernten Versuch macht ein Sophist zu sein, daß er aber ein viel zu ehrlicher Mann ist als daß ihm dieß gelingen könnte. Darum hätte er lieber seiner Natur treu sein und gerade heraussagen sollen was er denkt: leider können wir die österreichisch-deutschen Länder für den Augenblick noch nicht mit in unseren Centralisationsplan einschließen, allein wir hoffen mit Oesterreich wird es nicht mehr lange dauern, und dann fallen uns diese Länder von selbst zu. Thun wir unterdessen was wir können, einen solchen Erfolg zu beschleunigen! — Das wäre ehrlich gesprochen gewesen, denn so denkt der Verfasser. Wenn

er es aber für unklug gehalten haben sollte den Gedanken offen auszusprechen, dann durfte er auch nicht sagen was er gesagt hat; denn wenn auch nicht alle Menschen so klug sind wie er, so sind doch wenige so dumm daß der zehnte Theil von dem was er gesagt hat nicht genügt hätte seinen Hintergedanken zu verrathen. Seite 62 der Schrift „Das deutsche Verfassungswerk" sagt er: „Wenn Deutschland gegen irgend einen Staat sich zur Vorsicht berufen fühlen muß so ist es gegen Oesterreich." Der Gothaismus identificirt sich hier schon ganz mit Deutschland, denn freilich wird Oesterreich den Satz umkehren und sagen: wenn Oesterreich gegen irgend Jemand sich zur Vorsicht berufen fühlen muß, so ist es gegen die Herren Gothaer.

Die Gefahr indessen beruht nicht in den Gothaern selbst, sondern in dem Umstande daß die deutsche Demokratie theilweise sich hat täuschen und zu einer Verbindung mit den gothaischen Doctrinärs verleiten lassen.

In der Ausführung des „deutschen Verfassungswerkes" geht unser Verfasser sehr gemäßigt zu Werke. Die einzelnen deutschen Staaten werden sehr schonend behandelt, und aus guten Gründen. Denn Seite 27 der Schrift „zur österreichischen Frage" lesen wir das Bekenntniß: „wenn Preußen den Sondersouveränitäten drohender als jemals erscheint, so müssen wir uns auf das Schauspiel gefaßt machen, daß man im Gefühle, sich nicht selber schützen zu können, an fremde Hülfe denkt" — und S. 25: „Aber wenn wir unbefangen die Dinge betrachten, könnten wir über eine solche Neigung der kleinen deutschen Staaten nicht in Erstaunen gerathen." Mehr hat doch der Herr von Borries auch nicht gesagt. Deßhalb sagt also der Verfasser tröstend, die einzelnen deutschen

Staaten sollen bestehen bleiben, „nur sollen sie bestimmte Ausflüsse der Souveränetät im Interesse des Ganzen aufgeben. Sie würden die bewaffnete Macht und die auswärtige Vertretung, das Zoll-, Handels- und Schiffahrtswesen verlieren. Die ganze innere Verwaltung, jedoch mit obigen Ausnahmen, würde ihnen verbleiben.“ Dieß wäre das nordamerikanische Föderativsystem mit erblicher Präsidentur und erblichen Gouverneuren der Einzelstaaten, — eine Bildung wie wir sie uns ungefähr für die westdeutsche Union der deutschen Dreiherrschaft denken würden. Aber während eine solche Bildung für diesen letzten Gedanken möglich ist, ist sie unmöglich für die Union mit Preußen, weil hier die besondere preußische Großmachtsstellung keine Beseitigung alles Mißtrauens von Seite der Mittel- und Kleinstaaten zuläßt, und es in der Natur der Sache liegt daß das Verhältniß nur ein vorübergehendes wäre, welches bald der Einverleibung Platz machen müßte. In der Dreiherrschaft aber wären Preußen und Oesterreich die Sicherheit für die Dauer der Bundesgenossenschaft unter den Gliedern der westdeutschen Union, und wie Oesterreich schon jetzt erkennt daß seine Interessen in einer solchen Bildung zu ihrem Rechte kommen, so würde auch Preußen zu einer gleichen Einsicht gelangen sobald die fixe Idee des Gothaismus nur einmal überwunden wäre. Und Beseler fühlt auch daß Niemand die milde Form seines Vorschlages als etwas anderes denn eine Ebenung des Weges für den Uebergang erkennen wird. Das nordamerikanische System ist nicht sein Ziel, das spricht er selbst geradezu aus.

Menschen von verschiedenem Grundcharakter und verschiedenen Grundansichten werden aus den gleichen Thatsachen

entgegengesetzte Schlüsse ziehen. Als ich jüngst im Gespräche mit dem schon erwähnten gothaischen Freunde eben den Mund aufthat um zu sagen: „die Thatsachen müssen Sie doch seitdem belehrt haben!" — kam er mir zuvor und rief: „jede Thatsache die seitdem zu Tage gekommen, muß Ihnen doch zeigen daß wir Recht gehabt haben!" — So findet auch Wilhelm Beseler in seiner zweiten Schrift daß die Ansichten seiner ersten seitdem durch die Thatsachen vollkommen gerechtfertigt worden seien.

Wir sehen wie wenig wir hoffen dürfen einander gegenseitig zu bekehren. Die Hoffnungen der deutschen Nation beruhen daher auch nur auf übermächtigen Thatsachen vor denen die Rechthaberei verstummen wird. Dann wird es für den Freund des Vaterlandes keine Wahl geben wohin er sich zu stellen hat. Unser gegenwärtiger Streit dreht sich nur um die Voraussicht welcher Art diese übermächtigen Thatsachen sein werden.

VII.

Heidelberg, den 24. Mai.

Mit dem rechten Flügel der deutschen Centralisten betreten wir in dieser Uebersicht zum ersten Male den Boden der eigentlichen Politik. In den hierher gehörigen Schriften wird weder die Zerstörung Oesterreichs noch die deutsche Einheit auf den Trümmern aller bestehenden Verhältnisse gefordert, — weder das Racenprincip als neues Evangelium verkündet noch die Naivetät der politischen Unschuld für die wahre Weisheit ausgegeben. Hier haben wir es nicht mehr

mit Idealisten und nicht mehr mit Doctrinärs zu thun, sondern mit Politikern welche hinreichende Weltkenntniß besitzen um ihre patriotischen Bestrebungen innerhalb der Grenzen der Thatsachen zu halten, oder, in anderen Beziehungen, den Thatsachen gemäß umfassend zu machen. Wie die in diese Gruppe gehörigen Schriften auch die Lösung der deutschen und europäischen Verhältnisse fassen mögen, es ist auf dem Boden der vorhandenen Thatsachen und mit den gegebenen Kräften und Interessen, deren Machtverhältniß objectiv in Rechnung gebracht wird.

Als eine treffliche, vielfach belehrende, an den besten Bemerkungen reiche Schrift wollen wir hier zuerst „Oesterreich und Napoleon III. im Streit um Italien," von Schmidt-Weißenfels, Prag, bei Kober und Markgraf, anführen. Der Verfasser ist ein entschiedener Anhänger der kleindeutschen Einheit und der Absonderung Oesterreichs. Das außerösterreichische Deutschland unter Preußen geeint und mit Oesterreich im Bunde: — diese Dyas ist das System zu welchem er sich bekennt. Es ist der ursprüngliche kleindeutsche Gedanke, wie ihn Gagern und seine Freunde gefaßt hatten, und so wenig ich diesen Gedanken für den besten halte, so ist er doch verständig und in politischem Geiste gedacht, ohne den Hintergedanken der spätern Zertrümmerung Oesterreichs oder der Losreißung seiner deutschen Länder. Der Verfasser ist vielmehr von der Nothwendigkeit der Existenz Oesterreichs durchdrungen. In Oesterreich selbst, sagt er, muß das deutsche Element hinreichend stark bleiben im Verhältniß zu den anderen Nationalelementen, um die Rohheit der Mehrzahl dieser letzteren niederzuhalten. Deßhalb ist er auch gegen die Ausdehnung Oesterreichs nach Osten,

und ihm gilt, wenn nicht die Herrschaft über Italien, so doch wenigstens der überwiegende Einfluß in Italien als das natürliche Ziel österreichischer Politik auch für die Zukunft. Italien allerdings ist für Oesterreich was Dänemark für Preußen, und die Lombardei und Venedig entsprechen Schleswig und Holstein.

Mit den Sentimentalitäten und fixen Ideen des Nationalitätsprincips hat es der Verfasser nicht zu thun. „Ein jeder große Staat," sagt er S. 57, „bedarf eines Objects welches der Zielpunkt seiner politischen Machtvergrößerung sein kann; er bedarf dessen um zu leben, um Bewegung zu haben, einen Zweck seiner Größe und Macht vor sich zu sehen. Es ist richtig daß ein Staat sich mit seinem Innern unaufhörlich beschäftigen und in dieser Hinsicht niemals zu viel thun kann; aber gerade zur Verbesserung der eigenen Verhältnisse bedarf er auch einer nach außen hin präponderirenden Politik, und ihr nützlicher oder dem Stammstaate schädlicher Charakter geht nur daraus hervor, ob das zu erobernde Object für das Wohl des Staates nothwendig oder nur das Ziel persönlichen Herrschergelüstes ist. In diesem Zwecke der großen Staaten sich mächtig zu erhalten, oder in dem Ehrgeize mittlerer Staaten durch Eroberung sich emporzuschwingen, liegen die Ursachen aller Kriege. Sie werden daher auch nicht aufhören die Menschen zu bewegen. Sie sind nothwendig wie die Stürme welche die Luft reinigen" u. s. w.

„So liegt es in der Natur der Dinge daß ein jeder Großstaat ein meist nachbarlich gelegenes Land, dessen Größe oder moralische Macht der seinigen nachsteht, zum Gegenstande seines politischen Interesses hat. Er sucht in demselben

seinen Einfluß zu behaupten und zu erhöhen, so daß er darin herrscht ohne es zu besitzen; oder er trachtet danach es allmählig oder mit einem Male zu erobern."

Das ist politisch gedacht! — Italien, urtheilt dann der Verfasser weiter, ist der natürliche Schwerpunkt der nach außen gerichteten Politik Oesterreichs, und weil es der natürliche Schwerpunkt ist, muß es dieser Schwerpunkt bleiben. Das war vor dem Frieden von Villafranca geschrieben. Seine Bemerkung aber, daß Oesterreich Unrecht thun würde seinen Blick der Donau hinab zu lenken, ist nur richtig unter der Voraussetzung der völligen Absonderung von Deutschland, die er befürwortet. Man setze die Trias an die Stelle der Dyas, — d. h. die deutsche Dreiherrschaft mit Oesterreich an die Stelle der Centralisation Deutschlands ohne Oesterreich, und die Sache erscheint sogleich anders, anders nämlich in voller Uebereinstimmung mit den wirklichen Anforderungen einer rasch herannahenden Zeit. Hier geht unser eigener Weg von dem des Verfassers ab. Er hat Recht daß Oesterreich etwas für sich sein muß, und als ein besonderer politischer Körper, ohne seine deutschen Länder an Deutschland abzugeben, fortbestehen soll. Sollte aber unter dieser Voraussetzung das übrige Deutschland centralisirt werden, so würde auf der einen Seite das Bestreben die deutsch-österreichischen Länder mit herüberzuziehen, auf der anderen aber das, einen Theil der Mittel- und Kleinstaaten für Oesterreich zu gewinnen, unmöglich zurückgedrängt werden können, und der Versuch einer Theilung der Mittel- und Kleinstaaten zwischen Oesterreich und Preußen würde unvermeidlich sein. Gelänge es, so wäre der Erfolg finis Germaniæ, — gelänge es nicht, so wäre die Dreitheilung.

also die Trias, immer der einzige denkbar günstige Ausgang, und zu diesem Ziele könnte man wohlfeiler kommen.

Ueber die Geschichte der sogenannten italienischen Frage wird der Leser in der hier besprochenen Schrift eine zusammengedrängte klare Belehrung finden. Besonders ist den gedankenlosen Nachschwätzern des Geredes über österreichische Mißregierung in Italien der zweite Abschnitt: „Die Lombardei unter Oesterreichs Herrschaft“ zu empfehlen. Freilich haben vorurtheilsfreie und unterrichtete Leute das alles gewußt; aber der Verfasser ist ein unparteiischer Mann, dessen Urtheilsfähigkeit und Liberalismus in Deutschland außer Zweifel sind. Wir wollen hier nur als Beispiel eine Stelle anführen:

„Was im übrigen Italien eine Chimäre ist, nützliche öffentliche Anstalten für Credit, Landescultur, Municipalverfassung und Verwaltung, sie sind (wurde vor dem Verluste der Lombardei geschrieben) dem lombardischen Lande durch Oesterreich gegeben worden. Das Gesetz hat hier sich Achtung und Ansehen verschafft, die Abgaben sind geordnet und gerecht vertheilt, und erst neuerdings wieder in einzelnen Mißständen untersucht worden. Nirgends in Italien existirt eine Justiz welche sich mit der im Lombardisch-Venetianischen messen dürfte; ebenso ist es mit den Zuständen des öffentlichen Unterrichts. Sardinien, der Musterstaat, hat eine männliche Jugend die zur Hälfte weder lesen noch schreiben kann. Oesterreich wußte den Klerus beim Volksunterrichte zu verwerthen. Während man im übrigen Italien keinen Schulzwang kennt, führte ihn Oesterreich in der Lombardei ein.“

Wir haben in dieser Gruppe eine zweite vereinzelt dastehende Schrift zu erwähnen welche mit der vorigen das

letzte politische Ziel, die Centralisation Deutschlands unter Preußen mit Ausschluß Oesterreichs, gemein hat; wir meinen: „Der deutsche Bund, oder: Ob Gotha, ob Bamberg?“ — Wie dieser Titel zeigt, ist die Schrift gegen die Trias gerichtet. Aber sie faßt, wie die vorhergehende, den kleindeutschen Gedanken auf eine ganz verständige Weise, was man auf den ersten Anlauf nach dem schwülstigen oft predigtartigen Stile nicht erwarten sollte. Der Unterschied von der vorhergehenden Schrift liegt hauptsächlich darin, daß nach Schmidt-Weißenfels das von Kleindeutschland getrennte Oesterreich das Object seiner auswärtigen Politik dauernd in Italien, nach dem Verfasser der hier vorliegenden Broschüre aber in den Donauländern suchen soll. Aber ohne sich auf eine innige Verbindung mit Deutschland stützen zu können, was nur unter der Voraussetzung einer deutschen Dreiherrschaft möglich ist, fehlt Oesterreich die Basis für die eine wie für die andere Richtung seiner politischen Kraftübung. Den Mangel dieser Einsicht abgerechnet, stimmen wir innerhalb gewisser Grenzen der ersten und zweiten Schrift zugleich bei. Wie Preußen nicht nur in Dänemark sondern auch in Polen und den Ostseeprovinzen das natürliche weitere Object für seine Kraftäußerung hat, so Oesterreich nicht nur in Italien sondern auch an der Donau. Aber weder der eine noch der andere Beruf ist ohne Zusammengehen Preußens und Oesterreichs, und beider mit einer westdeutschen Union möglich. Läßt man der Phantasie soweit den Zügel schießen daß man in Oesterreich ein oströmisches Reich neuer Zeit sieht, so möge man nur auch gleich erkennen daß dann, wenn wir nicht vorher den Gedanken der Trias verwirklicht haben, nicht Deutschland

sondern Frankreich das weströmische Reich neuer Zeit darstellen würde. Um diese Alternative dreht sich die Frage „ob Gotha ob Bamberg," welche auf den Titel dieser Schrift gestellt ist.

Einige Stellen werden im Uebrigen die Anschauungsweise des Verfassers zeigen.

„Daß Oesterreich stark sei, ist eine politisch-nationale Nothwendigkeit für Deutschland, eine politische Nothwendigkeit für Europa." Damit aber Oesterreich stark sei, muß es den Conservatismus im liberalen Sinne als den natürlichen Entwickelungsproceß begreifen lernen. „Es gibt einen Conservatismus des Stillstandes und Verfalles, und einen Conservatismus des Fortschrittes und der Erhebung." Eine aufgeklärte innere Politik ist die erste unerläßliche Vorbedingung für Oesterreich, damit es sich geschickt mache seinen Beruf zu erfüllen. „Die zweite unerläßliche Bedingung ist die daß es seine Action centralisire innerhalb seiner selbst. Das heißt mit andern Worten die Trennung von Deutschland. Die Trennung und die Wiedervereinigung." — So sagt der Verfasser. Es ist der bekannte Gedanke der Dyas.

In Bezug auf die Völkerbestandtheile Oesterreichs lesen wir: „Oesterreich wurde ein territorial einheitliches, zusammenhängendes, compactes, centralisirtes Völkersystem, und zwar ein System, das nicht nach Westen, sondern nach Osten gravitirt; nach Osten hin jeder Erweiterung fähig. Fähig und berufen dazu. Früher oder später. Mag es noch Jahrzehnte dauern, ehe die christlichen Nachbarländer der türkischen Herrschaft ganz sich entziehen: sollen sie aber dann nicht russisch werden, so können sie nur österreichisch werden." S. 156.

Ehe wir zu andern Schriften dieser Gruppe fortschreiten, sei noch bemerkt, daß die so eben besprochene „vom Verfasser des europäischen Gleichgewichts der Zukunft“ und bei Julius Springer in Berlin erschienen ist. Der Name des Verfassers ist mir unbekannt, ich weiß aber daß er ein Preuße ist der sich der Politik als Beruf zu widmen sucht. Dem Style nach möchte man freilich eher auf den Gedanken kommen ihn für einen Mann der Kirche zu halten. Die Salbung mit der er schreibt, ist seiner an sich klar gedachten Sache nicht förderlich. In einfacherer und weniger pathetischer Sprache hätte sich der Inhalt der Schrift, welche 171 Seiten groß Octav umfaßt, auf dem dritten Theile des Raumes geben lassen, was ein Gewinn gewesen wäre.

Unsere weitere Betrachtung führt uns nun auf eine engere Gruppe von Flugschriften, welchen ein bis zu einem regierenden deutschen Fürsten gehender Ursprung zugeschrieben wird. Ich meine die Broschüren Fischels, denen ich einige andere anschließe. Das Thema dieser Schriften ist das Einverständniß von Rußland und Frankreich und die Mitschuld des gegenwärtigen britischen Ministeriums. Das Ziel auf welches dabei in Deutschland hingearbeitet wird, kann, obschon es nirgends bestimmt ausgesprochen, kein anderes sein als die Bildung einer kleindeutschen Centralregierung mit einem Offensiv- und Defensivbündniß zwischen Deutschland und Oesterreich. Die Initiative zur Herstellung einer kleindeutschen Centralgewalt wird hier ebenfalls Preußen eingeräumt, aber es wird in einer besondern Schrift gezeigt daß alles was man von Preußen erwartet, bis jetzt, selbst in der liberalen Ausbildung des preußischen Staatswesens, nur in der Erwartung besteht.

Zuerst erschien das Schriftchen „Die Despoten als Revolutionäre,“ bei Ferdinand Schneider in Berlin, und wurde für 1 Silbergroschen verkauft. In England erschien eine Uebersetzung. Unter der Bezeichnung: „the Duke of Coburg's pamphlet“ ist diese in der englischen Presse vielfach besprochen worden. Später hat man gehört der Verfasser sei Dr. Fischel. Dieser nämlich hat die Ideen des Herzogs zu Papier gebracht und die Vertretung der Schrift übernommen.

Auf wenigen Blättern enthält diese in einer frischen kraftvollen Sprache, dem Verständnisse des ganzen Volkes zugänglich, die Wahrheit über die große Politik, über die uns drohenden Gefahren, und über die Schulfuchsereien mit denen unsere Doctrinärs den Uebergang vom Gerede zur That abermals zu vereiteln gewußt haben. Noch heute ist das Schriftchen allen denen zu empfehlen welche es noch nicht gelesen haben, denn nirgends ist ein so zusammengedrängter Unterricht in der Politik außerdem zu finden.

Die gleichen Gedanken in etwas anderer Weise ausgeführt finden wir in einer ungefähr gleichzeitig erschienenen Flugschrift unter dem Titel „Brennuszug und Moskowiterthum.“ Sie hat einen andern Verleger (Adolf u. Co. in Berlin), ist aber, und mit Bestimmtheit, ebenfalls Fischel zugeschrieben worden, welcher seitdem eine merkwürdige, auffallend planmäßige, von einer großen Uebersicht der Verhältnisse ausgehende publicistische Thätigkeit entwickelt hat.

Zunächst, noch im vorigen Jahre, kam „Preußens Aufgabe in Deutschland. Rechtsstaat wider Revolution. Vom Verfasser der Despoten als Revolutionäre.“ Der wesentliche Gedanke dieser sehr lehr-

reichen Schrift ist der, daß Preußen zwar berufen ist Deutschland zu Macht und Einheit zu führen, daß dies aber nicht auf gewaltsamem, das bestehende Bundesrecht brechendem Wege geschehen darf, und daß im Uebrigen Preußen sich selbst erst des hohen Berufes würdig und fähig machen müsse, was es noch keineswegs sei. Dieser letztere Satz, durch alle einzelnen Gebiete des Staatslebens durchgeführt, läßt in seinen einzelnen Beweisführungen zuweilen einen Zweifel ob sich unter dem Scheine der Beförderung preußischer Hegemonie nicht das Gegentheil birgt. Das mag indessen bloßer Schein sein, obschon der Verfasser nicht ohne Ironie für Preußen geschrieben haben kann; denn in fast allen Beziehungen zeigt er, daß zu den von den leidenschaftlichen Anhängern der preußischen Hegemonie erhobenen Prätensionen für jetzt noch keine Begründung außer die des guten Willens der jetzigen Regierung zu finden ist, für deren ewige Dauer es doch keine Sicherheit gibt.

Im laufenden Jahre erschien sodann „Der Entlarvte Palmerston. Vom Verfasser der Despoten als Revolutionäre," wie die vorige und die folgende im Verlage der Haude- und Spener'schen Buchhandlung in Berlin. Die hier angeführte Schrift wäre für Deutschland wichtiger als eine andere, wenn von der großen Mehrheit des Publikums nicht die eine Hälfte zu dumm, die andere zu klug wäre den Inhalt zu fassen. Es handelt sich darum zu beweisen daß Deutschland im Kampfe mit äußeren Feinden schlechterdings nur sich auf sich selbst verlassen kann, daß weder bei Rußland Hilfe gegen Frankreich, noch bei Frankreich Hilfe gegen Rußland, noch bei England Unterstützung gegen beide zu finden ist, aus dem einfachen Grunde, weil

Frankreich, Rußland und England, trotz aller Verschiedenheit ihrer Interessen und aller möglichen Feindseligkeiten die zwischen ihnen selbst bestehen mögen, in Bezug auf die gegenwärtig schwebenden Fragen in ihrer allgemeinsten Fassung dennoch in geheimem und verrätherischem Einverständnisse handeln. Alle drei betrachten nicht nur die Türkei sondern auch Deutschland und die anderen Länder des europäischen Westens als im Verfalle begriffen, und als eine Beute in welche sie sich zu theilen haben, wobei indessen Frankreich und Rußland wieder gegen England vereinigt sind. Einem englischen Staatsmanne, dem gegenwärtigen Premierminister, wird nun geradezu und ganz bestimmt schuldgegeben, daß er, an Rußland verkauft und den mit Rußland verabredeten französischen Operationen willfährig, nicht nur an der absichtlichen Verwirrung aller Weltverhältnisse zu Gunsten von Rußland und Frankreich arbeite, sondern dabei auch mit vollem Bewußtsein die Interessen seines eigenen Landes verrathe.

Der geneigte Leser lese die Broschüre selbst, welche gelesen zu werden verdient, der Schluß welchen man daraus zieht sei welcher er wolle. Was darin gegeben wird, sind Thatsachen, wahre Thatsachen, obschon manche von ihnen unglaublich scheinen mögen. Für ihre Erklärung mag es verschiedene Möglichkeiten geben. Die Nutzanwendung für Deutschland bleibt indessen bei jeder Erklärungsart dieselbe.

Eine zu Hannover erschienene kleine Schrift: „Enthüllungen aus England" — von einem Manne welcher kurz vorher England im Interesse der Regierung eines deutschen Staates besucht hatte — spricht ganz dasselbe aus

wie der oben angeführte „Entlarvte Palmerston," und den gleichen Enthüllungen politischer Verräthereien ist auch das bei Asher u. Co. zu Berlin erscheinende „Neue Portfolio — eine Sammlung wichtiger Documente und Actenstücke zur Zeitgeschichte" gewidmet, wovon bisher nur zwei Hefte erschienen sind.

Endlich haben wir „vom Verfasser der Despoten als Revolutionäre" noch ganz kürzlich eine Flugschrift: „Deutsche Federn in Oesterreichs Doppeladler" erhalten. Hierüber und über diese ganze Gruppe von Broschüren noch Einiges in meinem nächsten.

VIII.

Heidelberg, 25. Mai.

Die letzte der Fischel'schen Flugschriften: „Deutsche Federn in Oesterrreichs Doppeladler" bringt die deutsche Frage bis auf den gegenwärtigen Augenblick herab. Sie beginnt mit einem Sündenregister Oesterreichs; nicht um Oesterreich zu schmähen und in der öffentlichen Meinung noch mehr herabsetzen zu helfen, sondern um einen Thatbestand anzuerkennen der zu den wichtigsten Ursachen unserer Zustände und zu den unabweisbaren Voraussetzungen unserer nationalen Entscheidungen gehört. In den Sünden der österreichischen Politik ist System. Das Princip der Legitimität, mit der Weltanschauung der Zeit nicht mehr verträglich und darum in einer zu jeder positiven That unfähigen Defensive begriffen, sehen wir vertreten von einer Camarilla aus politischen Priestern und einem Theile der österreichischen Ari-

stokratie welcher von einer „mephistophelischen Skepsis gegen die höheren Aufgaben des öffentlichen Lebens erfüllt“ ist (S. 4). Dieses Princip muß selbst bei guter Absicht Unheil schaffen, wie Alles was zur falschen Zeit und am falschen Orte gelten will. Auch Joseph dem II. waren die Lokalfreiheiten der einzelnen Länder verhaßt, „weil sie ihn in seinen freimaurerischen Sarastro-Ideen hinderten“ (S. 6 — eine gelungene Charakteristik, besonders wenn man sich klar macht daß der preußische Papageno schwerlich Dauernderes zu schaffen berufen ist als der österreichische Sarastro). Oesterreich steht vor einer drohenden Revolution, „welche nichtbloß Regierungssystem, Verfassung und Dynastie, sondern auch die Integrität des Kaiserstaates gefährdet“ (S. 9).

„Rußland,“ fährt die Schrift fort, „ist der einzige Staat, welcher ein Interesse daran hat diese Katastrophe zu fördern. Sobald das Donaureich, wie es 1806 der Fall war, keine Kraft mehr hat um sich französischen Rheinbundsgelüsten mit Erfolg zu widersetzen, so hat Frankreich eher ein Interesse dabei den österreichischen Staat als Macht zweiten Ranges gegen Preußen und als stete Bedrohung des italienischen Königreichs zu erhalten. Auch kann Frankreich Oesterreich als Macht zweiten Ranges bei etwaigen Versuchen sich von Rußlands protegirender Allianz zu emancipiciren, sehr wohl verwenden. Zur Zeit aber sind Frankreich und Rußland im antiösterreichischen Interesse geeint, und die kurzsichtige Camarilla Oesterreichs, welche die klaffende Wunde des Kaiserstaates mit Heftpflästerchen heilen will, ist ihr unbewußter Alliirter. Zu ihnen gesellt sich Lord Palmerston, dessen hauptsächlichste Lebensaufgabe es ist, Oesterreich, den 160jährigen Alliirten Englands, zu schwächen, und wie es dem Minister

eines wahrhaft christlichen Staates geziemt, den Feinden Englands — Rußland und Frankreich — Gutes zu thun.

Es gibt ehrliche Patrioten in Preußen und Deutschland genug, welche aus dem Untergange Oesterreichs die Glorie Preußens entstehen sehen. Es mögen gute Patrioten sein; erleuchtete werden wir sie niemals nennen können. Es ist nicht Preußens und Deutschlands Aufgabe, dem kranken Doppeladler noch weitere Federn auszurupfen, sondern ihm Heilung seiner Wunden zu verschaffen und neue Unbill von ihm abzuwehren." (Seite 9.)

Nach diesen Bemerkungen, in welchen sich ein sicheres und gesundes politisches Urtheil ausspricht, folgt in der Schrift auch ein Sündenregister Preußens. „Fortan (heißt es S. 11) war es Preußens Loos, — die Zeit der Freiheitskriege abgerechnet, — zwischen der Legitimitäts- und Pfiffigkeitspolitik principienlos hin und her zu schwanken." „Die Politik von Basel ist im vorigen Jahre wieder lebendig geworden. Sie war es weniger bei der Staatsregierung, der es nur an der nöthigen Energie in der Ausführung fehlte, als bei einem Theile der herrschenden liberalen Partei. Dieser Theil der liberalen Partei, welcher in seiner Superklugheit alle entscheidenden Schritte gegen Frankreich zu verhindern versuchte und auch verhinderte, welcher die naturwüchsige und richtig fühlende nationale Bewegung in Süd- und Mitteldeutschland verhöhnte, bemühte sich jetzt freilich durch leere Proteste gegen die Annexationstheorie Napoleons und durch abergläubisches Anklammern an den neuen italienischen Großstaat die Folgen der eigenen Politik zu verwischen. Aber wir bezweifeln daß diese Männer dazu berufen sind die auswärtige Politik Preußens wieder zu rehabilitiren." (Seite 11.)

Alles dieß ist richtig. Und eben so das Folgende:

„Die Noth des Augenblickes, welche einer anderen Kategorie einflußreicherer preußischer Liberalen die Besinnung raubt, hat sogar die Velleitäten der heiligen Allianz wieder bei ihnen auftauchen lassen. Eine solche Politik heißt Preußen und Oesterreich zugleich unter das russische Protectorat bringen, beide ihrer Selbstständigkeit berauben und den Teufel mit Beelzebub austreiben.“ (Seite 12.)

Nicht nur einflußreichen „Liberalen“ hat die Noth des Augenblickes so weit die Besinnung geraubt, sondern auf die Warnungen vor Rußland mit dem Lächeln des absoluten Unverstandes zu antworten ist sogar bei einem großen Theile der deutschen Demokratie guter Ton geworden; — freilich bei Leuten, die niemals große Politiker gewesen sind, und die nur „die Noth des Augenblicks“ in die Stellung gebracht hat überhaupt die Rolle der Politiker zu spielen.

„Die Furcht welche der preußische Liberalismus zum Theil vor Oesterreich hat, ist am Ende nur die Furcht vor der eigenen Schwäche. Der Liberalismus Stein's und Arndt's schreckte vor einem Bündnisse mit dem absolutistischen Oesterreich nicht zurück. So lange dieser Liberalismus vorhielt, vermochte Oesterreich gegen Preußen nichts,“ .... aber .... „in dem Preußen, in welchem der Gensdarm sich vermaß die katholische Kirche reglementiren zu wollen, in dem Preußen, und durch das Preußen welches die russische Armee zu Adrianopel vom Untergange rettete und Europa's Rettung von Rußlands Uebermacht verhinderte, welches Paskewitsch's Schaaren zur Aufrechterhaltung der russischen Grenzsperre und der Gefährdung Preußens durch Rußland, zur Niederwerfung der polnischen Verfassung durch preußisches Land marschiren ließ,

.... in diesem Preußen und durch dieses Preußen herrschte Oesterreich in Deutschland wie es später auch in dem Preußen und durch das Preußen Manteuffels in Deutschland dominirte. Wer war nun Schuld daß die Herren Kamptz und Manteuffel im Interesse Oesterreichs wirkten, — wer anders als das preußische Volk das sie duldete? Und wer verhinderte Preußens Regierung schon 1815 das Gesetz vom 22. Mai auszuführen? Außer Oesterreichs Einfluß doch Niemand anders als die politische Unreife der Nation."

„Es ist specifisch norddeutsche Kurzsichtigkeit, wenn man glaubt ohne das südliche Deutschland fertig werden zu können, oder wenn man sich Oesterreich von Deutschland vollkommen abgelöst denkt" (S. 13, 14) .... Der von gestern stammenden preußischen „Staatsweisheit ist es nicht zuzumuthen, für das tausendjährige, zuletzt durch Oesterreich vermittelte Verhältniß Deutschlands zu Italien ein Verständniß zu haben" .... „Und wer anders als der österreichische Kaiserstaat ist es der Deutschlands Handel mit dem Orient vermittelt? Wer vertrat allgemein deutsche Interessen zur Zeit des Krimkrieges? Etwa die Herren Manteuffel, Bismarck und Meusebach? oder nicht vielmehr der Slave (?) Prokesch und der Deutsch-Oesterreicher Buol-Schauenstein?" .... „Ist es eines Politikers würdig den Staat nach seinen augenblicklichen Lenkern zu beurtheilen? Wer konnte es dem Auslande verargen, unter Herrn von Manteuffels Regimente keine deutschen, sondern nur russische Federn an Preußens Adler zu entdecken" (Seite 14.)

Was will nun der Verfasser? —

Sehen wir zuerst was er nicht will!

Er will vor Allem jetzt kein Parlament, und er will

keine Revolution. Wir glauben er hat in beidem Recht, und beides sind wahre Lebensfragen für uns.

Kein Parlament. Denn fehlte Oesterreich darin, so würde das Zerreißen Deutschlands unvermeidlich sein; mit seinen Bundeslanden theilnehmend würde es dagegen, wenn dies unter jetzigen Umständen denkbar wäre, aus unvermeidlichen natürlichen Gründen abermals jede wirksame Gestaltung verhindern müssen. „Der besondere preußische Landtag müßte dabei zu einem kümmerlichen Provinziallandtage zusammenschrumpfen, vielleicht ganz verschwinden." Seite 16 und 17. — „So lange nicht eine Form gefunden wird unter der Oesterreich mit den deutschen Centralgewalts- und Parlamentsbestrebungen versöhnt ist, sind sie bei der heutigen Machtstellung Frankreichs und Rußlands unmöglich." (S. 16.)

Keine Revolution. Ein revolutionäres Parlament hätte die Wahl entweder „dem mächtigsten deutschen Fürstenhause, also hier in concreto dem Hause Hohenzollern" eine revolutionäre Dictatur zu übertragen (wenn dieses Haus Lust hat eine solche Dictatur anzunehmen), oder aus sich selbst eine revolutionäre Centralgewalt zu schaffen, und — sich damit selbst aufzuheben, meint der Verfasser. Wir aber zweifeln daran daß die große Debattiranstalt sich jemals für entbehrlich halten und sich freiwillig auflösen würde. Auch den Dictator denken sich unsere Doctrinärs auf doctrinäre Weise. Aber wenn auch die reinen Militärdictatoren bestehender Republiken ernannt werden können, so ernennen revolutionäre Dictatoren sich selbst, und wenn ihnen nachher die nationalen Debattiranstalten unbequem oder langweilig werden, jagen sie sie auseinander. Das würde auch

in Deutschland der Fall sein. Der erste General welcher nach einer Reihe von nationalen Niederlagen, die für den Anfang ja doch unvermeidlich wären, uns eine Schlacht gewänne, würde, wenn er sonst politisch das Zeug dazu hätte, unser Dictator — unser Cromwell, Washington oder Napoleon sein. Das wäre der glücklichste Verlauf der Dinge; wir haben aber kein Recht denselben gerade als den welcher eintreten wird vorauszusetzen. Jedenfalls hat der Verfasser recht wenn er sagt: „Die vertriebenen Fürsten würden an Rußland, Frankreich, Oesterreich — vielleicht auch an England Beschützer finden, und diese würden sich in Deutschlands Händel mischen" .... „Keine revolutionäre Bewegung hat andere Chancen als Deutschland zu ruiniren." (Seite 18.)

Dieß in Bezug auf die deutschen Verhältnisse im Allgemeinen. Der Verfasser kehrt zu Oesterreich und seiner Gefährdung zurück, und auch hier handelt es sich zuerst um das was er nicht will, nämlich:

Keine Intervention Deutschlands in Oesterreich zu Gunsten des Legitimitätsprincips —

Keine Wiederholung der polnischen Tragödie (d. h. keine Theilung Oesterreichs).

Finis Austriae würde aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur finis Germaniae, sondern auch finis Borussiae werden. (Seite 19.) Der Gedanke ist auf den folgenden Seiten mit Sachkenntniß ausgeführt. Die Erhaltung des österreichischen Kaiserstaates ist dem Verfasser der Cardinalpunkt der preußischen Politik (Seite 23). Allerdings nicht auch die Erhaltung des österreichischen Legitimitätsprincipes; aber — „wenn es kein Oesterreich gebe, müßte man es erschaffen" — mit diesen Worten schließt der Verfasser seine Schrift.

Suchen wir den positiven Gedanken in Bezug auf die deutschen Verhältnisse im Allgemeinen, so finden wir daß derselbe, wie in allen Fischel'schen Broschüren, nicht offen und deutlich hervortritt, und wir bemerken eine durchgehend absichtliche Zurückhaltung in diesem Punkte. Die positivste Stelle ist Seite 18 zu lesen: „Wenn alle Deutschen darin einig sind dem Auslande nicht eine Scholle von Deutschen beherrschten Landes zu gönnen, wenn alle Deutschen die Grenzen deutscher Interessen verstehen, wenn in ganz Deutschland die Völker ihre Regierungen nöthigen Recht und Gesetz zu achten, so ist Deutschland einig, und für diese Einigkeit wird sich auch die entsprechende Form finden. Man muß nie den Bau mit dem Dache beginnen wollen. Deutschland war trotz seiner Getheiltheit eine Einheit auf dem Boden germanischer Gemeinfreiheit. Man stelle diese im Gewande der Zeit her, und kein absolutistischer Minister wird Deutschland seine Politik vorschreiben können." — Das ließe sich hören, wenn die vielen „Wenn" nicht vorausgingen, und „wenn" wir ruhige Zeit zur besseren politischen Entwickelung des Nationalcharakters hätten. Aber „wenn" wir handeln müssen, ehe jene „Wenn" verwirklicht sind? — was dann? — Lesen wir auf Seite 27:

„Sollte man in Wien gegen alle Mahnungen und Zeichen die so drohend am Himmel stehen taub sein, rennt man verbundenen Auges ins Verderben, glaubt man durch Palliative heilen zu können, und bricht die Revolution dort (an der untern Donau und in Oesterreich) aus, so ist es an Preußen, Deutschlands Widerstand gegen die von Osten und Westen herandringende Fluth zu organisiren.

„Dieser Widerstand wird nur dann ein erfolgreicher sein

können, wenn nicht nur die Stämme Deutschlands, sondern auch die Völker Oesterreichs in Preußen den Beschützer gegen eine russische Intervention sehen, möge sie scheinbar für oder offen gegen die Dynastie stattfinden."

Was heißt das? —

Preußen muß in der Noth die Hegemonie Deutschlands nicht nur zur Erhaltung Deutschlands sondern auch Oesterreichs ergreifen. Aber diese Hegemonie darf sich nicht an Hintergedanken knüpfen, in denen anderen deutschen Staaten, klein oder groß, zu nahe getreten wird. Diese Hegemonie darf nur die vorübergehende einer Dictatur für den Krieg sein. Im Uebrigen müssen die deutschen Bundesverhältnisse geschont werden, denn dieß ist keine Zeit zu gewaltsamen und tiefgreifenden Experimenten.

Das ist vortrefflich liberal-conservativ gedacht! — Wäre in dem Gedanken nur nicht mehr Idealismus als wir jetzt brauchen können. — Wäre Preußen einmal Kriegsdictator über alle Deutschen, auch die Deutschen Oesterreichs (der Verfasser sagt sogar „die Völker Oesterreichs"), so wäre es freilich mit der Welt anders bestellt. Wie soll es aber dahin kommen? Was liegt nicht alles dazwischen? — Und wenn einmal, was doch vorhergehen müßte, die österreichische Macht nur von der Kraft des unter Preußen geeinten gesammten deutschen Volkes Rettung und Leben empfinge, würde es so ganz im freien Willen Preußens und des deutschen Volkes liegen, auch bei der größten politischen Weisheit und Selbstbeherrschung, die Dinge nach geschehener That der Rettung wieder auf den vorhergehenden Fuß zu stellen? Wäre dieß überhaupt auch mit dieser Weisheit vereinbar? —

Kommt es überhaupt so weit wie hier der Verfasser

voraussetzt, und wie es wahrhaftig unter Umständen kommen kann, so sieht kein Mensch was hinter der gewaltigen Katastrophe liegt. Will man aber auch das Conservativste annehmen was allenfalls in der Ferne erkennbar wäre, so könnte es höchstens doch nur die Centralisation sein, mit oder ohne linkes Rheinufer, mit oder ohne Deutsch-Oesterreich, mit dem Fortbestehen oder ohne das Fortbestehen der österreichischen Monarchie. Dieß muß der Verfasser, welche Beweggründe er auch haben mag nicht mit der Sprache herauszugehen, so gut einsehen wie wir, und deßhalb sind seine Flugschriften hier mit in die Reihe der centralistischen Literatur gestellt worden.

Nur in einem Falle könnten wir ihm damit Unrecht thun, — wenn er ein heimlicher Anhänger der Trias wäre. Denn eine von Preußen und Oesterreich selbst beförderte und friedlich geschaffene westdeutsche Union, welche jede Veranlassung und Möglichkeit eines Rheinbundes wegnehmen würde, wäre im Stande die Vereinigung aller preußischen, deutschen und österreichischen Kräfte zu gemeinsamer Action zu bewirken.

IX.

Heidelberg, 30. Mai.

Meine Betrachtungen führen mich nun, nachdem ich dem Leser zuerst die politischen Flugschriften der revolutionären Emigration, sodann die der nationalen Centralisten vorgeführt, zur dritten Hauptabtheilung unserer politischen Fortschrittsliteratur, nämlich den Schriften der großdeutschen oder föderalistischen Partei.

Der Ausdruck „großdeutsch“ soll hierbei nicht nur die Mitaufnahme der deutschösterreichischen Länder in irgend einen deutschen Staatenplan bedeuten, sondern es ist damit zugleich die Behauptung deutscher Macht und deutschen Einflusses gemeint wo immer sie bereits wirksam sind oder wirksam sein sollten. Der Ausdruck also bedeutet daß sowohl ganz Preußen wie ganz Oesterreich sich in irgend einer Form mit Deutschland einigen sollen. Daß diese Form nur eine föderative sein könne, versteht sich von selbst. Der Föderalismus ist auf der einen Seite Grund, auf der andern Folge des großdeutschen Planes.

Man hat gesagt daß in unserer Zeit zwischen Liberalen und Demokraten kein wesentlicher Unterschied mehr sei. Es kann hier gezeigt werden wie sehr dieß ein Irrthum ist. Das demokratische System ist eben der Föderalismus, wie das liberale System der Centralismus ist. Folgerichtig sollte also die deutsche Demokratie großdeutsch sein, weil sie, ihrem Lebensprincipe gemäß, föderalistisch sein muß. Der Liberalismus, wie er sich in seinem wahren Wesen darstellt, geht von dem abstracten Staatsbegriffe aus. Sein Ideal ist der Rechtsstaat, der immer mehr oder minder bureaukratisch sein muß. Nirgends hat man das besser sehen können als in den Entwickelungsphasen des schweizerischen Liberalismus. In seiner folgerichtigsten Ausbildung, dem sogenannten Radicalismus, — welcher nie etwas anderes war als die abstracte Rücksichtslosigkeit des liberalen Systemes — hat dieser seine bureaukratische Natur vielfach an den Tag gelegt. Das war es auch was am Ende der dreißiger Jahre seinen Sturz herbeigeführt, und mehr demokratische wenn auch weniger aufgeklärte Volksbestandtheile zu Einfluß gebracht. Wäre es wahr daß in Preußen zwischen Liberalismus

und Demokratie kein wesentlicher Unterschied mehr besteht, so würde dieß nur beweisen daß die preußische Demokratie auch nichts anderes ist als eine abstracte Richtung, nichts anderes als der etwas stürmischere und consequentere Liberalismus. Aber der Liberalismus mag noch so radical sein, dadurch wird er nicht zur Demokratie, so wenig wie es bei dem Unterschiede auf die monarchische und republikanische Regierungsform ankommt. Das Wesentliche des demokratischen Systemes ist diejenige Anschauung des Staatslebens welche nicht von einem abstracten Staatsbegriffe, sondern von den natürlich gegebenen Kreisen der Selbstverwaltung und Selbstregierung ausgeht, und, auf dem Wege des föderativen Aufbaues, von den untersten Gebieten des örtlichen Gemeinlebens zur Möglichkeit völkerverbindender Reiche fortschreitet. Wie die „geschlossene Staatsform" des politischen Centralismus dem kleindeutschen Liberalismus als wesentliches Dogma angehört, so die offene Staatsform des Föderalismus der großdeutschen Demokratie. Hiermit ist der Gegensatz der beiden Systeme scharf bezeichnet.

Indem ich einige der wichtigsten Erscheinungen der großdeutschen Literatur hervorhebe, will ich nicht bei den rein polemischen Schriften verweilen in welchen die preußische Politik eine scharfe und leider gerechte Kritik findet. Ich beschränke mich darauf einige Titel anzuführen, wie: „Deutsche Antwort auf preußische Phrasen. Ein offener Brief an den Verfasser der Schrift: Preußen und der Friede von Villafranca." Leipzig. R. Hennings'sche Buchhandlung. Ferner: „Die preußische Politik und der italienische Krieg von 1859, von C. F. G. Kleinschrod." Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. Diese und

ähnliche Schriften müssen wenigstens von denen gelesen werden welche die preußischen Darstellungen und Beschönigungsversuche gelesen haben und das audiatur et altera pars nicht ganz verleugnen wollen.

Eben so wenig will ich bei solchen großdeutschen Schriften verweilen deren einziges Verdienst — welches nicht unterschätzt werden soll — in einem allgemeinen idealen Festhalten an der Hoffnung deutscher Einheit und Macht besteht, wie das Schriftchen: „Wohinaus?" von Sigmund Schott in Stuttgart, und die zu Ulm erschienenen „Gebote deutscher Nationalpolitik." Das ist nationaler, man möchte sagen schillerfestlicher Idealismus, dessen die Nation ganz gewiß nicht entbehren kann wenn sie ihr Ziel erreichen soll, der sich aber nicht verletzt fühlen darf wenn er von der kalten Hand des politischen Verstandes berührt wird, ohne den die Erreichung ebenfalls nicht gelingen kann. Diese Hand muß freilich allerlei Dinge angreifen von denen der Idealismus sich fern zu halten sucht. Ist er aber so empfindlich daß er auch diese mittelbare Berührung mit der schlechten Wirklichkeit nicht dulden mag, so ist ja zu helfen: die Hand kann, wie die eines jeden Arbeiters, gewaschen werden bevor sie dem Idealismus zum Bunde dargeboten wird.

So kommen wir in unserer Betrachtung auf die Schriften in welchen sich der großdeutsche Gedanke positiv und mehr oder minder deutlich gestaltet ausspricht.

Wir sehen ihn in verschiedenen Formen auftreten, deren Verschmelzung nun das ist was vor Allem Noth thut. Die eine Form nämlich ist die der sogenannten Trias oder deutschen Dreiherrschaft. Der Schreiber dieser Briefe rechnet es sich zum Verdienste an in seiner im vorigen Jahre

erschienenen Schrift: „Deutschland und der Friede von Villafranca“ den Gedanken der deutschen Dreiherrschaft oder sogenannten Trias neu angeregt zu haben, und noch heute nimmt er bereitwillig die Verantwortlichkeit dafür, und die Mißdeutungen welche sich daran knüpfen mögen, auf seine Schultern. Es hat vielleicht einiger moralische Muth dazu gehört diesen Mißdeutungen Trotz zu bieten, und wäre der Verfasser über alles was während seiner langen Abwesenheit von Deutschland vorgegangen unterrichtet gewesen, er hätte diesen Muth vielleicht nicht gehabt. Um so besser daß er nicht unterrichtet war: es zeigt sich daß zuweilen auch die Unwissenheit ihren Nutzen hat.

Daraus daß ein guter Gedanke sich falsch anwenden und in einen schlechten verkehren läßt, folgt nicht daß man verzichten müsse ihn richtig anzuwenden. Man müßte sonst auf jedes Gute verzichten, denn auch das Beste läßt sich in Schlechtes verkehren. Sagt man also: die engere Vereinigung der Mittel- und Kleinstaaten kann leicht zum Rheinbunde werden, so ist dies freilich richtig, nämlich wenn man dieser engeren Vereinigung in Deutschland selbst, d. h. von Seiten der beiden deutschen Großstaaten, ihre Berechtigung bestritte, und, statt sie als Bundesstaat im Staatenbunde schaffen zu helfen, ihr Hindernisse in den Weg legte. Aber gerade die immer offenstehende Möglichkeit der Bildung eines Rheinbundes bei jeder ernstlichen Gefährdung der Mittel- und Kleinstaaten beweist wie sehr die engere Vereinigung derselben in der Natur der Verhältnisse bedingt liegt, und eben diese immer offen stehende Möglichkeit mahnt dazu, diese engere Vereinigung unter dem Schutze von, und im Zusammenhange mit Oesterreich und Preußen, also unter dem Schirme

des jetzigen Bundes zu schaffen, damit sie nicht unter dem Schutze des Auslandes und zum Vortheile des Auslandes geschaffen werde. Historische Bedürfnisse muß man auf richtige Weise zu befriedigen suchen, damit sie sich nicht auf falsche Weise befriedigen. Ihnen die Befriedigung überhaupt abschneiden zu wollen, ist die verkehrteste Wahl welche man treffen kann.

Denkt man sich ferner die Trias immer nur in der Form bairischer Hauspolitik und der Centralisation der Mittel- und Kleinstaaten unter Baiern, so daß es zwischen „Gotha und Bamberg" um nichts als um die Nebenbuhlerschaft eines bairischen und preußischen Cavourismus handelte, so wäre der Gedanke freilich nicht viel besser als es der preußische Cavourismus allein ist. Wenn man sich aber in Preußen, und mehr oder minder in Norddeutschland überhaupt, eine Lösung der deutschen Frage nur in centralistischer oder hegemonischer Form denken kann, so ist das darum nicht auch süddeutsch gedacht. Selbst in Oesterreich hat nun der Fortschritt zum Bessern die Form der provinziellen Autonomie, also eine Annäherung an das Föderativsystem annehmen müssen; in der Gruppe der Mittel- und Kleinstaaten drängt er auf die Bildung des Bundesstaates im Staatenbunde hin. Sieht man in einer solchen Lösung der deutschen und zugleich der europäischen Frage ein Uebel, so ist dies jedenfalls ein geringeres als die preußische Union neben Oesterreich, oder als eine preußische und eine österreichische Union neben einander, oder als eine Theilung des Gebietes der Mittel- und Kleinstaaten zwischen Preußen und Oesterreich, oder als die Centralisation Kleindeutschlands neben Oesterreich, oder vollends als irgend eine

politische Gestaltung die aus der Zertrümmerung Oesterreichs hervorgehen könnte.

Die vorhin erwähnte Schrift ist denn auch in der Vertretung der Trias keineswegs allein stehen geblieben, sondern wir haben für den Gedanken verschiedene andere aufzuführen. In Karlsruhe erschien: „Die deutsche Frage und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten," ein besonderer Abdruck aus den Nummern 187 bis 196 der Karlsruher Zeitung vorigen Jahres. Die in Heidelberg erschienenen „Briefe eines Deutschen über die deutsche Bundesreform" bekennen sich zum gleichen Gedanken. Dasselbe gilt von einer trefflichen kleinen Schrift von A. Peez: „Deutschland am Wendepunkte seiner Geschicke." Wiesbaden, bei Limbarth. Der Verfasser ist einer der wenigen Publicisten umfassenderen Blickes, welche von dem Standpunkte ausgehen daß wir es in der gegenwärtigen Weltlage mit einer russisch-französischen Verschwörung zu thun haben. Aus dieser Voraussetzung zieht er Schlüsse für die Lösung unserer Verhältnisse. Einen reineren deutschen Patriotismus als ihn diese Schrift enthält, wüßte ich in der ganzen hier besprochenen Literatur nicht zu finden. Als Beispiel nehme man folgende Stelle: „Und wenn dann — was der Himmel verhüten möge! — der romanisch-slavische Verschwörungsplan gelänge und Oesterreich in Trümmer ginge, — was würde aus unseren deutschen Brüdern, den Steyrern, Kärnthnern, Tyrolern, Deutschböhmen und Siebenbürgen, die theilweise unter fremden Völkern wohnen? Sollen wir sie slavisiren, magyarisiren, italienisiren, sollen wir sie von der kolossal anschwellenden Russenmacht erdrücken lassen? Was würde aus unserem Handel auf dem adriatischen Meere und auf

der Donau? Was würde aus unserer ganzen Machtstellung gegen den Orient? Sollen wir alle diese Lebensinteressen deutscher Nation preisgeben? Nein! und abermals Nein! Und wenn hundert Concordate abgeschlossen wären, und wenn hundert Sedlnitzky's noch in Wien schalteten, — wir dürften es nicht dulden, wir dürften nicht von unsern Brüdern lassen, stets eingedenk, daß die Systeme sich ändern, die Machtstellung unserer Nation aber, wie sie jetzt in Oesterreich verkörpert ist, entweder niemals, oder nur durch Ströme von Blut wiedergewonnen werden könnte! Wenn wir jetzt Oesterreich im Stiche ließen, weil wir Einwendungen gegen einzelne Personen und Maßnahmen zu machen haben, — so wäre dieß das äußerste Armuthszeugniß, welches je eine große Nation sich selber ausgestellt hat." (Seite 29.) Dies zum Belege für den allgemeinen politischen Blick und patriotischen Sinn des Verfassers, die sich beide als untadelhaft beweisen. Hören wir nun, was er über die deutschen Einheitspläne sagt: „Worauf," fragt er, „gründet jene Partei (die preußisch-deutsche) ihre Ansprüche? Ist sie so wenig unterrichtet über den Stand der öffentlichen Meinung? Kennt sie so wenig die deutsche Geschichte, welche beweist, daß jede größere Occupation von Norddeutschen im Süden, und von Süddeutschen im Norden seit Heinrich dem Löwen und dem Kaiser Heinrich IV. gescheitert ist? Und wenn dies geschah in der damaligen Zeit, wo die Regierungsthätigkeit noch eine wenig hervortretende, die Reibung eine unbedeutende war, — welchen Widerstand würde jetzt ein buraukratischer Staat, wie es Preußen ist, erregen, wenn er seine straffen Ordnungen, seine Beamten und Soldaten über die Mitte und den Süden unseres Vaterlandes

hinziehen wollte!" — „Der Charakter unserer Stämme, die Verschiedenheit der Religion, die Geschichte, die Sitte und Gewohnheit wie das Interesse werden einem centralisirten Einheitsstaat in Deutschland immer unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen. Wer dies nicht einsieht, der hat seine politischen Anschauungen nicht aus dem Volke geschöpft". . . . „Soll es mit Deutschland besser werden, so muß der Gedanke aufgegeben werden, daß auf dem Wege der Einverleibung in einen einzelnen Territorialstaat unser altes ehrwürdiges Deutschland seine Einheit und Größe je erlangen könne." (S. 33.)

Und nun weiter (S. 35 und 36) der positive Gedanke des Verfassers: „Die Mittel- und Kleinstaaten, getragen von der öffentlichen Meinung der Nation, mit welcher sie ein enges Bündniß zu schließen haben, sollen zwischen Oesterreich und Preußen stehen, und durch den Anschluß an denjenigen unserer beiden Großstaaten, welcher im gegebenen Falle die nationale Politik am besten vertritt, den Ausschlag geben." Endlich S. 39: „Um dieses Ziel zu erreichen, wird es sich empfehlen, daß sowohl die Fürsten wie die Minister der Mittel- und Kleinstaaten in möglichst innige Beziehungen zu einander treten."

Das wäre denn, wenn auch nur in bloßem Umrisse, der Gedanke der Trias.

Von Oesterreich und Preußen sagt der Verfasser, was seitdem in den „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht" historisch ausgeführt und im Großen weiter verfolgt worden ist: „Unsere beiden Großstaaten waren weiter nichts als Marken über die von uns eroberten Ostländer." So ist es ja wohl natürlich daß beide, nicht nur Oesterreich

sondern auch Preußen, zum großen Theile nichtdeutsche Volkselemente enthalten, wenn auch mit dem Unterschiede, daß die Slaven welche einen so vorwiegenden Bestandtheil der Bevölkerung gewisser preußischer Provinzen ausmachen, längst bis zur Ausrottung ihrer Sprache germanisirt worden sind, während in Oesterreich die nichtdeutschen Nationalitäten des Kolonielandes geschont wurden.

Auf das Nationalitätsprincip läßt sich denn auch demgemäß der Verfasser mit Recht nicht ein. Von Oesterreich sagt er in dieser Beziehung: „Zugleich bieten seine außerdeutschen Gebiete — deren Besitz seltsamerweise ihm von mancher Seite als Fehler angerechnet wird, während wir doch wünschten, daß auch Preußen recht viel außerdeutsches Gebiet besäße, — seine anderweiten Besitzungen sagen wir, bieten noch für deutschen Gewerbfleiß, deutsches Capital und deutschen Handel einen herrlichen Tummelplatz." (S. 37.) Und weiter (S. 40) sagt er: „Für jeden fußbreit fremden Gebietes welches der preußische Adler uns zubringt, wollen wir ihm dankbar sein. Aber vom deutschen Lande bleibe er ferne, die eigne Mutter darf nicht vom großgewordenen Sohne beraubt werden." Den weitreichenden politischen Blick des Verfassers erkennen wir endlich in dem Berufe den er einer durch die deutsche Nation in der Mitte des Welttheils gegründeten Föderativmacht, die nur einer besseren Ausbildung bedarf aber im deutschen Bunde bereits den Anfang ihres Daseins gefunden hat, anweist, — „einer Föderativmacht zu welcher früher oder später auch die einst losgerissenen Theile des alten Reiches, nämlich Holland, Belgien und die Schweiz, freiwillig sich stellen werden," um vor Frankreich und Rußland sicher zu sein. (Seite 40.)

Dieser Gedanke, daß der deutsche Bund, namentlich durch eine engere Vereinigung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, berufen sei den Kern zu einem europäischen Staatenbunde abzugeben und damit den internationalen Beruf des deutschen Reiches wieder aufzunehmen, welches nie ein bloßer deutscher Staat hat sein wollen, — dieser Gedanke ist, wie mehrere andere die wir hier nur angedeutet finden, ein wesentlicher Theil eines Buches dessen bedeutungsvollem Inhalte mein nächster Brief gewidmet sein soll.

X.

Heidelberg, 1. Juni.

Mein heutiger Brief soll einer einzigen Schrift gewidmet sein, welche ich für die bedeutendste halte die neuerdings über deutsche Angelegenheiten geschrieben worden ist. Ich meine die „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht," welche gegen Ende vorigen Jahres bei Ferdinand Schneider in Berlin erschienen sind. Der Verfasser, welcher sich nicht genannt hat, ist Constantin Frantz, ein Mann der als geist- und charaktervoller politischer Schriftsteller bekannt ist, obschon er den größten Theil seiner zahlreichen Flugschriften hat anonym erscheinen lassen. In diesen ist eine fortlaufende Entwickelung der Ansichten, eine stetige Erhöhung des Standpunktes sichtbar, wie sie bei jedem selbstständig und mit Ernst arbeitenden Geiste sich von selbst versteht. Ich bin daher weit davon entfernt mit allem was der Verfasser in früheren Schriften geäußert hat einverstanden zu sein, und glaube selbst in dem hier in Rede stehenden Buche noch die Ueberreste

der Anschauungen überschrittener Standpunkte erkennen zu müssen. Das sind aber unbedeutende Nebensachen, um so mehr als es sich bei praktischen Angelegenheiten um die Ziel- und nicht um die Ausgangspunkte handelt. Jedenfalls habe ich es hier einzig mit der neuesten Schrift des Verfassers zu thun, einem Buche welches einen ansehnlichen Octavband ausmacht, der mit Ernst und mit dem guten Willen etwas zu lernen gelesen sein will. In der Politik ist eine solche Art von Lectüre bei uns nicht beliebt. Man zweifelt nicht daran daß Jemand, um etwas von Chemie oder Mathematik zu verstehen, studiren muß. Die Politik glaubt ein Jeder als Dilettant betreiben zu können, und selbst Männer von Geist und Bildung betreiben sie ungefähr so wie vor fünfzig Jahren ebenfalls Männer von Geist und Bildung bei uns die speculative Naturphilosophie betrieben haben, indem sie glaubten die Natur zu verstehen, ohne sie zu kennen. Vielleicht ist dieser bei uns noch vorherrschende kannegießerische Betrieb der Politik, welcher ernste politische Studien für überflüssig hält, der Grund weßhalb ein Buch wie es vielleicht keine Nation irgend einer Zeit über ihre eigene politische Entwickelung und Aufgabe besitzt, trotz der Aufmerksamkeit die es in wirklich politischen Kreisen erregt hat, im größeren Publikum, und namentlich auch in der Presse, nicht eine seiner Bedeutung entsprechende Beachtung gefunden. Oder sollte es dieses Schicksal nur mit anderen Schriften theilen, die nicht mit dem großen aber seichten Strome dahinschwimmen in welchem die allgemeine Brühe des sogenannten Liberalismus abfließt? Beides mag zusammenwirken. Im Uebrigen wird, mit oder ohne ausdrückliche Anerkennung, das Buch seinen Einfluß auf den

Gang unserer nationalen Angelegenheiten ausüben. Es gehört zu den Büchern aus welchen zunächst der Lehrer des Volkes zu lernen hat; zu denen welche langsam eine neue Partei begründen helfen, aber deren Wirkung eine um so tiefere und siegreichere ist.

Der Verfasser betrachtet, wie es sich für den Politiker von selbst versteht, die deutschen Angelegenheiten in Verbindung mit den Gesammtbedingungen unserer eigenen politischen Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage.

Die ganze abendländische Christenheit bildete im Mittelalter gewissermaßen ein Reich, mit Papst und Kaiser an der Spitze. Man möchte das Gebäude einem der doppelthürmigen Dome vergleichen welche in jener großen Zeit unseres Volkes entstanden sind, und dessen allgemeinem Bauplane ordneten sich auch die nicht zum Reiche gehörigen abendländischen Staaten wie die Seitenthürmchen eines solchen Domes unter. Auf ein politisches Gleichgewicht unter den einzelnen Staaten, im Sinne unserer jetzigen Zeit, kam es damals nicht an, weil das Verhältniß der Theile von selbst durch den Plan des Ganzen bestimmt war. Mit dem inneren und äußeren Zerfall dieses Systemes tritt dagegen das Bedürfniß auf, im Machtverhältnisse der Staaten die Sicherheit der einzelnen Bestandtheile zu suchen in die es sich zerlegt hat. Ein Machtverhältniß welches diesen Zweck erfüllte, wäre eben das gesuchte politische Gleichgewicht. Bei der Ungleichheit der Macht ist der Zweck nur durch Bundesgenossenschaften zu erreichen. So lange Staaten von ungleicher Macht neben einander bestehen, wird ein Machtverhältniß welches ihnen Sicherheit des Bestandes gewährt, nur durch Bundesgenossenschaften hergestellt werden können; und

soll die Sicherung eine dauernde sein, so werden vorübergehende Bündnisse sich zu wirklichen Staatenbünden und Bundesstaaten fortentwickeln müssen. Dies ist die Lage Europa's.

Die letzte Form in welcher der Gedanke des europäischen Gleichgewichts sich geltend gemacht, war die sogenannte europäische Pentarchie. Fünf Staaten: Rußland, Preußen, Oesterreich, England und Frankreich, — diese fünf, welche sich die „europäischen Großmächte" nannten, — räumten sich unter einander Gleichheit des Ranges ein und warfen sich zum Schiedsrichter der politischen Welt auf. Dieses politische Truggebilde, aus der heiligen Allianz durch Zuzug von England und Frankreich hervorgegangen, war von Anfang an ein Versuch die Welt über ihre Bedürfnisse zu täuschen. Sie log der Welt eine Gleichheit des Ranges unter Staaten vor, zwischen denen, wie zwischen Rußland und Preußen, mit der großen Ungleichheit der Macht und des politischen Verstandes, eine vollständige Beherrschung der Politik des schwächeren Theiles gegeben war. Sie war eine Coalition der Mächtigen gegen die Schwachen, während das gesuchte Gleichgewicht im Gegentheil die Coalition der Schwachen gegen die Mächtigen verlangt. Sie machte Rußland zum Haupte einer europäischen Verbindung in welche dieses Reich culturhistorisch nicht hineingehört, und gestattete eben diesem Rußland die Ausbeutung dieser Verbindung, welche doch überhaupt nur gegen Rußland dauernd einen Sinn hätte haben können. Das westliche Europa, mit Frankreich, gegen Rußland, das hätte nach dem Sturze Napoleons I. einen Sinn gehabt; aber das westliche Europa, mit Rußland, gegen sich selbst, — — das konnte nur der

Verrath empfehlen und nur der Blödsinn annehmbar finden. Staaten verbinden sich nicht ohne einen Gegenstand zu haben auf den sich ihre gemeinsame Kraft richten soll. Die heilige Allianz war eine Verbindung der Ostmächte gegen Frankreich. In die Pentarchie wurde, neben England, Frankreich selbst mit aufgenommen. Aber das ganze übrige Europa, — nein — die ganze übrige Welt zusammengenommen, enthielt keinen Beweggrund zu einer solchen Machtvereinigung. Die Zwecke also denen die Pentarchie ihr Dasein verdankte und von denen die Leitung ihrer Politik ausging, mußten innerhalb der Coalition selbst liegen. Man hat angenommen sie seien gegen die Revolution gerichtet gewesen, aber gerade um die conservative heilige Allianz in die der völkerrechtlichen Revolution dienende Pentarchie umzuwandeln, wurden Frankreich und England zugezogen. Oesterreich und Preußen mögen auch noch als Mitglieder der Pentarchie ehrlich conservativ gedacht haben; aber nicht einmal bei dem restaurirten Frankreich hat die empfangene Züchtigung lange genug gewirkt um die Betheiligung an neuen Plänen des Umsturzes der Machtverhältnisse anderer Staaten fern zu halten. Rußland und England aber haben einen größeren Antheil an der Urheberschaft aller neueren Revolutionen als die Demokraten der europäischen Länder. Die Pentarchie war also in ihren vorherrschenden Elementen nichts weniger als conservativ. Sie war vielmehr im Zwecke revolutionär, — revolutionär nämlich im Sinne der Umwälzung aller völkerrechtlichen Verhältnisse und des ganzen europäischen Staatenbestandes, welche nun unter veränderter Leitung zum Ausbruche gekommen ist. Die Pentarchie sollte unter russischer Leitung vorbereiten was nun unter einer Leitung vor sich

geht über die sich Rußland und Frankreich haben verständigen müssen. Mit der Februarrevolution mußten dem über Europa gezogenen Netze andere Lagen gegeben werden. Der Napoleonide, von Rußland wie von der übrigen Welt anfänglich weit unterschätzt, erzwang sich seinen Antheil an der Leitung der europäischen Angelegenheiten. Die Pentarchie, welche nicht zwei Köpfe neben einander vertrug, ging durch den Krimkrieg auseinander. In ihrer Auflösung liegt die wesentliche Bedeutung dieses Krieges, und sie ist bis jetzt der Haupterfolg der Politik Napoleons III. Uebrig gebliebenen von den alten pentarchistischen Verbindungsfäden ist das mit dem Pariser Frieden wieder hergestellte Einverständniß von Rußland, Frankreich und England, und der gemeinsame Verrath gegen Deutschland. Daß diese drei Genossen gemeinsamer Unthaten in der großen Politik innerhalb der Grenzen ihrer gemeinschaftlichen Interessen auch wieder gegen einander arbeiten, versteht sich von selbst, und in der Unmöglichkeit ihrer vollkommenen Einigkeit liegt für uns eine wesentliche Hoffnung. Bei keiner dieser drei Mächte aber dürfen wir noch Schutz gegen die anderen suchen, denn alle drei sind gegen uns einverstanden. Wo der Schutz geboten wird, ist der Verrath dahinter; und wo er angenommen wird, ist es, wenn nicht der Unverstand, gleichfalls der Verrath. Deutschland muß in der Bedrohung in welcher es sich sieht, auf sich allein, auf die Einigkeit zwischen seinen Staaten, auf die Einigkeit zwischen seinem Volke und seinen Regierungen sich verlassen.

Da in diesem Einverständnisse von Frankreich, Rußland und England die letzte der drei Mächte von den beiden ersten abhängig ist, so ist an die Stelle der Pentarchie im

französischen Imperialismus praktisch der Versuch getreten Frankreich zum Haupte des europäischen Occidents zu machen und dieses Ziel durch geheimes Einverständniß mit Rußland zu erreichen, — ein Einverständniß zu welchem England nur in zweiter Linie zugelassen und dessen Grundlage eine Uebereinkunft über die Verhältnisse des Orients ist. Könnte dieses Ziel erreicht werden, so wäre damit die europäische und angrenzende asiatisch-afrikanische Welt zwischen die Oberherrschaft von Frankreich und Rußland getheilt.

Ein solcher Gang der Dinge mag dem engen Urtheile welches an gewohnten Anschauungen haftet und aus den Bedürfnissen der Gemüthsberuhigung seine Gründe schöpft, chimärisch erscheinen. Die Verhältnisse sind aber in der neueren Zeit weit über die Maßstäbe früherer Möglichkeiten hinausgewachsen. Es ist eine Weltpolitik entstanden in welcher die europäischen Verhältnisse nur noch die Rolle eines einzelnen wenn auch noch so bedeutungsvollen Elementes spielen, und diese Weltpolitik leistet einem Gange der Dinge wie der angedeutete einen gefährlichen Vorschub. „Großmächte," wie sich die fünf Staaten der Pentarchie genannt hatten, sind in unserer Zeit nur die Staaten welche Weltmächte sind. Solcher gibt es aber in diesem Augenblicke nur vier: Rußland, Nordamerika, Frankreich und England, von welchen selbst Frankreich nicht mehr als rein europäische Macht betrachtet werden kann. Könnten diese vier sich jemals verständigen, so hätten wir an der Stelle der aufgelösten europäischen Pentarchie eine allgemeine Welt-Tetrarchie der sich alle übrigen Staaten fügen müßten. Damit indessen sind die Grenzen der politischen Gefahr noch nicht bezeichnet. Daß durch Frankreich, Rußland und Nord-

amerika auch noch England von seiner stolzen Weltmacht-Höhe herabgestürzt werden könne, liegt im Bereiche einer nicht fernen Möglichkeit. Englische Staatsmänner selbst geben dieses zu, und die britische Politik hat durchweg einen bloß defensiven Charakter angenommen. Daß an dem Zwecke gearbeitet und mit einer merkwürdigen Klarheit der Einsicht in Zweck und Mittel gearbeitet wird, liegt außer Zweifel. Würde das Ziel erreicht, so hätten wir in Rußland, Frankreich und Nordamerika nur noch eine Welt-Triarchie übrig und das westliche Europa wäre Frankreich überlassen.

Diesen drohenden Gestaltungen einer möglichen Zukunft müssen wir mit aller Macht und allem Verstande entgegenarbeiten, — das ist der erste aller Gesichtspunkte für die deutsche Politik, deren Wege und Ziele im Einzelnen nur in Bezug darauf beurtheilt werden müssen.

Danach beurtheilt sich dann auch das Verhältniß von Oesterreich und Preußen zu einander wie zum übrigen Deutschland; danach beurtheilt sich nicht minder das was einsichtige Menschen für das Verhältniß Deutschlands zu Europa erstreben.

Zunächst ist klar daß weder Preußen noch Oesterreich für sich allein im Stande ist eine Weltmacht aufzustellen welche dem westlichen Europa die bedrohte Sicherheit zu geben im Stande wäre. Ueberhaupt kann die Lösung der Aufgabe welche hier gegeben ist keinem einzelnen Staate, auch nicht einem politisch centralisirten Deutschland zufallen, sondern nur einem Reiche, in welchem der Staatsbegriff von der abstracten Höhe absoluter Geltung herab sich in die bescheidene Stelle bequemt welche ihm im amerikanischen Systeme zuerkannt wird. Das Föderativsystem ist die höhere politische Ordnung, — die Ordnung in welcher zugleich der Freiheits-

drang der Zeit allein mit den an das westliche Europa gestellten Machtforderungen versöhnt werden kann. Nur Preußen und Oesterreich mit einander und im Vereine mit dem übrigen Deutschland können daran denken die große geschichtliche Aufgabe der Gründung einer Macht zu lösen welche der gesammten occidentalen Staatengruppe, aus welcher wir russischen Einfluß als fremde Einmischung fern halten müssen, wieder einen sichern Halt gibt. Selbst „Großdeutschland," in der weitesten Ausdehnung des Wortes, kann nur den Kern bilden an welchen sich die übrigen Bestandtheile des europäischen Abendlandes mit der Zeit anschließen.

Mit dieser Aufgabe nimmt Deutschland den Beruf wieder auf den das deutsche Reich übernommen hatte, einen Beruf der von Anfang an nicht ein nationaler sondern ein internationaler gewesen ist.

Die Gemeinschaft der abendländischen Völker, welche im Mittelalter bestanden hat und seitdem zerfallen ist, muß wieder hergestellt werden. Dafür melden sich zwei Unternehmer — der französische Imperialismus, welcher durch und durch centralistisch ist, und der deutsche Geist, welcher durch und durch föderalistisch ist. Sie treten mit zwei unverträglichen Systemen gegen einander. Werden wir dem Systeme untreu auf welchem in der großen geschichtlichen Nebenbuhlerschaft unsere Berechtigung liegt, so geben wir uns selbst auf. Der Versuch uns zu centralisiren welchen wir mit allem dem Ungeschick machen werden mit welchem man sich in geborgten Kleidern bewegt, wird uns dem Meister des Centralismus überliefern, und unsere eigene Wahl wird es gewesen sein wenn wir hinfort nach fremder Weise tanzen müssen. Deutschlands Heil liegt in der weitern Ausbildung des bereits

begründeten Föderativsystemes, als der offenen Staatsform, in deren Schutz umliegende schwächere Staaten, wie die Schweiz, Holland, Belgien und Dänemark, — mit welchem letzteren wir nicht einen jammervollen Streit verewigen dürfen, — mit der Zeit Sicherheit finden. Den Kern für einen solchen europäischen Staatenbund muß der deutsche Bund abgeben. Ihn in einen deutschen Centralstaat umwandeln zu wollen, ist ein Unternehmen zu dessen Versuch nur die Blindheit gegen alle Bedingungen und Forderungen der Geschichte bethören kann.

Das deutsche Reich hat unter der kaiserlichen Macht und Würde zwei verschiedene Formen des politischen Sonderdaseins entwickelt, aus welchen unser jetziger Zustand hervorgegangen ist: die Herzogthümer und die Marken. Die letzten waren deutsche Kolonieländer im Gebiete anderer Nationen, die ersten bildeten den Kern der in ihre Stämme gegliederten deutschen Nation selbst. Aus den Marken sind Preußen und Oesterreich, aus den Herzogthümern die Mittel- und Kleinstaaten hervorgegangen, und so sind nach dem Zerfallen des Reiches Oesterreich, Preußen und die Gesammtheit der Mittel- und Kleinstaaten zu drei gleichberechtigten Gliedern der Nation geworden die eine neue organische Verbindung suchen.

So führt eine tief eindringende Untersuchung des Werdens der gegenwärtigen Weltlage wie der deutschen Zustände den Verfasser auf den Gedanken, welcher sich nun, obschon ich in dem Buche diesen Ausdruck nicht gefunden habe, als sogenannte Trias zu verwirklichen strebt. Doch habe ich nur einen unzulänglichen Begriff von dem reichen Inhalte des Buches gegeben, zu dessen Studium ich durch diese Bemerkungen meine Leser bestimmt zu haben wünsche.

XI.

Heidelberg, 4. Juni.

Ich bin nun in meiner Schriftschau bis zu den Meinungsäußerungen der äußersten Rechten der Fortschrittspartei gelangt. Es sind dies Schriften in welchen der großdeutsche Gedanke als gemäßigte Verbesserung des gegenwärtigen Bundes auftritt. Der Gedanke der Trias erscheint den Männern welche diesen Parteibruchtheil ausmachen entweder zu radical an sich, oder zu gefährlich in Bezug auf die Verhältnisse unserer inneren und äußeren Politik, oder endlich ihrem politischen Ideale von deutscher Zukunft überhaupt nicht entsprechend. Einen positiven Gedanken haben sie statt dessen nicht ausgesprochen, und wenn sie nicht ohne ein Bild von dem sein mögen was ihnen als das wünschenswertheste Ziel unseres jetzigen Ringens erscheint, so mögen sie es wenigstens für weise erachten sich über Dinge welche im Schooße der Zukunft liegen rückhaltend auszusprechen.

In Einem haben diese Männer Recht, und es kann dem Volke nicht klar genug gemacht werden, darin nämlich daß der deutsche Bund wie er besteht, sei er auch in vielen Beziehungen noch so untüchtig das nationale Bedürfniß zu befriedigen, dennoch für jetzt das einzige Band ist welches die Nation politisch zusammenhält; daß dieses Band nicht zerrissen, sondern verstärkt und besser geknüpft werden muß, und daß mithin jede Arbeit an einer innigeren politischen Einigung Deutschlands vom gegenwärtigen Bunde als dem gegebenen Zustande beginnen und unter seinem Schutze verrichtet werden muß.

Eine sehr verständige Schrift in diesem Geiste erschien

aus preußischer Feder schon vor Ausbruch des italienischen Krieges, zur Zeit des preußischen Systemwechsels. Ich spreche von der „Denkschrift über Preußen“ welche unter dem Titel „Suum cuique“ zu Leipzig, Verlag von W. Engelmann, herauskam. Wäre nur die Politik welche in dieser Schrift vorgezeichnet ist nicht durch die leidenschaftlichen und doch schleichenden Bestrebungen einer machtgierigen und doch feigen Partei verdrängt worden, welche zugleich in allen ihren Bewegungen den engen politischen Horizont mit sich herumträgt, — es stünde heute besser um Deutschland und um Preußen selbst. Die Schrift ist preußisch durch und durch, — so preußisch wie ein Nichtpreuße gar nicht zu denken im Stande ist; aber sie ist auch großdeutsch durch und durch, und redet Oesterreich so gut wie den Mittel- und Kleinstaaten das Wort, und diesen letzteren in der That auf äußerst verständige Weise. Mit einem Worte, die Schrift ist entschieden föderalistisch. Das deutsche Staatensystem, wie es jetzt besteht, ist dem Verfasser mit Recht das bisherige Ergebniß des deutschen Einheitsgedankens, die Grundbedingung und der Ausgangspunkt jeder Fortentwickelung. (S. 33.) Der Weg zur Einheit geht für die deutsche Nation durch die Ausbildung und Anerkennung der Besonderheit. Wie unser bürgerliches Leben sich von jeher, und in neuester Zeit mit erneuter Frische, in Vereinen und Genossenschaften entfaltet hat, so stellt sich auch unser politisches Nationaldasein als ein Verein von Staaten, als eine Staaten-Genossenschaft dar. Eine solche ist der deutsche Bund. Die schweizerische Eidgenossenschaft hat uns die Sache in ächt germanischer Weise vorgemacht. Man hat uns gesagt daß es nur in republikanischer Form möglich sei; dafür ist aber weder

ein Grund noch ein thatsächlicher Beweis aufzuführen. Im Gegentheil beweist der deutsche Bund thatsächlich daß sogar das noch viel schwierigere Bundesverhältniß, das der Verbündung von Monarchien und Republiken in der gleichen Genossenschaft, möglich ist. So war es durch Jahrhunderte im deutschen Reiche.

In der großen Politik sprach der Verfasser — dies alles vor Ausbruch des italienischen Krieges — für eine preußisch-österreichische Allianz. „Eine preußisch-englische Allianz ist Sache freier Wahl: eine preußisch-österreichische ist Sache geschichtlicher Nothwendigkeit. Erwünschter mag ein Freundschaftsbund erscheinen den die Neigung schließt; geheiligter aber sind die Bande der Verwandtschaft. Ueberhaupt, zu allen anderen Mächten kann Preußen sich nach Gutbefinden stellen und es gibt darunter keine an die es sich binden darf. Aber gebunden ist Preußen an Oesterreich, ist Oesterreich an Preußen — und es ist ein Aeußerstes wenn eine der beiden Mächte diese Bande der Natur verleugnet oder gar verleugnen müßte." (Seite 55.)

„Die Möglichkeit französisch-italienischer Wirren liegt nicht ferne," sagte damals der Verfasser der Schrift. Und welche Haltung verlangte er im Voraus von Preußen? — „So schmerzlich in mancher Beziehung die Wahrnehmung sein mag: eine Parteinahme Preußens für die Freiheit Italiens würde nicht nur in Preußen selbst, wo man es auf Rechnung alter Antipathie gegen Oesterreich schreiben könnte, sondern bei einem großen Theil der übrigen deutschen Nation, die stets geneigt ist zu idealistischer Auffassung, in hohem Grade populär, die Parteinahme für Oesterreich unpopulär, eine neutrale Stellung aber den Philistern in Preußen und den Rheinbündlern im südwestlichen Deutschland willkommen sein."

„Hier," fährt er fort, „muß die preußische Politik Charakter bewähren. Die Popularität kommt gar nicht in Betracht; sie ändert sich obenein mit der politischen Witterung. Zweierlei bezeichnet den echten Charakter Preußens in dieser Sache: Erstens ist jedes Danaergeschenk Frankreichs und Rußlands rund abzuweisen; mit Anerbietungen von Vortheilen darf nicht einmal diplomatisch kokettirt werden; die kaiserlichen Cabinette zu Petersburg und Paris müssen von vornherein erfahren, daß Preußen um keinen Preis feil ist; sie müssen das ganze Gewicht der Indignation eines ehrlichen Staates zu fühlen bekommen, der sich durch Anträge auf Kosten eines Bundesgenossen an der eignen Ehre gekränkt sieht. Und darin darf die Höhe des gebotenen Preises keinen Unterschied begründen: das freie Schleswig-Holstein, ja die deutsche Kaiserkrone, aus Frankreichs und Rußlands Hand empfangen, wäre der Anfang des Endes. Und zweitens, das Recht ist auch hier zu schützen. Das regste Mitgefühl für eine Nation, die — gesetzt es sei mit Italien der Fall — einmüthig gesonnen ist die Fremdherrschaft zu brechen, ist kein Motiv zum Treubruch. Preußen kann, ohne zum Verräther zu werden, nicht mit Sardinien gehen. Es muß sich vielmehr, ohne Rücksicht auf Vortheil und Nachtheil, auf Sympathie und Antipathie, auf der Linie des Rechtes halten. Es hat keine Pflicht der Garantie für die rechtmäßigen Besitzungen Oesterreichs in Italien; aber es wäre thöricht oder arglistig daraus zu folgern daß Preußen bei einem Angriffe Sardiniens, oder einem davon kaum noch trennbaren Kriege Frankreichs, wohl gar Rußlands, gegen Oesterreich neutral bleiben dürfe. Die Neutralität würde der Feindschaft gleich kommen." (S. 51—52.) Das waren Ansichten die von

preußischer Seite vor dem italienischen Kriege geäußert wurden.

Nach dem Frieden machte sich der politische Standpunkt auf welchem wir uns hier bewegen besonders in der mehr oder minder scharfen Kritik des von Preußen beobachteten Verfahrens geltend, und es wurde zum Theil auf die Geschichte zurückgegriffen um das Urtheil über die Gegenwart zu begründen. Dies ist besonders in der Schrift: „Preußen als Großmacht und im deutschen Bunde gegenüber Oesterreich. Zur Erkenntniß des deutschen Zwiespaltes älterer und neuerer Zeit. Von Dr. Friedrich Nöllner" — geschehen, welche bei Zernin in Darmstadt erschien. Der Leser findet in derselben eine sehr lehrreiche gedrängte Zusammenstellung der geschichtlichen Thatsachen welche auf das bezeichnete Verhältniß Licht werfen. Für meinen gegenwärtigen Zweck finde ich nichts herauszuheben, da es mir weniger um das Geschehene als um das was geschehen soll zu thun ist.

Mehr dem Uebergange von der Gegenwart zur Zukunft gehört dagegen die höchst lehrreiche Schrift von Jürgens: „Deutschland im französisch-sardinischen Kriege" (Basel, Schweighäuser'sche Buchhandlung) an. Der Leser findet in derselben ein reiches politisches Material für die Beurtheilung des Geschehenen und noch Bevorstehenden mit großem Fleiße und scharfem Blicke zusammengebracht, und wer sich nachträglich die Kenntniß der wichtigsten Anhaltspunkte für das Urtheil über die Gegenwart verschaffen will, kann in der That nichts besseres thun als die Schrift von Jürgens lesen. Ihre Sprache ist freilich für den Leser unbequem, — wer sich aber durch Schwierigkeiten wie die eines

etwas langathmigen und oft unklaren Styles abschrecken läßt, der hat überhaupt bei diesen Fragen nichts zu thun. Die „Preußenthümler," wie der Verfasser die Gothaer nennt, werden sich freilich durch die Urtheile welche in der Schrift über sie ausgesprochen sind nicht geschmeichelt fühlen; wer aber belehrt wird, kann sich niemals geschmeichelt fühlen, denn wenn man etwas lernt, muß man sich doch unvermeidlich eingestehen daß man es vorher noch nicht gewußt; und wenn man zu Verstande kommt, spürt man daß man vorher daran Mangel gelitten. Gute Bücher sind deßhalb niemals schmeichelhaft für den Leser; damit mögen sich Die trösten welche sich durch bittere Wahrheiten in dieser oder in irgend einer anderen Schrift gekränkt fühlen.

In hohem Grade lehrreich wird der Leser die beiden Abschnitte: „Zur Genesis des Napoleonischen Kriegsplanes gegen Oesterreich" (II. und III.) finden, und wer das was er daraus lernen kann noch nicht gewußt hat, wird sich sagen müssen wie sehr er in der Beurtheilung der Dinge gefaselt hat. So wenn wir z. B. daran erinnert werden daß schon in Plombières Napoleon mit Cavour und dem nachmaligen moldo-wallachischen Fürsten Cusa politische Verabredungen getroffen hat. (S. 22.) Wie gimpelhaft kommt man sich dabei vor, wenn man etwa zu Denen gehört haben sollte welche die neue moldo-wallachische Nationalität als einen Sieg der Freiheit der Völker begrüßt haben. Von der italienischen Nationalität darf man freilich in diesem Sinne jetzt noch nicht offen reden; das würden zu viele und zu vornehme Leute übel nehmen. Und doch wird auch hier die Zeit kommen wo viele unserer Nationalitäts- und Freiheitssympathisirer sich gimpelhaft vorkommen werden." Seite 22

werden wir auch daran erinnert daß Lord Palmerston von Anfang an ein Mitwissender der napoleonischen Projecte, also auch ein Mitverschworener gegen Deutschland gewesen ist, was die großen Politiker in Berlin nicht gehindert hat ihr abgeschmacktes Gerede von englisch-preußischer Allianz herzuleiern. Die Kölnische Zeitung vom Januar 1852, sage achtzehnhundert zwei und fünfzig, hat in einer Pariser Correspondenz folgendes Programm der Napoleonischen Politik enthalten: „Bin ich gut unterrichtet, und ich habe alle Ursache es zu glauben, so will Louis Napoleon, wie im Innern so auch nach Außen, eine thätige Politik an die Stelle der jetzt bloß negativen treten lassen. Für eine solche thätige und kühne Politik, meint Louis Napoleon, wäre Lord Palmerston allein ein bereitwilliger Bundesgenosse. Der Präsident will nämlich zur Lösung der orientalischen Frage drängen, dabei auf Englands Seite stehen, sodann dessen Beistand in Italien, wo er im Bunde mit Piemont gegen Oesterreich einschreiten will, in Anspruch nehmen. Die Republik soll durch Savoyen und Nizza vergrößert, Sardinien dafür durch Parma, Piacenza, Guastalla, Modena und Lucca entschädigt, und zur Ausführung des Planes gegen Oesterreichs Einsprache kein Krieg gescheut werden, England aber dafür sorgen daß der italienische Krieg nicht in einen europäischen ausarte." — Das hat zu Anfang des Jahres 1852 in der Kölnischen Zeitung gestanden! Sicherlich hat diese selbst es längst vergessen gehabt. Aber sie ist durch die Frankfurter Postzeitung, welche damals (zu jener Zeit die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung genannt) die Prophezeihung der Kölnischen mit Quellenangabe nachgedruckt, zu Anfang des italienischen Krieges daran erinnert

worden. Und es wurde in der Postzeitung hinzugefügt: „Der erste Blick zeigt daß man hier eine eingetroffene Prophezeihung vor sich hat. Schritt vor Schritt nach diesem Programme hat sich die französische Politik vor unseren Augen entwickelt. Die orientalische Frage ist wirklich in der bezeichneten Weise zur Lösung gedrängt, wenn auch nicht gelöst worden; was über die italienische Frage gesagt wird, ist das getreue Spiegelbild dessen was eben als europäische Verwicklung vor uns liegt; Lord Palmerston, dem man die Rolle eines Beihelfers zugetheilt, war in Compiegne nachdem Graf Cavour in Plombieres gewesen, und figurirt gerade in diesem Augenblicke (im April) als Bestandtheil einer englischen Ministerkrisis (d. h. er wurde englischer Minister weil Napoleon ihn als englischen Minister verabredetermaßen brauchte); die letzte Wendung des Programmes endlich, wonach England dafür sorgen soll daß Frankreich freie Hand behalte, d. h. nur auf einen isolirten Gegner treffe, bezeichnet genau das was man die englische Vermittelung nennt.“

„Es ist nicht glaublich,“ fährt die Postzeitung fort, „daß der Pariser Correspondent eine Politik die so gänzlich nach eignen Heften zu verfahren pflegt durch Combination errathen, oder daß er von sich aus einen Plan blos unterlegt haben sollte den nachher die vollziehende Gewalt erst adoptirt hätte; es ist eben so wenig glaublich daß ein so abenteuerlicher, nämlich durch nichts veranlaßter und die zu lösenden Verwickelungen vorgängig erst hervorrufender Plan in zwei Köpfen, die nichts von einander wußten, gleichzeitig gewachsen wäre; schneidet man aber diese Voraussetzungen als unwahrscheinlich ab, so bleibt nichts übrig als die Annahme, daß die Mittheilung jenes Programmes von einem

Eingeweihten herrührte, und daß es folglich ein gültiges Zeugniß für die damaligen Pläne des französischen Staatsoberhauptes ist. Ist aber diese Annahme richtig, so folgt daraus: 1) daß Oesterreich schon der bedrohte Theil war als es sich noch in engster Befreundung mit Frankreich glaubte und im Vertrauen darauf gegen Rußland vorging; 2) daß keinerlei Schritt Oesterreichs in neuerer Zeit zu der gegenwärtigen Verwickelung Anlaß gegeben hat, und daß an ihm keinerlei Schuld einer Störung des europäischen Friedens liegt; 3) daß man diesseits des Rheins wenig darauf rechnen kann eine schon so lange im Anzug befindliche Kriegsaussicht durch irgend einen günstigen Zwischenfall, sei es ein Congreß oder eine Friedenserklärung, auch für die Zukunft loszuwerden. Es ergeben sich noch andere Folgerungen die wir (und wir auch, z. B. die in Bezug auf die guten Verbindungen der Kölnischen Zeitung) hier unberührt lassen." —

Diese Bemerkungen zu der angeführten Pariser Correspondenz der Kölnischen Zeitung vom Januar 1852 wurde am fünften April vorigen Jahres gedruckt. Was hat es genützt? Hat die öffentliche Meinung Deutschlands sich die einfache und scharfe Alternative klar gemacht daß unsere preußenthümlichen Politiker entweder unbewußte oder bewußte Mitschuldige einer seit vielen Jahren angelegten Verschwörung sind? — Nein! Man scheut sich davor die Sachlage auf einen so scharfen Ausdruck zu bringen, und zu große Verhältnisse machen auf die gewöhnliche Fassungskraft keinen Eindruck mehr; wie ein Maikäfer der auf einem Blatte sitzt, keine Vorstellung davon hat wenn die Axt des Holzhauers am Fuße des Stammes thätig ist.

Von der wahren Rolle Englands scheint indessen auch

Jürgens keine rechte Vorstellung zu haben. „Es ist indessen," sagt er, „schwer zu glauben (allerdings schwer zu glauben), daß die vermittelnde englische und preußische Diplomatie nicht mehr gesehen haben sollte als die tadelnden Stimmen ihr nachsagen. Umgekehrt sah und fürchtete sie vielleicht nur zu gut und zu viel, und ihr Fehler lag mehr darin daß sie Oesterreich zum Nachgeben zu bestimmen suchte, und Napoleon von seinem Vorgehen ablenken, vielleicht befriedigen zu können glaubte." (S. 14.) Das mag auf Preußen passen, aber es paßt nicht auf England, — England, dessen Politik so sehr in der Hand des Bundesgenossen Napoleons und Rußlands ist, daß dieser Bundesgenosse, wenn er nicht Minister ist, immer zur rechten Zeit Minister werden kann.

Genug für den welcher etwas zu lernen fähig ist, — viel zu viel für den welcher nichts zu lernen vermag! —

Der Schrift des trefflichen Publicisten, der in so vielen anderen Beziehungen durch nicht genug anerkannte Leistungen sich Verdienste um das Vaterland erworben, ist es einigermaßen gegangen wie dem Buche welches den Gegenstand der Besprechung meines vorigen Briefes ausgemacht hatte. Sie ist zu inhaltreich und zu frei von den Vorurtheilen des schablonenmäßigen Liberalismus, — sie muthet vor Allem dem Leser zu viel ernste Arbeit zu und stellt die Kannegießerei zu sehr in den Schatten als daß sie hätte die gebührende Beachtung finden können. Desto mehr habe ich es für Pflicht gehalten ihre Verdienste hervorzuheben.

XII.

Heidelberg, 5. Juni.

Mein gestriger Brief hat die von mir beabsichtigte Besprechung der Schriften unserer Fortschrittspartei für jetzt zu Ende gebracht. Ich habe allerdings manche Erscheinung unerwähnt gelassen, welche vielleicht eben so gut wie andere hätte zu den Bemerkungen Veranlassung geben können um die es mir zu thun war; indessen konnte eine gewissenhaftere Abwägung der Ansprüche auf Beachtung hier nicht als wichtiger Zweck gelten.

Indem ich von Anfang außer der Fortschrittspartei auch eine Stillstands- und Rückschrittspartei genannt habe, wird der Leser nun vielleicht auch eine Reihe von Anführungen und Bemerkungen in Bezug auf die Meinungsäußerungen einer jeden dieser beiden letzteren erwarten. Und freilich gibt es Menschen genug welche sehr begreiflicher Weise den lebhaften Wunsch hegen, daß Zustände in denen sie sich wohlbefinden erhalten bleiben, während Andere natürlich die Blicke rückwärts wenden nach Verhältnissen die unwiederbringlich verloren sind. Demungeachtet sind streng conservative oder gar reactionäre Ansichten in der hier besprochenen Literatur kaum bemerkbar vertreten. Denn selbst die Schriften welche sich die Vertheidigung der Concordate mit dem päpstlichen Stuhle zur Aufgabe gemacht haben, sind darum noch nicht reactionär oder auch nur conservativ zu nennen. Concordate sind die einzige Form in welcher der Staat sich mit der katholischen Kirche als einer organisirten Macht verständigen kann. Gesetzt die Juden aller Länder kämen auf den Gedanken sich einen obersten Rabbiner oder Hohenpriester zu

ernennen und diesen nach Jerusalem zu setzen. Wer hätte ein Recht es ihnen zu wehren, außer etwa der Sultan, welcher gegen den Sitz zu Jerusalem Einsprache thun könnte? Angenommen aber die Juden hätten einen solchen Hohenpriester des gesammten Judenthumes, wo er auch seinen Sitz haben möchte: — in welcher anderen Form könnten sich unsere Staaten mit ihren jüdischen Bürgern über Religionsangelegenheiten die in das politische Leben eingreifen, z. B. über eine wünschenswerthe Verlegung des Sabbaths, über Betheiligung am Schulwesen, über Eheverhältnisse und dergleichen verständigen, als durch ein Concordat mit diesem Hohenpriester? — Oder gesetzt die Lutheraner aller Länder kämen überein sich in irgend einer Form unter einem allgemeinen Consistorium zu einigen: — wer hätte ein Recht es ihnen zu wehren? Und wenn nun einer unserer Staaten in seiner Gesetzgebung die Angelegenheiten der lutherischen Kirche berührte, wie anders könnte er sich darüber mit seinen lutherischen Bürgern verständigen als in der Form eines Concordates mit diesem allgemeinen Oberconsistorium? Das Verhältniß tritt ein sowie eine Religionsgemeinschaft ihre Organisation über die Grenzen einzelner Staaten hinaus erstreckt. Die lutherisch-protestantische Auffassung des Verhältnisses von Kirche und Staat macht freilich den Landesfürsten zum Bischof einer Landeskirche; es ist aber auch unzweifelhaft daß diese Auffassung die nämliche ist welche dem russischen Zarenthume zum Grunde liegt, und daß sie von den *wahren* Bedürfnissen menschlicher Freiheit und menschlicher Einigung eben so weit entfernt ist wie es nur jemals die Verirrungen der katholischen Autorität sein konnten. Das culturhistorische Wesen der Kirche und ihre ewige Bestimmung liegt eben

darin daß sie über die Grenzen der Staaten hinausreicht und die Einheit des Menschengeschlechtes bedeuten und bewirken soll. Die Kirche soll nicht national, noch weniger aber territorial sein, und auch der Protestantismus hat noch seiner Emancipation vom Staate entgegenzuharren. Wäre diese Emancipation ohne daraus folgende Auflösung der protestantischen Kirche möglich und vollzogen, so würden die Staaten auch mit der protestantischen Kirche Concordate abzuschließen haben. Aber freilich die Emancipation der Kirche vom Staate setzt auch die Emancipation des Staates von der Kirche voraus, und in dieser speciellen Beziehung mag ein Concordat leicht den Fehler begehen die rechten Grenzen der gegenseitigen Beeinflussung nicht immer zu treffen. Die Gegner der Concordate mit dem päpstlichen Stuhle fragen aber nicht nach dem Besser oder Schlechter einzelner Bestimmungen, sondern sie wollen das ganze Verhältniß nicht einräumen. Wären sie aufrichtig, so müßten sie sagen: „unserem Fürsten bestreiten wir an sich das Recht nicht, Verträge die sich auf religiöse Angelegenheiten beziehen mit einer fremden Macht abzuschließen. So ist es kürzlich von Seiten christlicher Mächte mit dem Sultan geschehen. Nur den Papst erkennen wir nicht als eine Macht an mit welcher dies zulässig ist. Nicht durch Vertrag mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche, sondern durch die selbstständigen Gesetze unseres eigenen Staates sollen die kirchlichen Angelegenheiten, auch die katholischen, in unserm Lande geordnet werden. Denn ein Oberhaupt der katholischen Kirche sollte es eigentlich gar nicht geben, und einer Kirche deren Autorität außerhalb unseres Staates liegt, sollte eigentlich keiner unserer Bürger angehören dürfen." Das ist der

innerste Gedanke der liberalen Opposition gegen die Concordate. Aber auch in dieser Angelegenheit, wie in so vielen anderen Dingen, ist der Liberalismus, gerade da wo er am radicalsten vorwärts zu gehen glaubt, der entschiedenste Feind des Fortschrittes zu den richtigen gesellschaftlichen Einrichtungen, und namentlich der entschiedenste Feind eigentlich demokratischer Ordnungen. Der Kampf gegen die Concordate im Allgemeinen ist also ein Kampf des Liberalismus gegen die katholische Kirche überhaupt. Ein solcher Kampf nun mag von Seiten des Protestantismus, er mag auch von Seiten revolutionärer Elemente innerhalb der katholischen Kirche selbst geführt werden: — unverständig ist es ihn in das Gebiet des Staatslebens selbst hineinzuspielen, da es der Staat mit bestehenden Mächten zu thun hat, unter denen die katholische Kirche nicht die geringste ist. Der russische Zar oder der Kaiser von Marokko mag uns gefallen oder nicht gefallen, — wir mögen hundertmal denken es sollte eigentlich keinen russischen Zaren oder keinen Kaiser von Marokko geben: — werden wir deßhalb unserer Staatsregierung das Recht streitig machen vorkommenden Falles mit dem einen oder dem andern dieser Potentaten einen Vertrag abzuschließen? — Freilich wird von Vielen bestritten daß der Katholicismus heut zu Tage noch als eine solche bestehende Macht anzuerkennen sei. Aber in allen diesen Dingen täuscht sich das liberale Urtheil auf die unglücklichste Weise, und das bekannte:

„Ihr seid noch immer da! Nein, das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!“ —

wird noch oft mit dem gleichen Erstaunen wiederholt werden.

Der Schreiber dieser Briefe ist Protestant, und zwar Lutheraner, und schon oft hat er die Ueberzeugung ausgesprochen daß in den beiden parallelen Richtungen der Reformation, der lutherischen welche auf die freie Philosophie, und der calvinischen welche auf den freien Staat geführt hat, die beiden Haupttriebkräfte des modernen Fortschrittes enthalten sind. Allein eben so alt wie diese Einsicht ist bei ihm die Ueberzeugung, daß der Welt mit der einseitigen Herrschaft des protestantischen Geistes so wenig gedient wäre wie mit der des katholischen, und daß der Beruf der katholischen Kirche weit davon entfernt ist schon vollbracht zu sein. Den Katholicismus überhaupt reactionär, oder auch nur conservativ zu nennen, ist durchaus sinnlos. Er kann reactionär, conservativ, liberal, radical, selbst revolutionär sein. Wir haben alles dies erlebt. Wir wissen ein wie feuriger Katholik Lamennais war, und dennoch wissen wir auch daß die italienische Freiheitsbewegung der Zeit vor 1848 wesentlich mit von der italienischen Geistlichkeit aus der Lamennais'schen Schule ausgegangen ist. Auch vom Protestantismus wissen wir umgekehrt daß er revolutionär, radical, liberal, conservativ und reactionär sein kann.

Ich wiederhole also die Bemerkung daß eine Schrift, darum weil sie das österreichische, badische oder irgend ein anderes Concordat mit dem römischen Stuhle vertheidigt, noch nicht reactionär, ja nicht einmal conservativ sein muß. Einzelne Bestimmungen eines Concordats können liberal oder illiberal sein, die Form des Concordates aber ist und bleibt die Form in der auch die freisinnigste Lösung des Verhältnisses zwischen Staat und katholischer Kirche einzig und allein zu Stande kommen kann.

So darf man wohl mit Recht sagen daß im Wesentlichen in der Tagesliteratur über unsere Nationalangelegenheiten die reactionären wie die streng conservativen Stimmen verstummt sind. Die Zeit der Hoffnungen nicht nur auf die Erhaltung des Bestehenden sondern auch auf den Rückgang zu ehemaligen Zuständen ist vorüber. Eine neue Zeit ist angebrochen, — eine neue Welt liegt vor uns. Noch ein Sandkorn mehr abgelaufen — — und durchaus veränderte sociale und politische Machtverhältnisse werden ebenso veränderte Rechtsverhältnisse zur Folge haben. Das fühlen wir alle, und auch die welche sich sagen müssen daß sie mit diesen neuen Verhältnissen, Ordnungen und Anschauungen sich nicht mehr versöhnen können, haben angefangen sich in das Unvermeidliche zu schicken. Eins aber bleibt den Verständigen aller Parteien übrig, die Pflicht im Strome der Veränderung das zu retten was das Gute für alle Zeiten ist, und in den Abweichungen der Meinung über das was der einzelnen Zeit angehört, gegen einander gerecht, duldsam und wo möglich nachgiebig zu sein. Wir werden diese Bedingungen der Verträglichkeit und des gemeinsamen Handelns Alle gegenseitig brauchen. Auch die welche vielleicht heute die Verwirklichung ihrer kurzsichtigen Pläne vorauszusehen glauben, werden morgen mit ihren Gegnern gemeinsam in der allgemeinen Fluth treiben und rettende Dienstleistungen gegenseitig annehmen und gewähren müssen.

Anhang.

(Frankfurter Postzeitung, 18. Juli 1860.)

Die drei Völker und die Legitimität, oder die Italiener, die Ungarn und die Deutschen beim Sturze Oesterreichs.

Von Arnold Ruge. London und Brighton. 1860.

Aus der Schweiz, 14. Juli.

Um den Verdruß zu vergessen den ein regnichter Abend verursachte, hatte ich die an die Spitze meines Briefes gestellte kleine Schrift gelesen. Sie hatte mir wüste Träume erzeugt. Noch in der Nacht brach ich auf um vor Sonnenaufgang den Gipfel zu erreichen, und wie ich in der Finsterniß auf steinigem Pfade emporstieg, vermischten sich mir die Gedanken des exilirten Weltweisen mit der halberkennbaren Scenerie des Gebirges, so daß es mir zu Muthe war als erstiege ich den Blocksberg.

Uhu! Schuhu! tönt es näher;
Kautz und Kibitz und der Häher,
Sind sie alle wach geblieben?

Ueber mir der Blocksberg, unter mir die Wolfsschlucht! Geht es Ihnen nicht auch wie mir, daß die gegenwärtige Politik Sie an die Charaktere und Scenen des Freischütz

erinnert? Sie kennen den deutschen Michel: — das ist nichts besonderes. Aber kennen Sie auch den deutschen Kaspar? Den Kaspar, der wie der Doctor Faust ursprünglich Professor war, sich mit dem Samiel, einem gebornen Franzosen, eingelassen, und den Maxerl, einen ursprünglich ganz braven Kerl der sich in die Jungfer Agathe verliebt hat, ins Unglück bringen will? Mir geht die Geschichte Tag und Nacht im Kopfe herum. „Du weißt — — daß meine Frist — — schier abgelaufen ist. — Verlängere Sie noch einmal mir! — Ich bringe neue Opfer dir!" — — Sehr wohl: — Die Frist wird verlängert; die Freikugeln werden gegossen; das wilde Heer braust über Tannengipfel und Felsenzacken, und Bassermann'sche Gestalten schießen gleich den Thieren der Wildniß durch Klüfte und Dickicht. Aber was zeigt sich da hinter dem alten Baume, auf dessen dürrem Aste der Vogel der Pallas Athene die glühenden Augen verdreht? Ists möglich? Der Reichshegelianer und Weltweise, Doctor Arnold Ruge! Wahrhaftig er ist es, noch immer genau so wie er von Anno 48 her den Frankfurtern als typischer Repräsentant der richtigen Weltansicht bekannt ist. — Alter Freund, was thust Du hier in der Schreckensschlucht? Ich dachte die Uebersetzung des Buckle und der einzige Subscribent auf die neuen deutschen Jahrbücher hätten Dich nüchtern gemacht. — „Nichts nüchtern! In Oesterreich ist die Revolution ausgebrochen! Oesterreich ist vernichtet! Es besteht nicht mehr! Ruft die deutsche Nationalversammlung nach Berlin! — nach Berlin, sage ich! Hohenzollern muß unser Sardinien werden! Will es das nicht, so wird die Republik ohne Hohenzollern gegründet!" — — Aber gemach, und ein wenig vorsichtig. — „Nichts vorsichtig! wir sind hier in der Wolfsschlucht!

hier gibts kein Amt und kein Brod zu verlieren, und keinen Staatsanwalt und keine Polizei.“ — — Der Morgen graut. Das Getöse ist vorüber. Die Kugeln sind gegossen, die Büchse ist geladen. — „Max, siehst Du den Stößer da oben in den Wolken? Ins Teufels Namen schieß!“ — — — Ein ausgestopfter Adler — ein einköpfiger — fällt wie ein Strohsack auf das Theater. Und Agathe hat unterdessen auch ihren Traum gehabt. Ihr träumte sie wäre ein Ganserl, und Max legte die Büchse auf sie an. „O Maxerl, schieß nit!“ ruft sie ihm zu, „das Ganserl bin i!“

Doch um mich her ist es lichter Tag geworden. Die Gestalten der Nacht sind ihres Schreckens entkleidet und stehen in lächerlicher Harmlosigkeit da, die nur noch dem Humor einen spärlichen Stoff bietet. Der geistreiche Lazarus hat recht, wenn er zeigt daß nicht nur die Welt an der Idee sondern auch die Idee an der Welt gemessen ein Gegenstand des Humors sei. Da haben wir nun in Ruge die Fleisch gewordene Idee, welche die Welt an sich und zugleich sich an der Welt mißt. Welche unvergleichliche Wirkung müßte sich aus dem Contraste ergeben, wenn uns die fleischerne Idee nicht selbst den Spaß verdürbe! Aber Wirklichkeit und Gedanken blamiren sich im Kopfe des Weisen gegenseitig und verderben uns den Genuß an der närrischen Erscheinung. Was bleibt uns übrig als uns ganz prosaisch mit den Gedanken unseres Freundes zu beschäftigen? — Darf ich Ihnen das zumuthen?

Eins müssen wir anerkennen: von Anfang an merkt man in der Schrift den streng geschulten Denker. Er gliedert seinen Gedankengang schulgerecht nach 1, 2, 3 und a, b, c auf folgende Weise:

„1) Es steht in Oesterreich eine Revolution bevor, man könnte sagen, sie ist schon im Gange. Necker ist todt, Calonne verwaltet die Finanzen.

„2) Diese Revolution kann keine österreichische Freiheit erzeugen, sondern ist a. italienischer, b. ungarischer Unabhängigkeitskampf, c. Auflösung Oesterreichs.

„3) Das eigentliche, das außerösterreichische Deutschland muß sich in dieser Conjunctur mit Ungarn und Italien verbinden, a. zur gänzlichen Aufhebung Oesterreichs, b. zur Vereinigung Deutschlands in einen freien Staat, c. zu sonst nichts."

So hat der Weise das Ergebniß seines tiefen Nachdenkens durch 1, 2, 3 und a, b, c auch der einfachsten Fassungskraft zugänglich gemacht, und es ließe sich in dieser Gestalt selbst in preußischen Volksschulen einführen.

Neben dieser Klarheit ist die Offenherzigkeit zu rühmen welche unsern Freund auszeichnet. Nicht so kleinmüthig wie Faust, der noch zweifelnd fragt:

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?

nennt der Reichshegelianer mit philosophischer Objectivität Kind und Kegel beim rechten Namen. Hohenzollern ist eine Dynastie die sich vielleicht brauchen läßt. Sollte man sich aber darin irren, so hat sie nichts besseres zu erwarten als alle übrigen „souveränen Gutsherren." Aber „der Fürst welcher den deutschen Victor Emanuel ohne den großmüthigen Alliirten macht, wird eben so gut im Stande sein den deutschen Republikanern das Brod aus dem Munde zu nehmen, als Victor Emanuel es Mazzini aus dem Munde genommen." — Das scheint allzu offenherzig die republikanischen Freunde

preisgegeben; — aber lieber Gott, die Leute sind doch fein genug zu merken daß dies ein Wink mit dem Zaunpfahle ist, den doch unter allen Umständen, so Gott will, der Prinz-Regent von Preußen verstehen wird! —

Mit gleicher Offenheit äußert sich Arnold Ruge in Bezug auf die deutsche Bevölkerung Oesterreichs. Nicht durch Oesterreich und den Katholicismus, sondern „durch Niederdeutschland und den Protestantismus mußte (sic) das neue Deutschland gegründet werden.“ Er würde freilich, sagt er, „immer noch eine Gunst des Schicksals darin sehen, wenn wir übrige Deutsche dieses österreichische, durch lange Sklaverei verderbte Volk aus Deutschland fern halten könnten.“ — Damit ist die österreichische Frage auf einfachste Weise gelöst. Die Oesterreicher sind keine Hegelianer, und bilden sich ein, gebackene Händl seien besser als pommer'sche Gänsebrüste. Für einen so tief blickenden Geist wie den Ruge'schen ist dies genug. Die Leute können wir in Deutschland nicht brauchen. Punctum!

Die größte Offenherzigkeit endlich beobachtet der Verfasser — und hierin zeigt sich der wahre Weise, der alle Eitelkeit überwunden hat — in Bezug auf sich selbst, indem er — ich citire die Seite, es ist 26 — sagt: „es ist eine Schande daß wir so wenig Verstand und Muth haben.“

V.

Die Forderungen der deutschen Politik.

Ein Brief an den Verfasser der Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht.

Vorwort.

Die folgenden Blätter erschienen als besondere Flugschrift 1860 im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt. Hier sind einige Stellen gekürzt, einige andere weggelassen worden. Im Uebrigen wurde nichts verändert.

An den Verfasser der Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht.

Heidelberg im Juni 1860.

Geehrter Herr!

Auf einem Wege der wie ich voraussetzen muß von dem Ihrigen sehr verschieden gewesen, sehe ich mich in meiner Beurtheilung der deutschen Angelegenheiten mit Ihnen am gleichen Ziele angelangt. Wie Sie, bin ich der Meinung daß Preußen seinen wesentlichen Beruf verkennt wenn es ihn im Westen sucht. Wie Sie, sehe ich in Preußen und Oesterreich deutsche Marken, aus denen wir uns sowenig an der Weichsel, am Memel und an der Ostsee, wie an der Donau und am adriatischen Meere dürfen zurücktreiben lassen, die

wir vielmehr in allen diesen Gegenden werden weiter vorschieben müssen. Wie Sie, sehe ich im westlichen oder eigentlichen Deutschland ein drittes Glied des deutschen Staatensystemes, welches geographisch wie historisch zu einer eigenen politischen Rolle innerhalb dieses Systemes bestimmt ist, und wie Sie erkenne ich in der innigen Bundesgenossenschaft Preußens, Oesterreichs und Westdeutschlands, also in einem vom deutschen Geiste beherrschten dreigliedrigen Mitteleuropa, das große politische Erforderniß der Zukunft, und das Ziel auf welches wir hinzuarbeiten haben. Wie Sie, betrachte ich überhaupt die Bundesgenossenschaft, den Föderalismus, als das politische System durch welches allein die internationalen Nothwendigkeiten der gegenwärtigen Welt mit den inneren Freiheitsbedürfnissen der Völker versöhnt werden können. Eine Uebereinstimmung in so wichtigen Dingen, zwischen Männern deren Gedankenläufe so verschiedene Ausgangspunkte gehabt haben, ist eine nicht gleichgiltige Thatsache, und scheint mir ein Ergebniß aus welchem unsere vereinzelten Bemühungen zur Begründung einer wahrhaft deutschen Politik verstärkte Kraft schöpfen können. Ich möchte unsere Bestrebungen in der nationalen Sache aneinanderknüpfen. Diese Absicht ist es welche mich bestimmt den gegenwärtigen Brief an Sie zu richten. Ich wünsche gegen Sie meine Gedanken über die mehr unmittelbaren praktischen Anforderungen der politischen Lage auszusprechen. Ihnen selbst etwas Neues sagen zu wollen, kommt mir dabei natürlich nicht in den Sinn; aber ich möchte Ihnen die Punkte hervorheben in welchen, nach meiner Kenntniß herrschender Strömungen der öffentlichen Meinung, diese letztere einer aufklärenden, berichtigenden, Inhalt gebenden Einwirkung bedarf.

Wollen wir der deutschen Nation von deutscher Politik reden, so ist vor allen Dingen dieser Gedanke selbst zur Klarheit zu bringen. Zunächst muß daran erinnert werden daß Politik nur von Staaten — einzelnen Staaten oder Staatenbünden, — immer aber nur von Staaten betrieben werden kann; von Völkern nur insofern sie Staaten bilden, von Einzelnen nur in sofern sie Staaten angehören. Ein Volk als Volk, eine Nation im ethnographischen Sinne, hat mit Politik nichts zu thun. Sodann muß es, für die Deutschen wenigstens, zum allgemeinen Bewußtsein gebracht werden, daß in den letzten Zielen jede Politik sich auf den Staat bezieht von welchem sie betrieben wird. Frankreich mag eine italienische, England eine amerikanische Politik betreiben: nichts destoweniger kann die italienische Politik Frankreichs nur eine ächt französische, die amerikanische Politik Englands nur eine ächt englische sein. Das ist freilich von selbst klar, so klar wie die Thatsache daß ich nicht spazieren gehen kann damit Sie frische Luft genießen, oder daß Sie nicht frühstücken können damit ich satt werde. Und doch ist es nichts Geringeres als für Andere zu essen, zu trinken und spazieren zu gehen, was man Preußen, Oesterreich, oder irgend einem anderen deutschen Bundesstaate zumuthet, wenn man verlangt er als einzelner Staat solle deutsche Politik treiben. Als einzelner Staat kann in der That Preußen nur preußische, Oesterreich nur österreichische, Baiern nur bairische betreiben, und jede darüber hinausgehende Zumuthung kann nur auf nebelhaften Vorstellungen beruhen. Eine deutsche Politik also, im klaren und verständigen Sinne des Wortes, — eine Politik deren letztes Ziel Deutschland als Ganzes ist, kann auch nur von Deutschland als Ganzem ausgehen, —

und zwar nur insofern dieses Ganze ein staatliches Dasein hat. Das heißt: deutsche Politik kann, wie Deutschland gegenwärtig organisirt ist, nur vom deutschen Bunde betrieben werden und von Niemand anders. Den einzelnen Bundesstaaten fällt freilich, nach Bundespflicht und eignem guten Willen, ihr Antheil von Mitwirkung zu, und sie können, wie die einzelnen Bürger, mehr oder minder patriotisch sein; ja von diesem Patriotismus wird am Ende unser Schicksal abhangen. Niemals aber kann, selbst in der patriotischsten Absicht, ein einzelner deutscher Staat von sich aus und für sich allein die deutsche Politik in die Hand nehmen wollen, ohne daß damit gerade die Möglichkeit einer wirklichen deutschen Politik in Frage gestellt wird. Dies gilt nicht nur für die Regierungen, sondern auch für die Kammern der Einzelnstaaten. Wenn ein sächsischer Minister eine diplomatische Note über allgemeine deutsche Angelegenheiten erläßt, so hat er, sei es in noch so deutschpatriotischem Sinne, doch nur sächsische Politik betrieben; denn sächsische Interessen müssen es sein welche die obersten Beweggründe seiner Regierungshandlungen bilden. Wenn ein preußisches Kammermitglied sich über allgemeine deutsche Angelegenheiten ausspricht, so kommt ein solcher Redner damit noch nicht über die Grenzen der preußischen Politik hinaus, vorausgesetzt daß es ihm auch nur gelungen sei in diese Grenzen hineinzukommen; denn er hat, wenn ihm nicht nach dem Ruhme eines politischen Dilettanten gelüstet, die deutschen Angelegenheiten von keinem anderen als dem preußischen Standpunkte, und in keinem anderen als dem preußischen Interesse zu besprechen. Mehr ist nicht seines Amtes.

Nur der Bund ist dazu legitimirt deutsche Politik zu

betreiben. Würde behauptet daß er aus Gründen einer fehlerhaften Organisation dazu wenn auch legitimirt doch nicht befähigt wäre, so würde damit nur gesagt sein eines-theils daß er besser organisirt werden müsse, anderntheils aber daß unterdessen überhaupt keine deutsche Politik bestehen könne; denn nicht nur wegen fehlendem Rechte, sondern auch wegen fehlender Macht ist außer ihm Niemand dazu vorhanden. Es ist freilich leicht gesagt daß das deutsche Volk seine Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen könne; aber damit ist noch keine deutsche Politik geschaffen. Damit ist ist nur die Bahn der Revolution eröffnet, welche ihrer innersten Natur nach das Gegentheil der Politik ist. Einer Revolution liegt freilich eine politische Absicht zum Grunde. Aber zwischen dem Wollen und dem Vollbringen liegt ein Interregnum, innerhalb dessen das elementarische Volksleben an die Stelle des Staatslebens tritt. Im Uebrigen ist die Behauptung daß der Bund unfähig sei, höchstens scheinbar begründet. Ohne alle Frage würden sich bei dem guten Willen derer die am meisten über Unfähigkeit des Bundes zum Guten klagen, mit den Mitteln welche dem Bunde schon bei seiner jetzigen Verfassung zu Gebote stehen, die wichtigsten Anforderungen einer richtigen und einflußreichen deutschen Politik befriedigen lassen, sobald man sich nur über die Bedingungen klar wäre. Diese Klarheit läßt sich wo sie fehlt hervorbringen. Soll man den guten Willen für unmöglich halten: — wie will man ohne den guten Willen mit der Bundesumgestaltung zu Stande kommen? — Auf dem Wege der Gewalt? — Ist man etwa dieser letzteren sicherer als des guten Willens? — Und müßte nicht eben auch bei der Gewalt der gute Wille vorausgesetzt werden? — Ist man etwa

des guten Willens derer so sicher auf deren gutem oder schlechtem Willen das Gelingen einer Revolution beruht? — Hat unsere Zeit zur Beantwortung dieser Frage etwa noch nicht genug Material geliefert?

Die Partei welche dem preußischen Staate zumuthet Deutschland mit List oder Gewalt in einen Einheitsstaat umzuwandeln, und welche Deutschland zumuthet sich dies gefallen zu lassen, scheint in den italienischen Begebenheiten ein Vorbild für das zu sehen was in Deutschland geschehen soll. Dieser Anschauung der Dinge liegen große Unklarheiten und Irrthümer zu Grunde.

Setzt der sardinische Staat sich den Zweck Italien in einen einzigen Staat zu verschmelzen, so ist auch dies noch nicht italienische sondern nur sardinische Politik: — sardinische Politik der Italien als Material dient. Ebenso würde eine Politik Preußens deren Ziel die Gründung eines deutschen Einheitsstaates wäre, immer nur preußische Politik sein und bleiben, — preußische Politik, welcher Deutschland als Material zur Gründung Großpreußens zu dienen bestimmt wäre. Freilich könnte man im Falle des Gelingens das politische Ergebniß ebensoleicht Kleindeutschland wie Großpreußen nennen, wie auch Victor Emanuel schon König von Italien genannt worden ist. Aber der Name ist noch nicht das Wesen. Ein Staat hat einen Charakter, einen Geist, welcher sich erhält so wichtig auch die Einflüsse sein mögen die er durch Aufnahme fremder Bestandtheile erleidet. Ohne Zweifel erleiden wir wichtige Einflüsse durch die Nahrungsmittel die wir zu uns nehmen. Durch die genossenen Pflanzenstoffe werden wir aber nicht Pflanzen, durch die thierischen Stoffe nicht Thiere, sondern Pflanzen und Thiere helfen,

indem wir sie essen, in uns den Menschen aufbauen und erhalten. Völker die es noch nicht zur Staatenbildung gebracht oder deren Staaten zertrümmert werden und in sich zerfallen, sind für die Politik nichts als Material. Der Staatsgeist ist ein höherer als der Volksgeist, und mit Recht muß der letztere dem ersteren weichen. Werden Staaten von bloßen Völkern besiegt, so wird darum, wie die Geschichte ohne Ausnahme lehrt, nichtsdestoweniger der Volksgeist dem Staatsgeiste unterthan; und werden die verschiedenen Bestandtheile eines Volkes durch das Umsichgreifen eines seiner Staaten politisch verschmolzen, so ist es wiederum nicht der allgemeine Volksgeist sondern der besondere Staatsgeist welcher zur Herrschaft kommt. Ist dieser Volksgeist der deutsche und der Staatsgeist der preußische, so siegt bei der politischen Einigung Deutschlands der letztere über den ersteren. Sollte auch Preußen dem Namen nach in Deutschland aufgehen, der Sache nach wäre und bliebe Deutschland eine preußische Eroberung. Das möchte freilich vielen unter uns kein großes Unglück zu sein scheinen, und es ist nicht hier meine Absicht zu untersuchen in wiefern es eine wünschenswerthe Auskunft zur Befriedigung unserer politischen Bedürfnisse wäre. Klar aber soll sich wenigstens ein Jeder machen, wohin der Weg zielt auf welchem er geht.

Auf die nämliche Weise verhält es sich mit Sardinien und Italien. In Italien wie in Deutschland, und in jedem Lande welches an der Viel- und Kleinstaaterei leidet, kann das Bedürfniß der Einheit und Macht des Ganzen mit dem Bedürfniß der Besonderheit und Eigenlebigkeit der Theile, in welchem sich doch der wahre Geist gesunder Demokratie zu erkennen gibt, nur durch das System der Bundesgenossenschaft

versöhnt werden. Von der Geschichte auf dieses System angewiesen zu sein, ist es was Italien und Deutschland mit einander gemein haben. Bei dieser Aehnlichkeit besteht aber zwischen den Verhältnissen beider Länder eine Verschiedenheit die unseren deutschen Nachahmern der Italianissimi noch nicht in den Sinn gekommen zu sein scheint. Italien, als staatlicher Körper, besteht weder, noch hat es bestanden. Das römische Reich war nicht Italien. Deutschland aber ist nicht nur ein mächtiges Reich gewesen, sondern ist auch gegenwärtig, trotz aller Mängel seiner Verfassung, ein mächtiger Staatenbund, — mächtig in dem Augenblicke in welchem er sich entschließt es zu sein. Deutschland ist schon was Italien, um eine italienische Nationalität zum ersten Male zu gründen und eine italienische Politik zum ersten Male mölich zu machen, erst werden müßte, und ist dem Wesen nach schon gerade das, was Italien in der Richtung auf dieses Ziel im glücklichsten Falle allein werden kann. Wollte also Preußen für Deutschland versuchen was Sardinien für Italien versucht, so hätte es nicht etwa, wie dieser Staat, etwas zu gründen was noch nicht da ist, sondern vor allem etwas zu zerstören was bereits besteht. Sardinien versucht es als unabhängiger Staat andere Staaten, gegen die es keine besonderen Verpflichtungen hat, zu stürzen und deren Land und Leute sich einzuverleiben: — Preußen müßte den Treubruch am Bunde und den Verrath an seinen Bundesgenossen begehen. Die That wäre vor dem Richterstuhle politischer Moral eine himmelweit verschiedene. Der italienische Volksgeist mag das sardinische Verfahren rechtfertigen; der deutsche Volksgeist würde für ein gleiches Verfahren Preußens keine Entlastung kennen, und die Wahrheit daß man den Verräther

benutzt aber wegwirft, würde sich bald an Jenen erhärten, welche sich soweit vergessen könnten den Zielen einer mehr unsinnigen als gewissenlosen Partei eine höhere Stütze zu leihen.

Diese Partei, welche in dem Streben Preußen auf diese Bahn zu drängen, bisher offenbar nur an der Gewissenhaftigkeit eines einzigen Mannes gescheitert ist, gibt wie es scheint ihren Zweck noch nicht auf, und verfährt dabei sehr systematisch. Sie kennt die drei Haupthindernisse welche der Erreichung des Zieles im Wege stehen: Das Dasein Oesterreichs, das Bestehen des deutschen Bundes, und den deutschen Volksgeist der zur Billigung einer Cavour-Napoleonischen Moral sich nicht verstehen will. Man muß den einer bessern Sache würdigen Muth bewundern, welcher es unternimmt drei solche Hindernisse zu beseitigen. Der deutsche Volksgeist wird demnach bearbeitet. Für die Partei in ihren eigenthümlichen Verhältnissen ist dies nicht allzuschwer. Ein großer Theil der deutschen Presse ist — Dank dem Organisationstalente der letztabgetretenen preußischen Verwaltung — zu einer Maschine ausgebildet worden welche von einem einzigen Punkt aus gelenkt werden kann, und deren Benutzung mit andern Erbstücken von einer Hand in die andere übergehen zu können scheint. Was Oesterreich betrifft, so weiß man daß es zertrümmert werden muß, und wie das gemacht wird, ist für die Welt kein Geheimniß mehr. Der deutsche Bund endlich muß zu Grunde gerichtet werden. Wie das gemacht wird, ist freilich nicht allgemein bekannt, und möchte sich auch für jetzt noch nicht zur allgemeinen Kenntniß eignen, wenn auch manche der gröberen Operationen die auf diesen Erfolg berechnet sind, am Tage liegen: systematisch betriebene Herabsetzung der

Bundesautorität in der öffentlichen Meinung durch die Presse wie durch die frivolen Worte parlamentarischer Redner, — Verhinderung nützlicher Wirksamkeit des Bundes im Gebiete wesentlicher und wirklicher Interessen der Nation, bei lärmendem Eifer in Bezug auf unwesentliche und eingebildete, für welche daneben künstlich im Volke eine unfruchtbare Rechthaberei unterhalten wird, wie von einem rabulistischen Advocaten die Streitsucht eines störrigen Bauern.

In Wahrheit dagegen gibt es für Preußen wie für Oesterreich und jeden anderen Bundesstaat, groß oder klein, keine andere Möglichkeit deutsche Politik zu betreiben, als durch gewissenhafte Erfüllung der Bundespflichten, durch Vermeidung jedes Zerwürfnisses, durch gemeinsame Arbeit an der Beseitigung der Bundesmängel, und durch Benutzung aller Bundesmittel, — welche bei gutem Willen zu großen Leistungen ausreichen würden — zur Hervorbringung des möglichen Guten für das innere Leben und die äußere Machtstellung der Nation.

Daß der Bund nicht nur wesentliche Verbesserungen sondern sogar tiefgreifende Umgestaltungen nöthig hat, ist für Jedermann klar welcher über die politischen Bedürfnisse der deutschen Nation und Europa's jemals nachgedacht. Daß aber bei diesen Umgestaltungen der Bund selbst nicht gefährdet werden darf, sondern daß seine Erhaltung die unterste Grundlage aller deutschen Politik sein muß, steht für den einfachsten politischen Verstand nicht minder fest.

Wenn jetzt, bei bestehendem Bunde, die Mittel- und Kleinstaaten, einzeln oder in Gesammtheit, sich in unpatriotischem Sinne in ein Bündniß mit einer auswärtigen Macht einlassen wollten, so wären sie Verräther am Vaterlande,

und nichts besseres wäre jeder der beiden Großstaaten welcher sich in eine auswärtige Allianz gegen das übrige Deutschland oder einen Theil desselben begeben wollte. Denn eben durch den Bund ist für uns das Vaterland mehr als ein geographischer Begriff, — eben durch den Bund ist es eine politische Wirklichkeit. Das Volk welches unter solchen Umständen gegen unpatriotische Fürsten aufstände, wäre in seinem Rechte, und der Versuch zu einem Landesverrathe würde die kleineren Dynastien unfehlbar hinwegfegen. Sowie dagegen der Bund auseinanderginge: — wer hätte noch ein Recht die Mittel- und Kleinstaaten um eines Rheinbundes zu tadeln? Wer könnte dann einem einzelnen deutschen Miniatur-Staate, der zu einem europäischen Atome geworden wäre, das Recht bestreiten welches die Natur jedem Atome ertheilt hat: das Recht, der Anziehung zu folgen die von der stärkeren Kraft ausgeht? — Hat man den ernsten Willen den Bund zu erhalten, zu stärken, zu fördern, seinen Vorschriften zu gehorchen so lange sie in Kraft sind, mangelhafte Einrichtungen zu achten bis sie durch bessere ersetzt sein werden, und auch den Schein zu vermeiden als wolle man durch stürmische Umgestaltungen die Existenz von Bundesgenossen gefährden, dann hat man allerdings das Recht auch die bloßen Gelüste zu einer unpatriotischen Verbindung mit dem Auslande zu brandmarken; — freilich nicht nur wenn sie bei den Kleinen sondern auch wenn sie bei den Großen auftreten, und nicht nur wenn sie sich dem Westen sondern auch wenn sie sich dem Osten zuwenden sollten. Arbeitet man dagegen selbst an der Zerstörung des Bundes, dann hat man das Recht des Tadelns verwirkt; dann rechtfertigt man Aeußerungen wie die, welche kürzlich so großen

Unwillen hervorgerufen haben. Der durch eine Auflösung des Bundes isolirte Staat hätte in Wahrheit keine deutschen Pflichten mehr. Er wäre auf den stürmischen Ocean der europäischen Politik geworfen, und kein vernünftiger Mensch könnte ihn tadeln wenn er in der Noth an fremder Küste landete.

Solchen Erwägungen muß auch der einfachste Verstand des Volkes zugänglich sein; aber es ist nöthig daß sie ihm nahe gebracht werden. Unser Volk, welches ein politisch unerfahrenes Volk ist, muß auf Manches was an sich klar und einfach, erst aufmerksam gemacht werden. Es urtheilt in politischen Dingen noch auf ganz naive Weise nach Sympathien und Antipathien. Es muß ihm zur Einsicht gebracht werden daß Verfassungen und Einrichtungen darum weil sie unbefriedigend sind noch nicht gerade abgeschafft werden müssen; daß man vielmehr zu den vollkommneren nur dann mit Sicherheit emporsteigt wenn man die unvollkommneren als Stufe benutzt, und daß in der politischen Entwickelung eines Volkes der Schritt vom Nichts zum Etwas und der Sturz vom Etwas zum Nichts größer ist als der Fortschritt von der schlechtesten zur besten und der Rückschritt von der besten zur schlechtesten Verfassung. Den Schritt vom Nichts zum Etwas haben wir nach dem Untergange des Reiches in der Gründung des Bundes glücklich vollbracht: hüten wir uns daß wir nicht durch Zerstörung des Bundes den Sturz vom Etwas zum Nichts herbeiführen! — Wenn einmal ein Volk anfängt mit Verfassungen zu wechseln wie man einen alten Rock aus- und einen neuen anzieht, dann ist die Zeit spanischer Pronunciamientos und mexikanischer Zustände gekommen. Bereits haben wir, wenigstens auf dem Papiere,

neben der deutschen Bundesverfassung auch noch die Reichsverfassung von 1849, und eine Menge anderer Entwürfe steckt in Köpfen und Flugschriften. Hüten wir uns daß sie nicht auf Fahnen geschrieben werden unter denen die Parteien zum Bürgerkriege ausziehen! — Der Bund ist freilich unpopulär, und nicht ohne Grund unpopulär. Es gibt aber noch gar viele unpopuläre Dinge welche nichtsdestoweniger sehr nützlich, sehr nothwendig, sehr unentbehrlich sind.

Wenn es aber wahr ist daß der Bund erhalten und befestigt werden muß, so geht daraus hervor daß Verbesserungen desselben nur mit der größten Vorsicht unternommen werden dürfen. Sagt man daß wir in Zeiten äußerer Bedrohung an dem überhaupt nicht festen Baue unserer nationalen Einrichtung nicht rütteln dürfen, so wird freilich von Seiten vorwärts drängender Vaterlandsfreunde nicht mit Unrecht geantwortet, daß, wenn in ruhigen Zeiten nichts geschieht und in unruhigen nichts geschehen soll, die deutschen Angelegenheiten natürlich nicht aus der Stelle rücken können. Aber beide Theile haben hier Recht und Unrecht zugleich. Eine Zeit äußerer Bedrohung ist allerdings die Zeit einer Steigerung und Zusammendrängung nationaler Kraft und die wahre Zeit der Hervorbringung neuer Organe für eine erhöhte Thätigkeit des nationalen Lebens. Aber diese neuen Organe müssen geschaffen werden ohne daß man die alten zerstört. Eine Zeit der äußeren Bedrohung ist allerdings eine ganz geeignete Zeit für Neubildungen, aber für Neubildungen die sich dem Bestehenden ergänzend, erhaltend und kräftigend anschließen. Eine Zeit der äußeren Bedrohung ist allerdings eine Zeit für Neubildungen, aber nur für solche welche dem praktischen Bedürfnisse des Augenblickes

entsprechen und über welche deßhalb keine Verschiedenheit der Meinungen bestehen kann. Für Umgestaltungen dagegen, welche von Doctrinen, Theorien, Systemen und Liebhabereien ausgehen und mit der Vernichtung des Bestehenden anfangen, ist eine Zeit der äußeren Bedrohung in keiner Weise geeignet, und wenn in solcher Zeit politische Dilettanten und Rechthaber nicht schweigen können, müssen sie auf eine oder die andere Weise zur Ruhe gesetzt werden. Eine Zeit der Noth, und rettender Thaten, wie sie von der Noth erfordert werden mögen, ist vor Allem nicht eine Zeit „verfassunggebender Reichsversammlungen“ und parlamentarischer Reden. Zudem kann in einer solchen Zeit kaum gehofft werden etwas dauerndes zu schaffen; höchstens das was sich aus den Bedürfnissen des Augenblickes und den thatsächlichen Vorgängen von selbst ergibt, kann auf Bestand rechnen. Eine so durchgreifende Umgestaltung des deutschen Bundes wie sie von Vielen und in verschiedenem Sinne verlangt wird, darf überhaupt nicht auf einmal beabsichtigt oder erwartet werden. Könnte sie aber jemals in dieser Weise zu Stande kommen, so möchte ein solcher Vorgang wohl nur hinter einem glücklich beendigten Kriege Deutschlands gegen seine äußeren Feinde liegen, und wird dann wahrscheinlich nur die Sanction der Verhältnisse sein die sich während eines solchen Krieges thatsächlich gebildet haben werden.

Ueberhaupt ist unsere innere Politik nur durch die Begründung und kräftige Fortführung einer äußeren deutschen Bundespolitik auf eine glückliche Bahn zu bringen. Dies muß dem Volksurtheile nahe gebracht werden. Staaten, — einfache oder zusammengesetzte — können sich immer nur unter dem Drucke des Gegensatzes mit anderen Staaten entwickeln.

Deßhalb ist es, ganz abgesehen von den Rücksichten der äußeren Politik selbst, schon aus Gründen der inneren in der Regel schädlich neutral zu bleiben. Vor allem aber ist die äußere Sicherheit das erste aller Staatsinteressen, so daß die innere Politik ihre praktisch entscheidenden Beweggründe immer von der äußeren herleiten muß. Wo sich das Verhältniß umkehrt, ist die Kraft eines Staates gelähmt. Ein innerlich bewegtes Land ist bei gleichzeitiger äußerer Bedrohung immer mehr oder minder gefährdet, sofern die innern Gesichtspunkte nicht zur rechten Zeit in den Hintergrund zu treten wissen. Haben doch die Meister der großen Intrigue, deren Hand in den Fäden der europäischen Politik arbeitet, immer zur rechten Zeit eine Reformbill oder andere innere Maßregel bereit, um selbst Englands äußere Politik durch die innere zu beherrschen! Zur erwünschten Zeit kann unter solchen Umständen durch das Zwischentreten einer inneren Frage leicht ein Ministerwechsel bewirkt werden, mit welchem ein ganzes System der äußeren Beziehungen zerstört wird. Zehnfach gefährlich müssen diese Möglichkeiten für ein Land sein, dessen auswärtige Politik so nichtig ist wie die deutsche, und dessen innere Politik, wie diese, aus tausend verwickelten Fäden und Fädchen besteht! Die äußere Politik also muß für Deutschland in den Vordergrund gestellt werden und muß uns die entscheidenden Beweggründe für das gesammte Verhalten der Nation geben. Der deutsche Bund muß als Großmacht auftreten, und darf nicht dulden daß ohne seine Mitwirkung ferner irgend eine Entscheidung der großen Politik getroffen werde. Dazu ist nichts erforderlich was sich nicht unter der gegenwärtigen Bundesverfassung ausführen läßt. Auf diesem Wege schaffe man das Unentbehrliche, aber in diesem Augenblick auch nichts

was über dieses Unentbehrliche hinausgeht. Fragen wir worin es besteht, so ist die Antwort kurz und einfach. Sofern nur von auswärtiger Politik die Rede ist, können sich die ungenügenden Bundeseinrichtungen nur auf zweierlei, auf das Wehrsystem und die Diplomatie beziehen. An der Verbesserung des ersteren wird mit unmittelbarem Bezuge auf die Erfordernisse der Weltlage wirklich gearbeitet. Alle Glieder des Bundes sehen die Nothwendigkeit einer festeren Leitung, einer größeren Einheit, einer besseren Schlagfertigkeit des Bundesheeres ein, und die Hindernisse welche bisher der Abhilfe entgegengestellt worden sind, werden durch die nöthigende Macht der Zeitverhältnisse beseitigt werden. Der diplomatische Verkehr des Bundes ist bei bisheriger Praxis auf eine sonderbare Weise einseitig. Der Bund empfängt die Gesandten fremder Mächte, ohne selbst bei fremden Mächten Gesandte zu unterhalten. Es ist nothwendig daß hierin die Praxis der Gegenseitigkeit eingeführt werde. Daraus folgt nicht, daß den einzelnen Bundesstaaten das Recht besondere diplomatische Agenten auswärts zu unterhalten, genommen werden solle. Der Bund hätte dazu weder ein Recht, noch wäre Verstand und Billigkeit darin. Oesterreich, Preußen, Dänemark und die Niederlande haben außer den Ländern mit denen sie am Bunde betheiligt sind, noch andere Gebietstheile. Diese vier Staaten haben, außer ihrem Verhältniß im Bunde, als eigne politische Körper, welche dem europäischen Systeme angehören, auch unvermeidlich eigne Beziehungen zu den übrigen Staaten der Welt. Sie müssen also schon besondere und selbstständige diplomatische Beziehungen unterhalten, und es kann ihnen nicht geboten werden daß diese Beziehungen nicht theilweise das diplomatische

Gebiet des Bundes bestreichen. Ist es aber diesen Staaten nicht zuzumuthen auf eigne Diplomatie zu verzichten, so läßt es sich schwer mit der Billigkeit vereinigen den anderen Bundesgliedern das nämliche Recht zu bestreiten. Man wird es also dem freien Willen der übrigen Bundesstaaten überlassen müssen, ob sie, nachdem der Bund angefangen haben wird bei den auswärtigen Mächten seine Gesandte zu unterhalten, es noch für nöthig und wünschenswerth erachten werden ihren besonderen diplomatischen Verkehr fortzuführen. Es ist allerdings wahr: ein Staat welcher nicht befähigt ist eine selbstständige auswärtige Politik zu betreiben, kann in der Gesellschaft der Staaten nicht als vollzählig gelten. Man kann es deßhalb unsern Fürsten kaum verargen, wenn sie wenig geneigt sind ihre diplomatische Selbstständigkeit aufzugeben. Die militärische Selbstständigkeit erledigt sich in einer Zeit wie die unsrige von selbst, und dieser Charakter der Zeit wird sich nicht mehr ändern. Die politischen Weltverhältnisse gestalten sich immer mehr in großem Maßstabe, so daß wir bereits ein Zeitalter herannahen sehen in welchem sich Welttheile mit ihrer geeinten Macht gegenüberstehen. In der Diplomatie dagegen kann unter Umständen durch einen geistvollen und genialen Mann auch der kleinste Staat eine Rolle spielen. Nichtsdestoweniger täuscht ein verständiger Mensch sich nicht absichtlich über seine Lage. Wie jetzt die Dinge in Europa liegen, muß es den Fürsten unserer Mittel- und Kleinstaaten klar sein, daß jede Hoffnung die sie in der Gefahr auf auswärtige Verbindungen gründen könnten, nur zum Verderben führen müßte. Italienische Vorgänge wären geeignet sie darüber zu belehren, wenn es denkbar wäre daß sie einer solchen Belehrung bedürften. Ein wesentliches Interesse kann

also im gesonderten diplomatischen Verkehr der Mittel- und Kleinstaaten gewiß nicht mehr seine Befriedigung suchen. Sei es also dieser Erkenntniß überlassen sich selbst Bahn zu brechen. Einzelne unter unseren Fürsten werden vielleicht, sowie der Bund seine Gesandten schickt, die ihrigen nicht ungern zurückziehen. Mögen sie alle darin ihre eigenen Interessen und die ihres Landes berathen.

Wie jetzt die Dinge stehen, ist es naturnothwendig daß Oesterreich, Preußen, Dänemark und Holland ihre eigne Politik betreiben, und daß, wenn sie sich nebenbei in wesentlicherem oder unwesentlicherem Sinne an der Politik des deutschen Bundes betheiligen, doch die Bundespolitik sich den Rücksichten ihrer eignen Staatspolitik unterordnen muß. Einem jeden Staate welcher nur mit einem Theile seines Gebietes zu einem Staatenbunde gehört, müssen unvermeidlich seine eigenen Interessen über die Interessen des Bundes gehen. Die Interessen in welchen er sich als Ganzes fühlt, müssen ihm wichtiger sein als die in welchen er in doppelter Beziehung bloß betheiligt ist. Man ist in ganz Deutschland erbittert über Dänemarks Eingriffe in die Rechte von Schleswig-Holstein und über seine Widerspenstigkeit gegen den deutschen Bund. Man höre aber einen unparteiischen Beurtheiler, welcher weder Deutscher noch Däne ist, und er wird sagen daß Niemand ein Recht habe Dänemarks Verfahren vom dänischen Standpunkte zu tadeln. Die dänischen Centralisationsversuche sind, wie die nun glücklich beseitigten österreichischen, das nothwendige Widerspiel der deutschen. Man hat Oesterreich beschuldigt daß es den deutschen Bund stets nur für österreichische Interessen auszubeuten gesucht, als ob unter gegebenen Verhältnissen verständigerweise ein

anderes Verhalten denkbar gewesen wäre. Und wenn seit 1849 Preußen zuerst mit allen Mitteln die Wiederherstellung des Bundes zu verhindern und seitdem dessen Ansehen und Bestand zu lockern und zu untergraben gesucht hat: — weßhalb anders ist dieß geschehen als weil der Bund sich für preußische Interessen nicht mit Vortheil ausbeuten läßt? — Ist es wahr daß Oesterreich an der Erhaltung des Bundes ein egoistisches Interesse hat, so kann doch der österreichische Egoismus in seiner erhaltenden Thätigkeit nicht größer sein, als der preußische welcher den Bund zu beseitigen sucht, in seiner zerstörenden Thätigkeit. Kann aber ein vernünftiger Beurtheiler politischer Vorgänge in dem Verfahren dieser Staaten, des einen wie des anderen, etwas anderes sehen als eine naturgemäße Erscheinung?

Was folgt nun aus dieser Sachlage? — Etwa die Nothwendigkeit der Zertrümmerung Oesterreichs? — Und Dänemarks? — Weßhalb nicht auch die Zertrümmerung oder Beschneidung Preußens? — Und das Königreich der Niederlande — — scheint von unseren zertrümmerungsmuthigen Centralisten bisher ganz vergessen worden zu sein!

Nein! Diese Staaten dürfen nicht zertrümmert, sondern die Erhaltung ihrer Integrität und die gänzliche Vereinigung ihrer Interessen mit den unserigen muß das erste objective Ziel deutscher Politik werden. Mit jedem dieser Staaten muß der Bund einen gegenseitigen Garantievertrag abschließen, so daß die Gesammtwirkung dieser Garantieverträge der Begründung eines mitteleuropäischen Staatensystemes gleichkommt. Sich zum Kerne eines solchen Systemes zu machen, ist die nächste große Aufgabe des deutschen Bundes. Es würde nicht zum Ziele führen, an eine Aufnahme der außerbündischen

Länder der vier theilweise zum Bunde gehörigen Staaten zu denken. Wie der Bund jetzt gestaltet ist, könnte er diese Länder nicht einmal brauchen. Ihre Bevölkerungen würden zum größten Theile gar nicht aufgenommen sein wollen, und der Aufnahme würden sich europäische Schwierigkeiten der ernstesten Art entgegenstellen. Die außerbündischen Theile Oesterreichs, Preußens, Dänemarks und der Niederlande sollen zum deutschen Bunde nur in ein Allianzverhältniß treten, welches ungefähr dem der sogenannten „zugewandten Orte" des früheren eidgenössischen Bundesrechtes entspricht. Die Interessen Preußens und Oesterreichs an einem solchen Verhältnisse sind klar. Daß die Niederlande, in einer Zeit wie die unsrige, sich nicht selbst genügen können, ist nicht minder klar, und welche annehmbarere Allianz könnte ihnen geboten werden als die mit Oesterreich, Preußen und dem deutschen Bunde? Was endlich Dänemark betrifft, so scheint freilich von der gegenwärtigen Spannung zu einer Allianz mit Deutschland ein großer Sprung zu sein. Aber von Krieg zu Frieden ist ein noch größerer Sprung, und dennoch muß er gethan werden. Eine solche Allianz könnte gerade das Mittel zur Beilegung eines in mancher Beziehung albernen Streites gewähren, eines Streites, in welchem die wichtigsten Interessen beider Länder für die Marotten von doctrinären Pedanten und für die Aussichten der Eitelkeit auf's Spiel gesetzt werden. Und welche Allianz außer der deutschen könnte Dänemark wählen? Die französische? dann doch lieber gleich die russische; da wäre man doch gleich am Ziele angelangt, an welchem man, bei fortgesetztem Einhalten des bisherigen Kurses, am Ende doch anlangen muß! — Oder die englische? Wenn die Dänen dafür eine besondere Lieb-

haberei haben, so mögen sie es versuchen. Kopenhagen ist eine schöne neue Stadt, dafür ist man freilich den Engländern einigen Dank schuldig. Schweden und Norwegen machen allerdings einen wünschenswerthen Alliirten aus; aber selbst die drei skandinavischen Staaten miteinander sind den Gefahren der gegenwärtigen Weltlage nicht gewachsen, und ihrem festen Zusammenhalten stehen mancherlei innere und äußere Hindernisse entgegen. Nur am deutschen Bunde kann Dänemark den Schutz finden dessen es bedarf.

Mit der Erstrebung dieses Gesammtzieles sollte unmittelbar von Seiten des deutschen Bundes Ernst gemacht werden. Natürlich setzt die Ausführung des Gedankens die endgiltige Beseitigung aller pentarchistischen Anschauungen voraus. Solange diese in Wien und Berlin noch nicht mit der Wurzel ausgereutet sind, ist überhaupt für die deutschen Verhältnisse nichts Gutes zu erwarten. Ich stimme mit ihnen in der vollen Anerkennung der Wichtigkeit überein, die der Krimkrieg als der eigentliche Act der Auflösung der Pentarchie, für die Entwickelung der Weltverhältnisse gehabt hat. Aber auch die letzten pentarchistischen Erinnerungen müssen verwischt werden, wenn der deutsche Bund als das was er seiner Anlage nach ist, als Großmacht ersten Ranges, auch wirklich auftreten soll.

In dem Augenblicke, in welchem es dem deutschen Bunde gelungen wäre sich zum Kern eines solchen mitteleuropäischen Systemes zu machen, würden die *inneren* Zustände Deutschlands von selbst umgewandelt sein. Was bisher sich entgegengearbeitet hat, würde in allen großen und wesentlichen Dingen ein gemeinsames Interesse an der Erhaltung und Förderung des Ganzen haben. Preußen könnte und müßte seine Aufmerksamkeit der Richtung zuwenden, der dieselbe

von Natur, durch die Geschichte, und im Interesse seiner eignen staatlichen Entwickelung gehört: — dem Osten. Preußen wäre wieder geworden was es ursprünglich war: — unsere nordöstliche Mark, — mit Recht in ein Königreich verwandelt, denn seine Aufgabe ist eine königliche, und es ist bei ihrer Vollbringung und dem treuen Zusammenhalten mit dem Bunde in einem so großen und mächtigen mitteleuropäischen Systeme mehr Ehre zu ernten, als bei allen Unionsversuchen mit denen es sich und Andere noch weiter quälen könnte. Oesterreich, über den bedrohten Besitz seiner außerbündischen Länder beruhigt, könnte sich ungestört der Lösung seiner inneren Aufgaben widmen, durch die es befähigt wird von Neuem dem französischen Einflusse in Italien die Spitze zu bieten und den russischen Plänen an der untern Donau und am Bosporus entgegenzutreten. Ist das nicht Spielraum genug auch für den stolzesten Ehrgeiz der beiden Nebenbuhler? — Und wäre es nicht solchen Aufgaben gegenüber klein und armselig, kleindeutsche Intriguen zu betreiben und schwache Bundesgenossen cavourisiren zu wollen? —

Und die Mittel- und Kleinstaaten? —

Von dem Augenblick an wo sie aufgehört haben werden ein Gegenstand der Eifersucht zwischen den beiden Großstaaten zu sein, kann nichts sie verhindern sich zur Vollbringung von Aufgaben die von Natur hauptsächlich ihnen zufallen, enger zu verbinden. Alle diese Aufgaben lassen sich in dem allgemeinen Ausdrucke zusammenfassen, daß es ihr Beruf ist die Nation mit dem durch die Kleinstaaterei in Mißachtung gebrachten Föderativsysteme auszusöhnen. Nichts kann sie verhindern sich für alle Angelegenheiten welche nicht den Bund als Ganzes betreffen, oder für alle in welchen die Bundes-

verfassung ihnen freies Handeln läßt, unter sich enger zu vereinigen, den Rückfall Preußens und Oesterreichs in die alte Nebenbuhlerschaft für immer unmöglich zu machen, die Zerreißung Deutschlands in zwei Theile für immer aus der Reihe der uns drohenden Gefahren zu beseitigen, und im Kreise des bürgerlichen Lebens und der inneren Politik alle die Einigungsmaßregeln durchzuführen, welche im weiteren Kreise des gesammten Bundes undurchführbar sein möchten. Wer hindert sie die Einheit von Maß und Gewicht für sich allein herzustellen, wenn die beiden Großstaaten sich dabei nicht betheiligen wollen? Wer hindert sie innerhalb ihrer Gebiete gleiches Recht einzuführen? Eine solche auf Einigung zielende innere Politik der Mittel- und Kleinstaaten würde bald die Nation mit dem Föderativsysteme aussöhnen, welches doch von Natur das einzige dem deutschen Geiste entsprechende ist, und würde dazu beitragen dieses System in der Mitte Europas auf den Thron zusetzen. Ich halte dieses letzte für den allgemeinsten und wichtigsten Zweck, den ein europäischer Staatsmann von klarem Bewußtsein in unserer Zeit haben kann.

Die Gründung eines mitteleuropäischen Staatensystemes dessen Kern der deutsche Bund wäre, würde freilich möglicher Weise den Krieg, wenn er nicht schon vorher ausgebrochen sein sollte, zum Ausbruche bringen. Aber ein auf dieser Grundlage geführter Krieg würde das Wünschenswertheste sein was der deutschen Nation begegnen kann. Er würde alle die Umgestaltungen der europäischen Politik von selbst mit sich bringen, an denen wir uns jetzt vergebens theoretisch abmühen, und deren in's Einzelne gehende Besprechung nur ein Beitrag zu sinn- und zwecklosem Gerede sein würde. Was Bestand haben soll, muß sich im Kampfe thatsächlich geltend machen.

Eine thatenhafte und mit Entschiedenheit auftretende auswärtige Politik also, durch welche die inneren Streitigkeiten in den Hintergrund gedrängt werden, die Gemeinsamkeit der wesentlichen Interessen dem Bewußtsein eingeprägt und das praktische Bedürfniß an die Stelle der politischen Schulmeistereien gesetzt wird die sich jetzt wieder mit so abgeschmackter Anmaßung vordrängen, — eine Politik endlich und vor Allem, in welcher andere Nationen einen Beweggrund erhalten unsere Freunde zu sein, — eine solche auswärtige Politik ist der Weg auf welchem wir auch in unseren inneren Angelegenheiten allein zum Ziele gelangen können.

Meine Anschauung der Dinge trifft hier ganz mit der Ihrigen zusammen. Die Nationen des europäischen Westens, welche zur Zeit der Blüthe des deutschen Reiches ein mehr oder minder zusammenhängendes Ganze bildeten, sind im Verlaufe der neueren Zeit auseinander gefallen. Nun tritt das Bedürfniß ihrer Wiedervereinigung im Geiste der Gegenwart mit täglich zunehmender Nöthigung auf, und es liegen zwei verschiedene Wege vor uns welche zur Befriedigung des großen geschichtlichen Bedürfnisses zu führen scheinen: der französische Imperialismus, von welchem unser kleindeutscher Centralismus mit seiner Pseudo-Demokratie nur eine schlechte Uebersetzung ist, und der deutsche Föderalismus, — die der Natur germanischer Völker ursprünglich entsprechende politische Lebensform. Das sind zwei Systeme zwischen denen nicht nur in Deutschland sondern in Europa um die Herrschaft gekämpft werden muß, ja der Kampf in Deutschland ist nur eine einzelne Scene des allgemeineren Vorganges. Die Anhänger der beiden Systeme bilden die zwei großen Parteien

welche sich in Deutschland wie anderwärts gegenüberstehen, obschon ihr Gegensatz noch nicht zur Klarheit gelangt ist. Für unsre deutschen Verhältnissermuß es aber einmal klar ausgesprochen werden daß es Centralisten und Föderalisten sind die sich gegenüberstehen, und daß, wenn ein Theil der deutschen Demokratie sich hat für centralistische Pläne gewinnen lassen, dies nur in Unklarheit über die eigenen Principien oder in einer freilich begreiflichen Entmuthigung seine Erklärung finden kann. Aber der Centralismus ist seiner innersten Natur nach dem Geiste der Demokratie entgegengesetzt. Demokratie im vernünftigen Sinne, ist nicht jenes unwürdige Spiel welches jenseit des Rheines und des Genfer Sees mit dem allgemeinen Stimmrechte getrieben worden ist, noch ist Demokratie eine Theilnahme Aller an allen möglichen Angelegenheiten des Staates, welche jeden größeren politischen Körper unmöglich machen würde und welche selbst Rousseau in der kleinsten Gemeinde nicht ohne das Bestehen der Sklaverei für möglich hielt. Demokratie, im vernünftigen Sinne, ist das Recht des Bürgers seine eignen Interessen innerhalb der Grenzen ihrer *wirklichen Geltung* selbst zu verwalten. Demokratie ist Selbstregierung, die, vom kleinen Kreise örtlicher Interessen ausgehend, mit der weiteren Geltung allgemeinerer Interessen sich zu größeren Kreisen der Wirksamkeit ausbreitet, bis sie endlich, in den allgemeinsten und wichtigsten Angelegenheiten, solchen die den ganzen Staat umfassen, mit der Staatsregierung und Staatsverwaltung selbst zusammenfällt und einerlei ist. Demokratie, im vernünftigen Sinne, ist in *unserer* Zeit und in *unseren* Verhältnissen weder der Gegensatz der Aristokratie noch der Monarchie; — sie ist der Gegensatz des

bureaukratischen Centralismus. Demokratie im vernünftigen Sinne, in dem Sinne, in welchem sie nicht eine künstlich unterhaltene fixe Idee sondern das wahre und fühlbare Wohl des Volkes bedeutet, ist das politische System, nach welchem die Staatsregierung sich unnöthiger Einmischung in die Angelegenheiten der Bürger enthält. Sie ist ein System, welches von dem Gedanken ausgeht daß Jeder am besten wissen muß was ihm frommt, und daß, wenn Einer es nicht weiß, die Schule der Erfahrung welche er durchmachen muß um es zu lernen, die einzige ist welche Männer zieht, — Männer, wie ein Staat sie braucht um in der Welt groß und mächtig dazustehen. Demokratie also ist gleichbedeutend mit dem von unten bis oben durchgeführten Föderativsysteme. Eine centralistische Demokratie ist daher ein Widerspruch in sich selbst und recht eigentlich eine der „Carricaturen des Heiligsten." Centralismus und Demokratie können nicht eine Ehe mit einander eingehen. Ihre Verbindung kann nur auf Prostitution der Demokratie gegründet sein. Der Bastard-Sprößling aus dieser Verbindung ist der moderne Imperialismus. Glaubt man daß die Verbindung der nämlichen Elemente in Deutschland etwas Edleres erzeugen werde als in Frankreich? — Etwas Schwächeres — ja! — etwas Edleres — nein! — Der Weg welchen die kleindeutsche Partei zu betreten gedankenlos genug gewesen, führt in Zustände aus denen nur ein Bonaparte retten könnte. Aber Gott weiß daß diese Partei zwar viele sehr dünkelhafte Menschen, aber weder einen Bonaparte noch einen Cromwell, noch einen Washington noch einen Garibaldi, noch selbst einen Cavour enthält. Der Ausgang eines Unternehmens welches von Anfang an nur eine abgeschwächte

Nachahmung von Vorgängen in der romanischen Welt gewesen ist, würde nichts als eine stümperhafte Wiederholung romanischer Zustände sein; denn ein Volk kann nur groß sein in dem was der Natur seines eigenen Geistes entspringt. Was Deutschland auf dem Wege des Centralismus politisch hervorbringen könnte, würde im günstigsten Falle sich zum romanischen empire verhalten wie einst die europäischen Königreiche sich zum deutschen Kaiserthume verhalten haben: — es würde eine Nebenbildung des die Zeit und den Welttheil beherrschenden Hauptgebildes sein. Deutsches Kaiserthum und französischer Imperialismus sind principiell entgegengesetzte Gedanken. Als der erste verwirklicht war, konnten die nichtdeutschen Völker es nur zu schwächeren Nebenbildungen bringen. Sollten wir bei uns den Geist zur Herrschaft kommen lassen welcher den französischen Imperialismus hervorgebracht hat, so werden die Rollen sich umdrehen, und wir werden zu denen gehören welche mit den schwachen Nebenbildungen zufrieden sein müssen. Wir werden dann alle die moralischen Nachtheile haben welche aus einem durch und durch verderbten Systeme hervorgehen, ohne auch nur am Ruhme und an der Ehre selbst für die großen Erscheinungen des Verfalles Antheil zu erhalten, der dann unaufhaltsam über Europa hereinbrechen wird. Unsere Centralisten haben Oesterreich, um es aus dem Wege zu schaffen, auf die Erbschaft des oströmischen Reiches angewiesen. Ich will es ununtersucht lassen ob diese Erbschaft für Oesterreich erreichbar ist oder nicht. Eins aber ist für mich Gewißheit: — Wenn Deutschland das Föderativsystem aufgibt und im Centralismus sein Heil sucht, dann wird es nicht Deutschland, sondern Frankreich, der Meister des Centralismus

wird es sein, durch welchen das weströmische Reich auf der Bühne der Welt neu in Scene gesetzt wird. Von der Möglichkeit das Föderativsystem zur Herrschaft zu bringen, hängt das Heil Europas ab. Die Möglichkeit dieser Möglichkeit liegt in Deutschland.

Wenn nach allem diesem die auswärtige Politik für uns in den Vordergrund treten muß, so fragt sich unter welchen weiteren Voraussetzungen in den europäischen Verhältnissen dies geschehen kann. Es ist dies die Frage der eigentlichen auswärtigen Allianzen; denn das Verhältniß zu den außerbündischen Ländern der nicht ganz bündischen Staaten kann nicht vollständig als auswärtige Politik betrachtet werden.

Unter der Voraussetzung daß dieses Verhältniß in der bezeichneten Weise schon begründet sei, sind unsere auswärtigen Beziehungen sehr einfach. Wir haben im Osten und Westen je einen natürlichen Feind, — das heißt einen Feind der es nicht aus besonderem üblen Willen, nicht aus einer besonderen Abneigung gegen unsere Art des Seins, sondern aus einer in den Weltverhältnissen begründeten Naturnothwendigkeit ist. Unser natürliches Verhältniß zu Rußland und zu Frankreich ist ein solches daß selbst die Freundschaft dieser Staaten, in welchen inneren Zuständen sie sich auch befinden mögen, für uns nicht ohne Gefahr ist. Glaubt man etwa daß die französischen Republikaner nicht eben so gut wie der Kaiser das linke Rheinufer wollen? Sogar Arago hat sich 1843 in diesem Sinne gegen mich ausgesprochen, und heute erklärt Victor Hugo seinen Nachbarn auf Guernesey daß Köln eigentlich eine französische Stadt sei. Ich glaube nicht daran daß dieses Verhältniß sich

abändern wird. Ich glaube nicht daran daß wir einen dieser beiden Feinde hinreichend schwächen können um die Gefahr von seiner Seite aufzuheben. Und ich glaube wir bedürfen sogar noch auf lange Zeit der Gefahr, um unsere gesunkene Nationalkraft wieder auf die richtige Höhe zu bringen. Wenn ich Frankreich und Rußland unsere natürlichen Feinde nenne, so will ich damit keinesweges sagen daß wir von unserer Seite gegen sie feindselig sein sollen; ein absolutes Mißtrauen gegen diese beiden Staaten aber müssen wir uns zur Pflicht machen. Dieses Mißtrauen muß eine der festen Maximen deutscher Politik werden, so sehr, daß selbst gegen eine Bedrohung von Seiten Frankreichs keine Coalition mit Rußland, wie umgekehrt gegen eine Bedrohung von Seiten Rußlands keine Coalition mit Frankreich annehmbar sein darf. Nur ganz außerordentliche Umstände wenigstens könnten allein eine solche rechtfertigen. Auch einem gleichzeitigen Angriffe von beiden Seiten müssen wir gewachsen sein. Sind wir aber fähig einem solchen Angriffe Stirn zu bieten, so werden andere Staaten, deren Interessen mit den unsrigen zugleich bedroht sind, von selbst unser Bündniß suchen.

Ob dies gerade am ersten der Staat thun wird auf welchen die politischen Kannegießer der preußischen Hauptstadt sich so lange verlassen haben, weiß ich nicht. Ein England welches, wie das gegenwärtige, an dem gegen die bestehenden europäischen Staatenverhältnisse gerichteten Complotte Frankreichs und Rußlands selbst Theil nimmt, sei es auch nur um dasselbe im wahren oder vermeintlichen englischen Interesse zu lenken, kann unmöglich unser Alliirter sein. England muß erst selbst im Begriffe sein Frankreich den Krieg zu erklären, ehe es unser Bundesgenosse werden kann. Ob

und wann dieser Zeitpunkt eintreten wird, läßt sich nicht voraussagen. Eine englische Allianz ist uns freilich wünschenswerth; und hätten wir schon eine deutsche Diplomatie, ihre Aufgabe müßte es sein den Zeitpunkt der Möglichkeit eines solchen Bündnisses herbeizuführen. Darauf rechnen läßt sich aber unter den bestehenden Verhältnissen nicht.

Ein Land welches sich zu Oesterreich in einer ähnlichen Stellung wie England zu Preußen befindet, ist Spanien, und eine spanische Allianz könnte für uns unter Umständen natürlich sehr wünschenswerth sein, um so mehr als sie sich mit einer englischen auf das beste verträgt. Wenn wir indessen von England wissen daß es nicht immer will, so wissen wir von Spanien daß es unter gewöhnlichen Umständen nicht kann. Auch hier ist also kein fester Anhaltspunkt, und ein ähnliches Ergebniß findet sich in Bezug auf die beiden skandinavischen Königreiche.

Von zwei Ländern dagegen dürfen wir mit Bestimmtheit erwarten daß sie in der Zeit der Gefahr sich uns anschließen werden, — ich meine Belgien und die Schweiz. Beide sind die natürliche Ergänzung dessen was schon zu uns gehört und müssen von uns als natürliche Freunde angesehen werden. Freilich müssen wir selbst schon mit unseren eigenen Angelegenheiten einigermaßen in's Reine gekommen sein, ehe wir erwarten dürfen daß sie ohne Noth ihr Schicksal mit dem unserigen verbinden. Aber eben die Noth kann sie auch früher schon zu unseren Bundesgenossen machen. Die Politik gebietet uns daß wir in einem solchen Falle alles für sie thun was wir für uns selbst thun würden. Ihre Sicherheit ist die unserige. Ihre Sicherstellung wäre zugleich einer der Punkte auf welchem wir uns mit England begegnen würden.

Eine der wichtigsten und erfolgreichsten Verbindungen könnte endlich unter Umständen eine Allianz mit der Türkei für uns werden. Doch ich will mich hier nicht in eine so weitgreifende Angelegenheit wie die orientalische Frage einlassen. Soviel nur steht für uns fest, daß die orientalische Frage nicht gelöst werden darf ohne daß Deutschland ein entscheidendes Wort mitzureden hat.

Doch ich fühle wie sehr ich Ihre Geduld mißbrauche, indem ich Sie mit Dingen unterhalte die Sie besser wissen als ich. Es war nur meine Absicht die Hauptpunkte eines ganzen Systems unserer nach außen gerichteten politischen Thätigkeit zu bezeichnen, welches der Nation bis in alle Winkel der öffentlichen Meinung klar gemacht werden muß.

Ich habe auf unsere auswärtige Politik den Hauptnachdruck gelegt, weil ich überzeugt bin daß die Gründe der inneren Unzufriedenheit des deutschen Volkes immer zuletzt auf Gesichtspunkte der auswärtigen Politik führen. Erlauben Sie mir ein schlagendes Beispiel anzuführen, — den hessischen Verfassungsstreit. Fast die ganze deutsche Nation glaubt, daß es sich in dieser Angelegenheit um eine bessere oder schlechtere Verfassung für Kurhessen handle. Das mag nebenbei der Fall sein; wer aber die Frage in ihren wahren politischen Beweggründen auffaßt, der weiß daß es sich im Jahre 1850 darum handelte ob der Bund wiederhergestellt werden sollte, oder ob die preußischen Unionsbestrebungen bestimmt wären ihr Ziel zu erreichen. Wer für die Union war, mußte natürlich auf Seite der hessischen Kammer stehen welche für die Union gewonnen war. Wer aber die Union für die definitive Theilung Deutschlands und also für ein nationales Unglück ansah, ein Unglück zu dessen

Vermeidung es vor der Hand kein anderes Mittel als die Wiederherstellung des Bundes gab, der mußte gegen die hessische Kammer sein, und mußte für eine Intervention stimmen wie die welche vorgenommen worden ist, wenn auch die Ausführung eine andere hätte sein können. Daß sich mit dem verständigen politischen Zwecke reactionäre Zwecke verbanden, kann in einer Zeit wie die des Jahres 1850 nicht überraschen, denn immer, solange die Welt steht, wird die Ausschreitung in einer Richtung eine Ausschreitung in der entgegengesetzten zur Folge haben. Das Wesentliche aber war in jenen Vorgängen die Frage, ob den preußischen Unionsbestrebungen, hinter denen die halbe oder ganze Centralisation Deutschlands lag, nachzugeben sei. Nicht Liberale und Reactionäre, sondern Centralisten und Föderalisten stehen sich auch heute noch in der hessischen Frage gegenüber, obschon die Angelegenheit von den letzteren allerdings nicht gerade zweckmäßig behandelt worden ist. Fragen wir nun weiter nach den Beweggründen der Parteinahme welche im Volke für den Centralismus und gegen den Föderalismus vorhanden sein mag, so sehen wir uns auf unsere auswärtige Politik als letzten Bestimmungsgrund verwiesen. Wenn das deutsche Volk, dem ursprünglichen germanischen Geiste zum Trotz, centralistische Sympathien hat, so liegt der Grund in der Unzufriedenheit mit unserer Stellung in den Weltverhältnissen, in dem Mangel an Macht und Ansehen in der Gesellschaft der Völker. Wir fühlen daß zwischen dem was wir sind und dem was wir in der Welt gelten ein Mißverhältniß besteht. Im gleichen Verhältnisse mit der zunehmenden inneren Blüthe Deutschlands, welche schon jetzt die einer langen Reihe früherer Jahrhunderte weit übertrifft, haben

wir angefangen als Nation in der Gesellschaft der anderen Nationen ehrgeizig zu werden. Das ist in der Ordnung, und zur Befriedigung dieses Ehrgeizes, wie zur Sicherung unserer blühenden Zustände und weiteren glücklichen Aussichten, fordern wir Macht. Und das Machtbedürfniß drängt sich uns noch von einer anderen Seite auf. So wie wir praktischer und realistischer werden, was mit unseren inneren Fortschritten gegeben ist, haben wir mehr und mehr begreifen gelernt daß man mit dem Recht und der Vernunft in der Welt allein nicht durchkommt. Je mehr wir uns eines gerechten Willens und eines vernünftigen Urtheils bewußt sind — worin wir keinem Volke der Welt eine Stellung über uns einräumen — um so mehr muß uns die Macht wünschenswerth erscheinen, durch welche allein wir unseren gerechten Willen und unser vernünftiges Urtheil geltend machen können.

So ist durch alle unsere inneren Fortschritte unsere nationale Unzufriedenheit nur erhöht worden, und dieser Proceß wird sich fortsetzen. Je besser es uns innerlich geht, um so unzufriedener werden wir mit unserer Stellung nach außen sein, bis wir haben was wir gebrauchen: — nationale Macht.

Ich habe zu zeigen gesucht welche unmittelbar erreichbaren Bedingungen der nationalen Macht uns zu Gebote stehen. Es bleibt mir noch übrig von den Gründen der bisherigen Ohnmacht zu sprechen, welche uns auch jetzt noch hindern das so nahe liegende Gute zu ergreifen. Diese Gründe bestehen durchaus nur in vorgefaßten Meinungen, welche theils ehrlich gehegt, theils aber auch absichtlich unterhalten werden. Absichtlich ist die Art wie das Föderativsystem

in der Meinung des Volks herabgesetzt worden ist und die Stichwörter des Centralismus in der Nation in Umlauf gesetzt worden sind. Der Centralismus soll der einzige Weg sein welcher uns zu nationaler Macht führt, während er doch zunächst sich in der Wüste des Bürgerkrieges und der Einmischung des Auslandes verliert, aus der wir vielleicht nie mehr einen Ausgang finden würden. So ist das vorher nur natürliche aber nicht böswillige Mißtrauen des Volkes gegen den Bund zu einem arglistigen Systeme ausgebildet worden, durch welches unsere Zukunft bedroht wird.

Das Mißtrauen des Volkes gegen den Bund ist vorhanden, und ist begründet. Dieses Mißtrauen ist vorhanden, ist mächtig und ist gefährlich, — gefährlich weil es von mächtigen Parteigängern unterhalten und benutzt wird. Es kommt hier nicht darauf an w i e es entstanden ist und w e r es besonders verschuldet hat. Es ist vorhanden, bedroht uns, und muß beseitigt werden. Dazu gibt es nur ein Mittel: die Betheiligung des Volkes an den Arbeiten und Leistungen der Bundesbehörde.

Wahrscheinlich komme ich hier auf den ersten Punkt in welchem ich eine von der Ihrigen abweichende Meinung hege. Ich bin aber der Meinung daß ohne die treibende Kraft des Volkes, welches für das Föderativsystem gewonnen werden muß, kein kräftiges Leben in den deutschen Bund zu bringen ist, und daß der Zweck nur auf die angedeutete Weise erreicht werden kann. Weit bin ich davon entfernt eine „verfassunggebende Nationalversammlung“ wiederholt zu wünschen, und eben so wenig halte ich das Werk von 1849 für das auf was man zurückkommen soll. Vielmehr ist meine Meinung die daß von den Regierungen ein Plan vereinbart werden

sollte, nach welchem Ausschüsse der Kammern, beziehungsweise der Landesvertretungen und Provinzialversammlungen, aller deutschen Länder zu einer allgemeinen deutschen Volksvertretung am Bunde zusammenzutreten berufen würden. Diesen Gedanken genauer auszuarbeiten ist eine der wichtigsten Aufgaben aller patriotischen Männer. Der Vorschlag trifft mit den Gedanken Vieler zusammen. Ein preußischer Staatsmann hat erst kürzlich mir eben denselben ausgesprochen, und was Oesterreich betrifft, so dürfte derselbe der einzige sein auf den dieses mächtige Bundesglied eingehen zu können glauben wird.

Zunächst wichtig scheint mir dann die Gründung eines *höchsten Gerichtshofes* für die gesammten Bundesländer. Streitigkeiten wie die Kurhessische, und, von der *einen* Seite auch die schleswig-holsteinische, müssen nicht wieder vorkommen. Nur ein Bundesgericht aber kann sie verhüten oder in anständiger Weise schlichten. Die Mitglieder dieses Gerichtshofes müssen Männer allerersten geistigen Ranges in der Nation sein, im Ansehen so hoch gestellt daß in ihrer Stellung die Majestät des Rechtes auf eine wahrnehmbare Weise an den Tag tritt. Nicht Volksagitation, sondern die Gründung eines solchen Gerichtes ist das was uns auf die Dauer gegen mögliche unpatriotische Handlungen einzelner Bundesstaaten schützen muß, und auch auf das „Nichtmajorisiren lassen" hat nur ein Bundesgericht Antwort zu geben. Die richterliche Gewalt muß überhaupt in den inneren Verhältnissen jeder Bundesgenossenschaft die vorherrschende sein.

Die bessere Ausbildung der *militärischen* Gewalt des Bundes dagegen kann nicht auf eine Reform der Bundesversammlung warten. Was in diesem Gebiete Bedürfniß ist, muß noch unter den gegenwärtigen Umständen geschaffen werden.

Und die Centralgewalt! — Wo ist die Centralgewalt? höre ich rufen. — Ich theile mir das Wort in seine zwei Bestandtheile. Der erste bedeutet den Centralismus; der zweite bedeutet daß zu seiner Einführung Gewalt gebraucht werden soll. Ich bin gegen das eine so entschieden wie gegen das andere. Haben wir eine durch ein Volkshaus ergänzte Bundesbehörde, haben wir ein in fester Hand ruhendes Bundescommando, haben wir die Gegenseitigkeit des diplomatischen Verkehres mit dem Auslande, welcher jetzt vom Bunde nur einseitig betrieben wird, und haben wir ein höchstes Bundesgericht, so scheinen mir die nächsten Bedürfnisse befriedigt zu sein. Was sich weiter im Verlaufe der Zeit als Bedürfniß der Vollziehungsgewalt herausstellen mag, muß auch zu seiner Befriedigung der Zeit überlassen bleiben. 1848 glaubte das Volk alle seine Beschwerden seien vorüber, da es nun ein Parlament habe. Jetzt sucht man ihm glauben zu machen das Heil Deutschlands beruhe in einer Centralgewalt. Will man mit dem Föderalismus nicht radical brechen, so nennt man sie Hegemonie. Die Hegemonie aber ist nichts als die Raupe, die Centralgewalt ist die Puppe, und der Schmetterling endlich soll der preußisch-deutsche Einheitsstaat werden. Es ist nicht übel gedacht, aber eben nur gedacht. Für Die aber welche einen solchen stufenweisen Gedankengang nicht durchschauen, ist die Centralgewalt nur eine fixe Idee, der sie um so leidenschaftlicher anhängen, je weniger sie dem Gedanken eine klare Form zu geben wissen. Die Bundesversammlung selbst ist schon eine Centralgewalt. Sie bedarf nur der Verstärkung und der besseren Organisation. Das muß in der innern Politik unser Ziel sein. Freiheit und Gerechtigkeit, und Bildung und Wohlstand im

Innern, Macht aber nach außen, — mehr kann die Nation nicht wünschen. Ich kann nicht einsehen daß zur Erreichung dieser Güter ein Umsturz aller unserer Verhältnisse erforlich sei. Wohl aber kann ich einsehen daß durch einen solchen Umsturz die Existenz unserer Nation überhaupt auf's Spiel gesetzt wird.

Mein Brief ist länger geworden als ich beabsichtigte. Für Sie wird er dadurch wenig gewonnen haben, für die Sache aber vielleicht doch etwas. Dies würde der Fall sein, wenn durch denselben für uns Beide, und Andere welche uns vielleicht zustimmen werden, die Bedingungen der Möglichkeit eines planmäßigen Zusammenwirkens gefördert würden. In diesem Falle hätte ich meinen Zweck erreicht, und würde ihren weiteren Aeußerungen mit dem gespannten Interesse folgen welches ihre geistvollen Arbeiten in mir erweckt haben.

VI.

Deutschland in der österreichischen Verfassungsfrage.

(Kolatschek's „Stimmen der Zeit," 1. Nov. 1860.)

Deutschland in der österreichischen Verfassungsfrage.

Heidelberg, den 12. October 1860.

Sie haben freilich nicht Unrecht daß in einer gewissen Entfernung von den Gegenständen ein Vortheil für die richtige Anschauung liege. Aber der Vortheil des entfernteren Standpunktes läßt sich nur unter gewissen Voraussetzungen benutzen, — vor Allem nur unter der, daß man die Dinge schon in der Nähe kennt. Es ist sehr wahr, auch in der Politik gehört entweder ein hoher oder ein entfernter Standpunkt dazu, wenn die Charakterzüge des Ganzen nicht vor den Einzelnheiten verschwinden sollen; aber von der Höhe oder aus der Ferne sieht man das Ganze wie es wirklich ist und ohne die Täuschungen des Sinnes uud der Einbildungskraft doch nur dann richtig, wenn man es im Einzelnen kennt. Bemerkt man in der Nähe den Wald nicht vor Bäumen, so verschwinden in der Ferne die Bäume vor dem Walde; es sei denn man habe sich in diesem schon hinreichend bewegt um seine Zusammensetzung zu kennen, und nach dieser Kenntniß zu wissen was diese oder jene Figur oder Schattirung in der Fernsicht zu bedeuten hat.

Diese Kenntniß ist Das was mir bei Beurtheilung der österreichischen Verhältnisse fehlt, und deren Mangel mir im Aussprechen eines Urtheils über die Bedürfnisse der politischen

Organisation des Reiches die Pflichten der Bescheidenheit und Vorsicht auferlegt.

Es giebt freilich eine sehr zahlreiche Classe von Menschen die in der bloßen Anerkennung der Nothwendigkeit genügender Kenntniß der Verhältnisse schon den Anhänger bestehender Mißbräuche oder Mängel wittern. „Was!" — rufen sie — „Der verlangt auch noch daß man die Verhältnisse kenne? — die österreichischen Verhältnisse, die ja eben Das sind was abgeschafft werden muß? — Wir kennen diese Verhältnisse auch nicht; hindert uns Das aber zu wissen daß sie verfault sind und weg müssen? Oesterreich braucht keine Verhältnisse sondern eine Verfassung — eine Constitution!" —

In den vierziger Jahren, zur Zeit der sogenannten „Schweizerwirren" stand ich, um meinen schweizer Paß visiren zu lassen, mit der ganzen Schüchternheit welche damals durch die Verhältnisse geboten war, vor einem Polizeibeamten der Stadt Leipzig. Wahrscheinlich um mich zu ermuthigen, knüpfte der Diener der öffentlichen Sicherheit mit sächsischer Humanität ein Gespräch mit mir an. „So!" — sagte er — Sie kommen aus der Schweiz? Da haben sie auch eine ewige Unruhe. Was wollen eigentlich die Leute? Die wollen gewiß eine Constitution?" — Um die nämliche Zeit hat unser Freund Prutz ein Gedicht an den König von Preußen drucken lassen in welchem es heißt:

„Sprich aus das Wort: Constitution!"

Der König von Preußen soll damals, nachdem er das Gedicht gelesen, das Blatt mit der Bemerkung bei Seite gelegt haben: „der närrische Kerl kann ja das Wort selbst

nicht aussprechen." — Aber — das Wort recht oder falsch ausgesprochen — eine Thatsache bleibt es daß zu jener Zeit der deutsche Dichter und der sächsische Polizeimann in der Ueberzeugung zusammentrafen der Welt fehle eine Constitution, — ein Zusammentreffen welches, von so entschiedenen Gegensätzen in der Gesellschaft ausgehend, als entscheidend für das damalige Vorhandensein des Bedürfnisses betrachtet werden darf. Noch heute ist dieses Bedürfniß nicht überall befriedigt. Die Reihe ist jetzt an Oesterreich. „Was fehlt eigentlich dem Lande?" fragen wir theilnehmend. Was Anderes als eine „Constitution?" — Im provisorischen Reichsrathe selbst ist das Wort schon „ausgesprochen", und die Zeit wird kommen wo — —

„— Zeit wird kommen?" — rufen empört die nämlichen Menschen. „Weshalb ist die Zeit noch nicht da? Braucht es überhaupt in unserem aufgeklärten Jahrhunderte Zeit einem Lande eine Verfassung zu geben? — Ist Das gegenwärtig noch eine Kunst? — Oder solltet ihr da draußen nicht weit von der Türkei in der Bildung noch nicht so weit fortgeschritten sein wie wir hier? — — Hat denn kein „Rotteck und Welcker" gelebt? — Lebt ein Welcker nicht noch heute? — Kann man nicht von Wien einen Brief an ihn schreiben? Aber — sollte wirklich Niemand in Oesterreich das Staatslexikon haben? — Weshalb zögert also die österreichische Regierung? — Kann man darin etwas Anderes als bösen Willen erkennen? — Ha! — Es ist klar! — Sie mag nicht! Sie will nicht! — Sie betreibt ihr altes ruchloses Spiel! — Sie will Zeit gewinnen bis zur Warschauer Zusammenkunft, wo (zum Glück ist aber der Prinz-Regent dabei) der Menschheit neue Fesseln geschmiedet werden sollen!" —

Was soll ich sagen? — Wie soll ich meine alberne

Rücksicht auf die „Verhältnisse" entschuldigen? — Ich sehe wie weit ich zurück bin, und gestehe beschämt daß ich mit der Aufklärung nicht mehr Schritt halten kann. — Wie glücklich sind Die welche noch jung oder schon alt genug sind die politischen Aufgaben der Zeit in dieser Einfachheit zu erkennen! Sie sind nie mit ihrem Urtheil in Verlegenheit. Sie wissen immer, was geschehen sollte. Sie kennen Freund und Feind an der Parole, und die Parteiverhältnisse enthalten für sie niemals eine Schwierigkeit. Und kommt ihnen ja einmal ein zweideutiges Individuum in den Wurf, so machen sie es zwar nicht wie die patriotischen Damen Neapels, welche, nach Hans Wachenhusen's interessanten Schilderungen, dem Inquirenden das Messer vor den Augen blinken lassen, indem sie ihm zurufen: „una, crida una!" — — aber — als verständige Deutsche — rufen sie einfach: „Halt! Wer da! Sprich aus das Wort Constitution!" —

Aussprechen kann ich es auch; ich kann aber mein beschränktes Vorurtheil nicht überwinden, daß damit so Wenig geleistet ist wie mit dem Nachweis daß ein Reich oder Staat eine Constitution besitzt. Denn es geht den Staaten wie den Menschen: eine Constitution hat jeder, nur nicht jeder eine gute. Alles kommt auf die Beschaffenheit an. Auch Rußland und die Türkei haben die ihrigen, und was ist das Gesetz daß neue Steuern und Anleihen der Genehmigung des Reichsrathes bedürfen — was ist es Anderes als ein Paragraph der gegenwärtigen Constitution Oesterreichs? Ob dieses Gesetz mit anderen Reichsgesetzen systematisch zusammengestellt und das so entstehende Ganze förmlich unter dem Namen einer Constitution oder Verfassung promulgirt worden ist oder nicht, das macht nicht das Wesen der Sache aus, und

ebenso wenig macht es das Wesen der Sache aus, ob das was wirklich, mit oder ohne Namen, die Verfassung eines Staates bildet, so oder so hervorgebracht wurde. Das was das Wesen der Sache ausmacht ist daß die Verfassung nicht ein abstractes Ding, sondern die mit wirklichem politischen Leben erfüllte Form des Staates ist. Erzeugt und unterhalten kann diese Form immer nur von den Mächten werden welche dem inneren Leben des Staates seinen Charakter und seine Richtung geben. Eine Verfassung ist nicht nur eine Rechtsfrage, sondern immer zugleich eine gesellschaftliche Machtfrage; und selbst dann wenn sie ausschließlich von Rechtsansprüchen ausgeht, sind diese Rechtsansprüche nur die Folge veränderter Machtverhältnisse innerhalb der Bestandtheile des Staates. Die Bewunderer liberaler Stichwörter legen also offenbar einen täuschenden Werth auf die Thatsache daß das Wort „Reichsverfassung" im Reichsrathe „ausgesprochen" worden ist, denn es ist damit Nichts weniger als etwas Neues gesagt. Eine Verfassung hat das Reich immer gehabt und wird es immer haben. Was uns interessirt ist nur, ob sie so wie sie ist den Bedürfnissen entspricht. Das ist nun allerdings in Oesterreich nicht der Fall, — dies steht außer Zweifel, und ist von allen Seiten, vom Kaiser und seinen Ministern, vom Reichsrathe und vom Volk anerkannt. Es handelt sich also um Veränderungen zum Besseren, um Abschaffung unzweckmäßiger und Einführung zweckmäßiger Einrichtungen, überhaupt also um Reformen, welche, so tief eingreifend sie nöthig sein mögen, doch immer Nichts sind als Reformen, und zwar Reformen nicht aus dem Princip sondern aus dem Bedürfniß, nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit die sich aus der inneren und äußeren Lage des Landes ergeben.

In diesem Sinne hat auch der Verfasser der „Neun

Briefe über Verfassungs-Reformen in Oesterreich," wie schon aus diesem Titel abzunehmen, die Aufgabe gefaßt. Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne zu erklären welche Summe von politischer Bildung und Einsicht, von Geist und Scharfsinn ich in dieser Schrift bewundere. Ich habe dieselbe mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen; zwar nicht ohne anfangs bei sehr wichtigen Punkten wesentliche Einwendungen zu machen, aber auch nicht ohne bei fortgesetztem Lesen eine immer tiefere Durchdringung des Gegenstandes von Seiten des Verfassers entdecken und als Grund seiner mir vorher anstößigen Vorschläge anerkennen zu müssen. Die Verhandlungen des Reichsrathes, so weit sie die Verfassungsfrage betreffen und dem Publikum bekannt sind, treten vor dem Geiste und Gehalte dieser Schrift sehr in den Schatten. Eine auffallende Erscheinung negativen Charakters haben aber die „Neun Briefe" mit den Verhandlungen des Reichsrathes gemein: die gänzliche Abwesenheit einer Bezugnahme auf das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland. Ist dieses Verhältniß in Oesterreich überhaupt so sehr im Bewußtsein zurückgetreten daß es nicht in Betracht zu kommen schien? — Verboten Rücksichten der Klugheit es zu besprechen? — Oder hat Oesterreich für den Augenblick zu viel mit sich selbst zu thun, um dem Verhältniß früher als nach Erledigung dessen was zur Erhaltung des Reiches Noth thut Aufmerksamkeit zuwenden zu können? — Vielleicht haben sich alle drei Gründe vereinigt. Und doch, so stark sie in dieser Vereinigung wirken mochten, müssen wir die Erscheinung eine auffallende nennen, und zu ihrer Erklärung scheint nur die Annahme ausreichend, daß man in dem Verhältniß zu Deutschland ein

Hinderniß für die Lösung der inneren Aufgabe Oesterreichs erkennen zu müssen glaubt. Wäre diese Angabe richtig, dann dächte man auf österreichischem Standpunkte gerade so, wie auf deutschem die Männer denken welche in dem Verhältniß zu Oesterreich das Haupthinderniß für die Lösung der deutschen Frage sehen. Ich glaube daß man hiermit auf beiden Standpunkten den Dingen nicht auf den Grund geht. Nur bei dem Versuche einer falschen Lösung der deutschen Frage auf der einen, und der österreichischen Frage auf der andern Seite ist die eine Frage der anderen im Wege; zu einer richtigen Lösung unterstützen sie sich gegenseitig.

Hierbei ist insofern der Gang der Entwickelung ein glücklicher gewesen, als nicht wieder, wie 1848, beide Fragen zu gleicher Zeit zur Entscheidung drängen. In jener Gleichzeitigkeit lag der hauptsächlichste Grund einer unlösbaren Verwirrung des Knotens, und war die Unvermeidlichkeit seiner Durchhauung gegeben. Lösen kann man nur wenn man ruhig eine Operation nach der anderen ausführt. Und glücklich ist es doppelt, wenn die Lösung der österreichischen Frage der der deutschen vorausgeht. Es ist ein Fundamentalsatz für die günstige Gestaltung der vereinten deutschen und österreichischen Angelegenheiten, daß Oesterreich seinen Bestand als Ganzes sicher gestellt und sich definitiv eingerichtet habe, bevor die Dinge zur Entscheidung über eine Reform des deutschen Bundes kommen.

Die Lösung der österreichischen Frage ist eine Vorbedingung für die Lösung der deutschen, — nicht umgekehrt. Wenn der Verfasser einer eben erschienenen Schrift: „Die Sonderstellung Ungarns vom Standpunkte der Einheit Deutschlands“ von dem umgekehrten Verhältnisse,

der Priorität der deutschen Frage ausgeht, so verwechselt er — und wohl nicht ohne Absicht — die ideale Priorität seiner Parteiwünsche mit der realen Priorität der wirklichen Verhältnisse und Begebenheiten. Diese haben einen Lauf genommen der die österreichische Frage, in welcher Weise es auch sein mag, zur Entscheidung bringen wird ehe von einer Entscheidung der deutschen die Rede sein kann. Indem der Verfasser der genannten Schrift sich von Anfang an stellt, als ob es lediglich auf die Lösung der deutschen Frage ankomme was aus der österreichischen werden soll, sucht er deshalb doch nur auf die letztere einzuwirken, weil er sehr wohl weiß daß in der Wirklichkeit diese der ersteren vorausgehen wird. „Er will sich," sagt er (S. 3), „bloß mit der Untersuchung jener Folgen beschäftigen welche eine zweckmäßigere Organisation der staatlichen Einrichtungen Deutschlands auf die inneren Verhältnisse der österreichischen Monarchie nothwendig nach sich ziehen muß," — aber er beschäftigt sich in Wahrheit mit den Folgen welche umgekehrt aus einer zweckmäßigeren Organisation Oesterreichs für Deutschland hervorgehen müssen. Er wendet sich auch keineswegs an Die in deren Händen die Organisation Deutschlands liegt und von denen also jene Folgen für Oesterreich abhängig wären, sondern an Die in deren Händen ihm das Schicksal Oesterreichs zu liegen scheint — nämlich die Ungarn, und er beweist ihnen daß sie sich nun und nimmermehr dazu verstehen werden mit den deutsch-österreichischen Provinzen in einem anderen Verhältnisse als dem der Personalunion zu leben. Er beweist ihnen auch daß die Personalunion dem politischen Bedürfnisse aller Betheiligten vollkommen Genüge leistet. Der Verfasser stellt sich dabei als wäre er ein Oesterreicher, —

und wäre er wirklich ein solcher, so könnte er kaum etwas Anderes als ein Ungar sein, trotz dem Ausgehen vom deutschen Standpunkte und der Fiction einer Priorität der deutschen Frage. Aber die Fiction ist wahrscheinlich eine doppelte, und ich möchte wetten, der Verfasser ist so wenig ein Ungar wie ein Oesterreicher überhaupt. Was er auch sei, — ich will gern anerkennen daß der Gedanke der nationalen Arrondirung Deutschlands, vorläufig als Bundesstaat mit der Aussicht auf spätere straffere Einheitsform, in der Regel mit geringerem Verstand und Geschick vertreten worden ist als es von ihm geschieht; aber dennoch von ihm nicht mit hinreichendem Geschick um die Absicht, wie es doch für seinen Zweck nöthig gewesen wäre, zu verbergen. Daß er ein deutscher Centralist, verräth sich z. B. S. 16, wo er bemerkt daß für Deutschland die Einheit eines centralisirten Staates allerdings weder durch die Begeisterung des Volkes noch durch den Willen der Regierungen plötzlich geschaffen werden könne; oder S. 19, wo wir lesen: „daß das Streben nach nationaler Einheit im gegenwärtigen Augenblicke nicht durch die Begründung eines einheitlichen centralisirten Staates, sondern nur durch die Einführung einer zweckmäßigen Bundesverfassung befriedigt werden kann." Also nicht „plötzlich" aber allmälig, — „nicht im gegenwärtigen Augenblicke" aber später, soll Deutschland ein centralisirter Einheitsstaat werden, und aus diesem Grunde darf Ungarn mit den deutsch-österreichischen Ländern in keinem engeren Verhältnisse als dem der Personalunion stehen. „Ja es ist gewiß" — lesen wir S. 96 — „daß, auch im Fall Ungarn eine andere Art der definitiven Constitution des österreichischen Staates für wünschenswerth hielte, dies jene

Verhältnisse, welche die Sonderstellung Ungarns nothwendig machen, nicht verändern könnte." — Also selbst wenn die Ungarn in einem engeren Verbande als dem der Personalunion mit Oesterreich stehen wollen, sie dürfen es nicht, weil ein solcher engerer Verband, nach der Meinung des Verfassers, dem Interesse Deutschlands und Europa's widerspricht. Ja — wenn man die Schrift aufmerksam liest, findet man daß Ungarn nicht einmal in dem gleichen Zollgebiete mit Oesterreich verbleiben darf. Denn der deutsche Zollverein soll nach des Verfassers Anschauungsweise alle deutsche aber keine nichtdeutschen Länder umfassen. Die deutsch-österreichischen Länder also müssen dazu kommen; Ungarn aber muß ausgeschlossen bleiben; die Zollschranken an der deutsch-ungarischen Grenze müssen darum wieder hergestellt werden. Zu solchen Dummheiten kann selbst ein offenbar gescheuter und gebildeter Mensch durch eine fixe Idee kommen. — Und in diesen Dummheiten, zusammen mit der Vermeidung der Berührung Galiziens und der polnischen Frage, weil diese ja zugleich eine preußische ist, verräth sich der Verfasser vollständig als preußisch-deutschen Centralisten im Geiste der Reichsverfassung von 1849 und insbesondere als Anhänger von §. 2. Weshalb hat er aber nicht den Muth gehabt zu sagen: „Die deutsche Reichsverfassung von 1849 besteht zu Recht. Paragraph 2 dieser Verfassung bestimmt, daß wenn ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt hat, das deutsche eine von dem nichtdeutschen getrennte eigne Verfassung, Regierung und Verwaltung haben soll. Wir machen Oesterreich bei seinen projectirten Verfassungsreformen hierauf aufmerksam, damit man sich in Wien nicht unnöthige Mühe gebe." — — Hätte der Verfasser so gesprochen, er hätte

sich wenigstens in der fixen Idee als consequent bewiesen. Er hätte zwar vergessen daß der zweite Paragraph der deutschen Reichsverfassung von 1849 eben das ist was ihre Ausführung zur vollkommenen Unmöglichkeit gemacht, — er hätte aber nicht vergessen daß ein Recht welches man zur Geltung bringen will, bei jeder Gelegenheit wenigstens mit den Ansprüchen auf Geltung auftreten muß.

Wer freilich zur Partei der Minorität gehört hat die in Frankfurt bei Annahme des Paragraphen 2 überstimmt wurde, — — wer dann, sei es aus Achtung vor einem wenn auch nicht gebilligten parlamentarischen Beschlusse, oder um zu zeigen daß es in Deutschland Männer giebt denen die praktische Richtigkeit des doctrinären Dünkels ein Ekel ist, — wer, sage ich, es dann als selbstverständlich betrachtet hat daß er für ein einmal beschlossenes, wenn auch gegen seine Stimme beschlossenes Werk sein Leben einsetze, während die doctrinäre Feigheit sich in die Schulstuben verkroch, — — wer nach allem diesen sich über zwecklos vergossenes Blut mit dem Bewußtsein getröstet daß das Werk doch Nichts getaugt hat und sein Unterliegen ein Glück für die Nation war, — — wem endlich in dieser letzten Ueberzeugung die Existenz von §. 2 entscheidend war, — — — Der kann in dem Versuche das schon einmal Verworfene der Nation noch einmal zuzumuthen, in der That nur Etwas finden was am Besten unbezeichnet bleibt.

Vor zweierlei falschen Rathgebern hat sich Oesterreich im eignen und im deutschen Interesse in Acht zu nehmen: vor solchen welche das zu lose Band der Personalunion, und vor solchen welche die zu straff gezogene Fessel der Staatseinheit empfehlen. Oesterreich ist kein Staat sondern

ein Reich, und soll kein Staat werden sondern ein Reich bleiben. Aber wie der Verfasser der besprochenen Schrift zur bloßen Personalunion mit Ungarn räth, in der bestimmten Voraussicht daß durch die fortgesetzten Agitationen der deutschen Centralisten auf der einen und aller übrigen Feinde Oesterreichs auf der anderen Seite auch dieses lose Band bald zerreißen würde, so rathen zahlreiche andere Stimmen zu einer centralistischen Repräsentativverfassung nach gewöhnlicher Schablone, in der ebenso bestimmten Voraussicht, daß, wenn der Versuch dazu scheitern sollte, eine Revolution in Oesterreich kaum ausbleiben und ein Zerfallen des Reiches wahrscheinlich werden würde, während im Fall des Gelingens die endgiltige Trennung Oesterreichs von Deutschland entschieden und der Weg zur Gründung Kleindeutschlands geebnet wäre. Im ersten Fall wäre man der nicht-deutschen Länder Oesterreichs los, die der Nationalitätsdoctrin im Wege sind, im zweiten Falle hätte man sich, nach dem Rathe eines berühmten Philosophen in partibus infidelium, des ganzen Oesterreichs entledigt, was für einen noch größeren Gewinn gehalten wird; denn: „ärgert dich dein Glied so haue es ab und wirf es von dir!“ —

Es ist für den vorurtheilsfreien Politiker klar daß Deutschland am Bestande Oesterreichs ein ebenso großes Interesse hat wie Oesterreich selbst. Es gibt freilich Nationen deren Interesse weder mit dem deutschen noch mit dem österreichischen zusammentrifft. Auch die Politiker dieser Nationen sehen die Solidarität der deutschen und österreichischen Interessen ein; aber eben darum bemühen sie sich in der entgegengesetzten Richtung. Zur Belehrung Derer welche in Deutschland den gemeinsamen Feinden beider Länder in die Hände arbeiten, ist bei anderen Gelegenheiten von Anderen schon

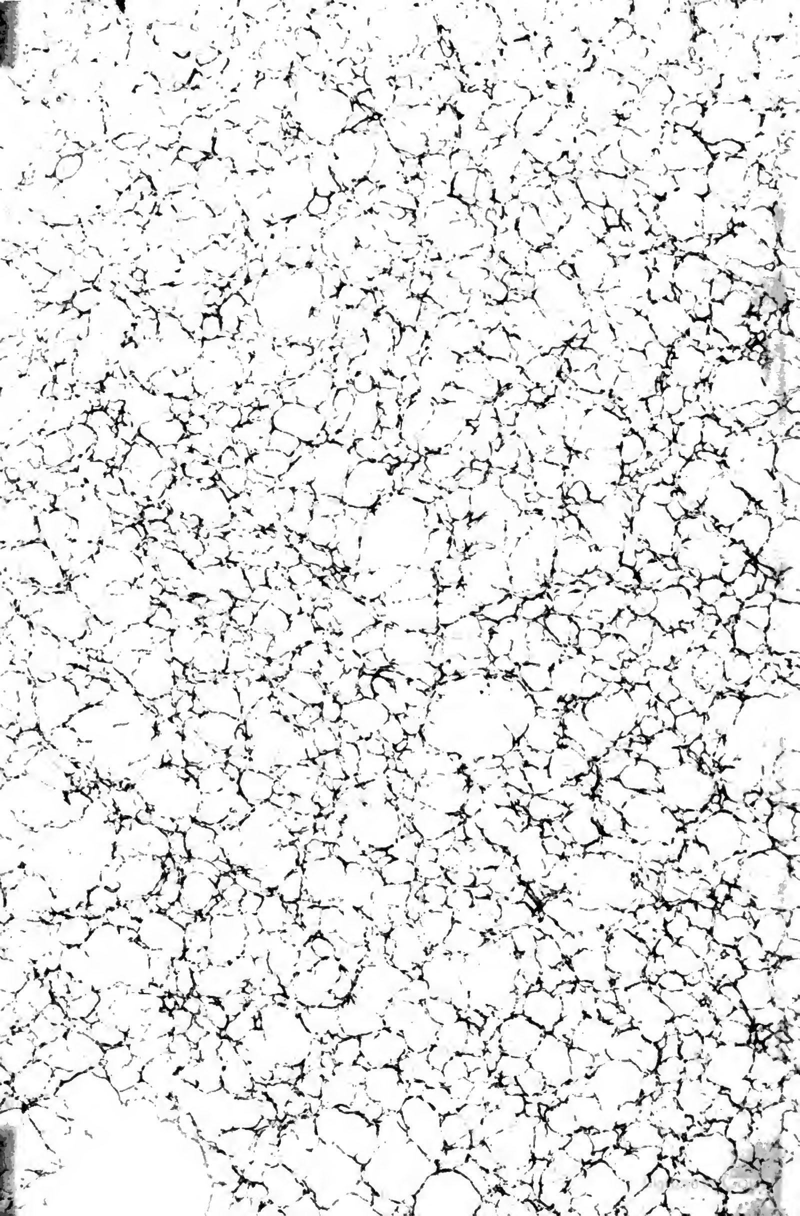
zu Viel gesagt worden; jedenfalls ist es nicht mein Zweck, diese Seite der Sache zu behandeln. Ich wende mich hier vielmehr gegen die Oesterreicher welche den umgekehrten Fehler begehen, den Fehler die Wichtigkeit Deutschlands für Oesterreich zu verkennen. Ich möchte solche Leute österreichische Gothaer nennen, und nicht minder wirksam als die deutschen Gothaer arbeiten sie den Feinden beider Länder in die Hände. Deutschland bedarf Oesterreichs, aber Oesterreich bedarf nicht minder Deutschlands, und das bloße Nebeneinanderbestehen von Kleindeutschland und Oesterreich würde für dieses so wenig befriedigend sein wie für jenes. Es ist wahrscheinlich daß auf die Organisirung Oesterreichs als eines constitutionellen Einheitsstaates im Geiste des gewöhnlichen Repräsentativsystemes sehr bald die Bildung Kleindeutschlands folgen würde. Mindestens würde der Versuch dazu gemacht werden, und viel ernstlicher als bisher. Durch eine starke und consequente Majorität der nichtdeutschen Elemente eines nach der Volkszahl gewählten österreichischen Parlamentes würde aber die Regierung bald gezwungen werden nicht nur aus dem deutschen Bunde auszutreten, — wozu von kleindeutscher Seite entgegenkommend mitgeholfen würde, — sondern auch die deutschen Mittel- und Kleinstaaten ihrem Schicksale zu überlassen, so daß dann selbst deren Vereinigung zu einer westdeutschen Union — die letzte Hoffnung auf eine höhere Einheit des ganzen deutschen Systemes — nicht gelingen könnte. Sie würden theils an Preußen theils an — Frankreich fallen. Nehmen wir aber an es gelänge, ohne einen Gebietsverlust an den westlichen Nachbar, Kleindeutschland zu gründen: ist es nicht klar daß ein anderes als ein feindschaftliches

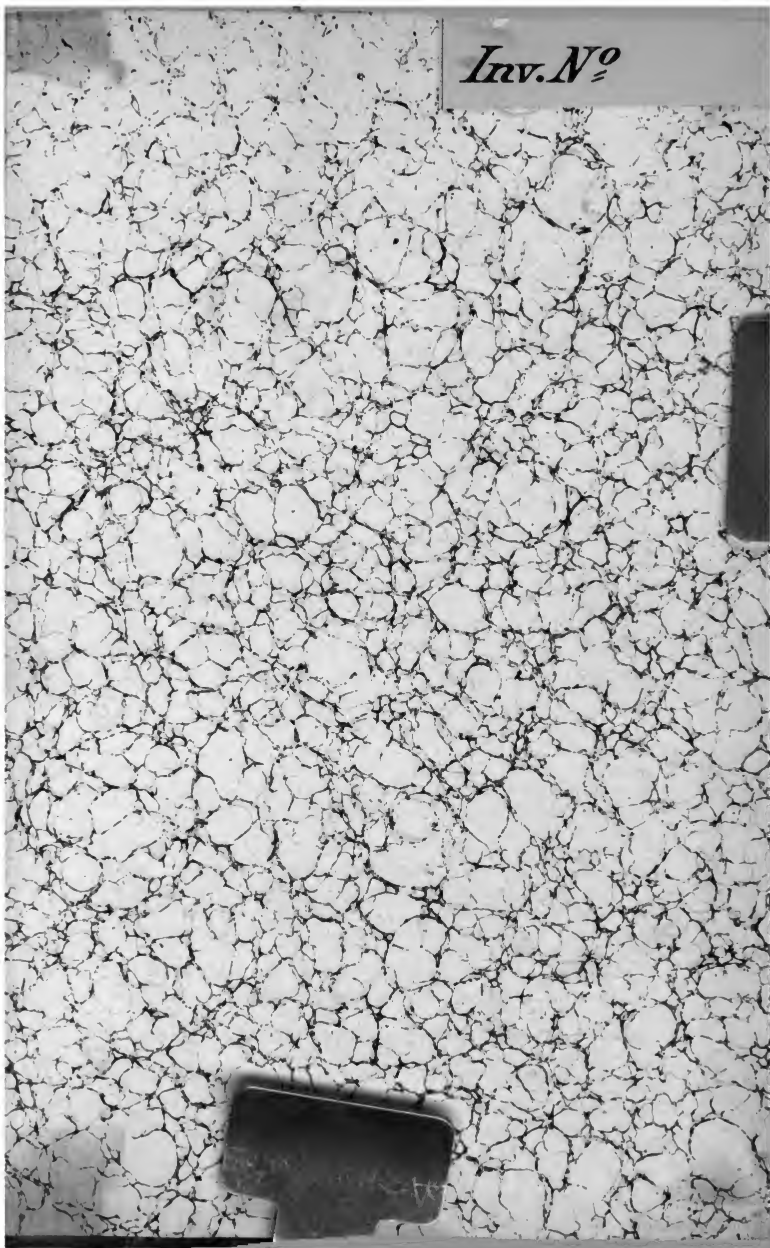
Verhältniß zwischen diesem letzteren und dem abgesonderten Oesterreich gar nicht möglich wäre? Würde auf deutscher Seite das Streben die deutsch-österreichischen Länder zu Deutschland herüberzuziehen jemals ruhen, würde also Oesterreich jemals ohne Mißtrauen sein können? Eine Schwächung Oesterreichs bliebe im deutschen, eine Schwächung Deutschlands im österreichischen Interesse. Was aber Deutschland von Westen her, würde Rußland von Norden und Osten, und mittelbar im Verein mit Italien und Frankreich von Süden her versuchen. Wo wollte Oesterreich gegen solche fortgesetzte Zerreißungsversuche die Kraft des Widerstandes finden? Mit Recht sagt daher Bruck in der hinterlassenen Denkschrift über „die Aufgaben Oesterreichs:" — „Die Pflege und Fortbildung des deutschen Zusammenhanges ist der Kern der neuösterreichischen Politik." — Freilich darf diesem Zusammenhange kein wesentliches österreichisches Interesse geopfert werden; aber Dies kann bei der Solidarität der deutschen und österreichischen Interessen auch gar nicht geschehen.

Die Verfassung welche für Oesterreich in den „Neun Briefen" vorgeschlagen wird, ist vollständig geeignet ein den beiderseitigen Bedürfnissen entsprechendes Verhältniß zu Deutschland zuzulassen und zu begründen. Es sind von diesem Ausgangspunkte zwei Wege für die weitere Entwickelung der Verhältnisse möglich, und es wird dann hauptsächlich von Preußen abhängen welchen von beiden die Geschichte einschlagen wird.

Erlauben Sie mir aber daß ich bei dieser Andeutung abbreche.






Inv. Nº









